



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

334

● ● ●

தகவல்கள்

● ● ●

11-17-78 11:15 AM

• 2 n . i s d i d K s f i r e

1828 1111 1111

● 2011年10月10日 星期一 ●

G e s c h i c h t e
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von
Friedrich v. Herz.

Fortsetzung vierter Theil.
Erste Abtheilung.

Mainz 1828,
in der Simon Mülerschen Buchhandlung.

G e s c h i c h t e

der

Religion Jesu Christi.

von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Herz.

Neunzehnter Band.

Erste Abtheilung.

Mainz 1828,

in der Simon Mülkerschen Buchhandlung.

21616100

110

Hande und nageilte

ne

gedruckt und nageilte nageilte

gedruckt

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Meidel.

Hande und nageilte

Hande und nageilte

Hande und nageilte

Hande und nageilte

Hande und nageilte

911
S875ge
1817

v. 19, Pt. 1

Des

zweiten Zeitlaufes siebzehnter Zeitraum.

Von dem Regierungsantritt Justinian's des Großen 527 bis zu dessen Tode 566.

I.

1. Nicht unbedeutend war das Erbe, das dem glücklichen Sohne der Vigleniza,^{*)} durch den Tod seines Oheims anheimfiel. Die Grenzen des oströmischen Reiches waren beinahe noch dieselben, wie zu den Zeiten Theodosius des Großen. Alle jenseits des adriatischen Meeres von Rom einst bezwungene Nationen gehorchten noch immer dem Kaiser von Constantinopel und das Reich, das er beherrschte, erstreckte sich auch jetzt noch, wie unter dem Vater des Arcadius, von dem rechten Ufer der untern Donau bis an die albanischen und iberischen Thore,^{**)} und

^{*)} So hieß Justinian's Mutter, gleich dessen Vater Isidor, ebenfalls in Dardanien von äußerst dürftigen Aeltern aus dem niedrigsten Stande geboren. Nach der Thronerhebung des Justinus, ward auch der Name Vigleniza von den Römern in Vigilantia verwandelt.

^{**)} Die beiden Hauptpässe von Norden gegen Süden des in einer Länge von mehr als 120 Meilen sich hinziehenden.

von dem Fuße des Kaukasus bis an den Euphrat und die Grenzen Aethiopiens und Arabiens.

2. In den zwei und siebenzig, größtentheils von der Natur überschwänglich gesegneten Provinzen zählte Hierocles, ein Zeitgenosse Justinians, über neun hundert acht und dreyßig Städte, wovon mehrere, in Ansehung ihrer Bevölkerung, ihres Reichthums und der Pracht ihrer Gebäude, den ehemaligen Königsitzen des Orients sich gleichstellen konnten. Ein größtentheils mildes und freundliches Klima vermehrte überall den Vegetationstrieb der Natur, gab der Erde eine verdoppelte erzeugende Kraft; und ward ländliche Betriebsamkeit nicht durch den Druck einer raubgierigen Verwaltung gelähmt, so lohnte die Fruchtbarkeit eines dankbaren Bodens oft zehnfach den Schweiß und die Arbeit des Landmanns. Ohne selbst Mangel besorgen zu müssen, lieferte der schmale aber vollreiche Landstrich Aegyptens noch immer den Einwohnern von Constantinopel jährlich zweimal hundert tausend Malter Korn, und bezahlte, ohne zu murren, noch überdies achtzig tausend Goldstücke für die

den, und mit seinen Nesten die Länder Colchis, Iberien und Albanien nach allen Richtungen durchschneidenden kaukasischen Gebirges. Die so eben genannten Länder machen den größten Theil des heutigen, jetzt Rußland unterworfenen Kaukasus aus. Der Schlüssel zu dem albanischen Thore war und ist auch heute zu Tage noch die Stadt Derbend, erbauet auf einem schmalen Abhänge zwischen dem Gebirg und dem caspischen Meer. — Das iberische Thor bildet ein enger, einige Meilen fortlaufender Paß des Gebirges, welcher auf der Nordseite Georgiens in eine ungeheuer weite, bis an den Don und die Wolga sich ausdehnende Ebene ausläuft.

Kosten der Wasserfracht. Kaiser Justinus hatte die Selbsterhaltung habgieriger Verwaltungsbeamten zu zügeln gesucht. Seine für das Wohl der Provinzen so segensvolle Regierung hatte der Landescultur wieder ihren gewöhnlichen Schwung ertheilt; Ackerbau und Viehzucht blüheten auf das neue wieder auf, und die nun zusehend sich vermehrenden Pflugscharen vermehrten auch bald wieder die Anzahl fleißiger Hände in den Fabriken und Manufakturen und die erhöhte bürgerliche Industrie entsprach vollkommen allen Forderungen des zur andern Natur gewordenen Luxus der Einwohner Constantinopels und der übrigen großen Städte des Reichs.

3. Hatte, durch den Untergang des abendländischen Reiches und der Barbaren Besitznahme von den ehemaligen Provinzen desselben, der morgenländische Handel auch seinen größten und vorzüglichsten Markt verloren; so ward nun durch eine Menge zweckmäßig angelegter und wohl unterhaltener Landstraßen, durch Flußschiffahrt und Küstenhandel, der Verkehr in dem Innern nur noch um so mehr belebt und erweitert. Römische Kaufleute besuchten die Messen von Sogdiana, Kischis und Samarkand und römische Schiffe die Küsten von Taprobana, Guzurate und Malabar; und als endlich durch ein Geschenk — (mehr werth als die Eroberung einer Provinz jenseits des Euphrats) — einiger persischen Mönche, welche Seidenraupeneier, in einem hohlen Rohr verborgen, nach Constantinopel brachten, die Seidencultur in den morgenländischen Provinzen einheimisch ward, so wurde auch dieser wichtige, bis jetzt bald von den Launen eines persischen Königs, bald von der Raubgier herumstreifender Horden abhängige Handelszweig eine neue Quelle des innern Reichthums. Der Hof von Con-

Constantinopel und die reichen Römer waren nun, ohne den Persern und Chinesen länger mehr dafür verpflichtet zu seyn, in wohlfeilen seidenen Stoffen gekleidet, und die römischen Seidenfabrikate, die, wenn sie auch die chinesischen nicht gerade übertrafen, ihnen doch gleichkamen, erregten bald die Schelsucht der persischen und chinesischen Kaufleute. Zum Glück gab es damals noch keine See- und Handelspolitik, und denen, welche die Meere durchschifften, droheten keine andern Gefahren, als welche das eben so anziehende als verrätherische Element in seinem eigenen Schoße erzeugt. Aber Stürme auf der offenen See sind in wohlgebauten Schiffen selten gefährlich, auch war die Jahreszeit, in welcher sie vorzüglich zwischen dem Aequator und den Wendezirkeln herrschten, den Seefahrern nicht unbekannt; und gegen die Gefahren unter der Oberfläche des Wassers verborgener Klippen konnte die Seelunde erfahrener Steuermänner sichern. Unbesorgt durchsegelten daher die Kaufleute das Weltmeer, um ihren Landesleuten Mittel zu neuen Genüssen zu verschaffen, vorzüglich um sich und ihre Familien zu bereichern. Aber dieser, wenn er seine Grenzen nicht überschreitet, erlaubte Eigennuß ward eine unverstiegbare Quelle des Nationalwohlstandes, erweiterte und bereicherte die Erbkunde, und ward ein freundliches Band, welches die verschiedensten und entferntesten Nationen friedlich umschlang. Offen stand der Ocean dem freien Verkehr aller Völker; und wäre den Chinesen, Persern, Aethiopiern und Römern der Compaß bekannt gewesen, so würde mit Hülfe dieser kleinen Zaubernadel schon damals ein neuer Welttheil sich aus den Fluthen des Meeres erhoben haben; aber bloß durch den Flug der Vögel oder von periodischen Winden geleitet, wagten sie es selten, das feste Land aus dem Auge zu verlieren, und keuerten gewöhnlich, so lange es nur immer möglich

war, längs der Küsten von einem Vorgebirge zu dem andern.

4. Was den damaligen Welthandel nicht wenig beförderte, war die immer mehr zunehmende Verbreitung des Christenthums. Den Indiern war das Evangelium gepredigt worden. Auf der malabarischen Küste hatten die Thomas-Christen einen Bischof; und auf der Insel Ceylon stand eine christliche Kirche. Es geht aus der Natur der Sache von selbst hervor, daß bei Völkern, die das Band einer Religion, welche nichts als Liebe und Frieden athmet, in einem allgemeinen Bruderbund vereint, auch jeder andere friedliche Verkehr einen desto leichtern und sicherern Eingang findet. Die Könige oder Fürsten der Homeriten und Auxumiten in Aethiopien hatten gegen das Ende der Regierung des Kaisers Anastasius das Christenthum angenommen; die letztern undängst sich in Besitz des am arabischen Meerbusen gelegenen Hafens Adallis gesetzt; und um Gold, edle Steine und köstliche Aromate zu suchen, waren ihre Schiffe schon bis an den Aequator vorgeedrungen. Hatte der Hof von Constantinopel, bejeelt von dem ehemaligen Handelsgeiste der Griechen, die Zuneigung dieses gutmüthigen, der Schifffahrt nicht unkundigen Volkes und die vortheilhafte Lage der Häfen von Adullis und Auxume zu benutzen geruht; so würde er schon damals den indischen Handel in das arabische und mitteländische Meer geleitet und Alexandrien und Constantinopel zu Stapelplätzen aller indischen Schätze gemacht haben.

5. Unter der Regierung des Zeno und Anastasius war die Geschichte des oströmischen Reiches leider bloß ein edelhaftes und jämmerliches Bild eines andern Abgrunde völliger Entkräftung wankenden Staats.

tes; aber die Regierung dieser elenden Kaiser ist nichts weniger, als der wahre historische, die innern Kräfte und den innern Werth des römischen Reiches vergleichende Standpunkt. Wirklich schien auch schon unter Anastasius unmittelbarem Nachfolger das sinkende Reich sich auf das neue wieder zu erheben, und die Majestät des römischen Namens erhielt unter Justinian bald wieder einen Theil ihres, unter zwei verdienst- und kraftlosen Regenten verlorenen Glanzes. Zwar war der Heldenmuth der Vorzeit den Römern des sechsten Jahrhunderts nicht mehr verständlich; aber eine Menge öffentlicher Denkmäler weckte noch immer große Erinnerungen; und war auch in dem Heere der Geist der alten römischen Legionen verschwunden, weckte keine einfache Bürgerkrone mehr zu unsterblichen Thaten; so war doch im einzelnen Krieger wie in ganzen Scharen das Gefühl militärischer Ehre oder Schmach noch immer von allmächtiger Wirkung. Hätten die byzantinischen Römer schon damals, wie man fälschlich wähnt, in dem Schoße der Lust und eines weichen Lebens alle ihre Kraft einküßt; so würde die Vervollkommenung der Kriegskunst ihren erfinderischen Geist längst nicht mehr beschäftigt haben; aber in der Strategie, Befestigungs- und Belagerungskunst, so wie in der sinnreichen Erfindung zerstörender Kriegsmaschinen hatten sie seit dem Sturz des weströmischen Reichs immer noch weitere Fortschritte gemacht. Die römische Grenze gegen Persien trug einen Schloß unbezwingbarer Festungen und fester Burgen auf ihrem Rücken, und eine Reihe gleichzeitiger, des Krieges kundiger Feldherren, wie Merobindus, Belisar, Sitta, Marses etc. setzten den Beherrscher der Römer-Welt in Stand, ruhig und unbesorgt selbst den vereinten Streitkräften der Barbaren zu trotzen. Der Aberglaube an eine römische Weltbeherrschung war noch nirgends, selbst nicht in der

Brust der in das Abendland eingewanderten Barbaren völlig verschwunden. Die Könige der Lazier, *) jene von Armenien, die Fürsten der Pomeriten und Auromiten betrachteten sich als Vasallen des römischen Kaisers. Alle frei in der Wüste Arabiens herumwandernde Saracenen-Stämme, welche das Christenthum angenommen hatten, folgten auf den ersten Ruf den römischen Fahnen; und Schutz ansehende Gesandtschaften barbarischer Völker erschienen nicht selten an dem Hofe von Constantinopel. Bei den Römern in dem Abendlande war obnehin der tiefgemurzelte Eindruck einer ausschließenden, persönlichen Majestät des römischen Kaisers nicht erloschen. Die Einwohner Italiens und Afrika's hofften mit Zuversicht auf ihn, als ihren künftigen, früher oder später Befreier von dem Druck arianischer Herrschaft. Auch in den übrigen, ehemaligen Provinzen des abendländischen Kaiserreichs nährten die Römer nicht minder eitle, wo nicht sträfliche Hoffnungen und, bisweilen auch mit Gewalt aus ihrem Schlummer aufgeschreckt, fuhren sie doch lange noch fort, dem Verlust ihrer schmeichelhaften Träume zu bedauern.

6. Um überhaupt das griechisch-römische Reich seinen Feinden noch ehrwürdig und furchtbar zu ma-

*) Ein scythischer Volksstamm, der aber diesseits des Kaukasus wohnte: ein autmüthiges und doch zugleich kriegerisches und täuferes Volk, das vor einigen Jahren das Christenthum angenommen hatte und dessen König Zacharias in Constantinopel war getauft worden. Den Römern zahlten die Lazier keinen Tribut, aber ihre Könige erhielten von den römischen Kaisern die Investitur ihrer Herrschaft. Für das Reich war die treue Anhänglichkeit dieses Volkes von hohem Interesse, indem es die kaukasischen Uebergräben gegen die Einfälle der wilden, südlich und nordöstlich des Kaukasus wohnenden Scythen zu bewachen hatte.

den, erforderte es gerade nicht einen Heroß von Weisheit und Kraft auf dem Throne; es bedurfte nur eines Regenten, wie Justin, von schlichtem Verstande, reinem Willen und des Krieges nicht unfähig, eines Monarchen, der vor jeder Gefahr nicht gleich erblaßte, der noch Schmach und Schande wie die Sünde floh, und dem Tugend nicht ein leerer Name und Religion nicht bloß Partheisache war.

7. Der von der kargen, nicht selten in Geiz übergehenden Sparsamkeit des Kaisers Anastasius gesammelte Schatz, welchen Procopius auf hundert fünf und zwanzig tausend Pfund Goldes angibt, *) — (nach unserm jetzigen Geldfuß, ungefähr zwei hundert Millionen Gulden) — hatte sich unter Justin's weiche Pracht verschmähenden Regierert und bot nun dessen Neffen und künftige Mittel dar, alles schon Bekannte und noch weit Größeres zu unternehmen, was sich auch viel Glänzenderes und Größere unter der Regierung Justin's und Nachwelt gaben ihm daher den Beinamen des Großen; ob mit Recht oder Unrecht, und welchen selbstthätigen Antheil er an den oft so géräuschvollen Ereignissen seiner langen Regierung gehabt, und ob er, wahrhaft hervorragend über seine Zeitgenossen, wirklich der geistige Central- und Schwerpunkt seines Jahrhunderts war: alles dieses wird die Geschichte entscheiden. Aber gewiß ist es, daß ein oder der andere günstige, oder glücklich geleitete Vorfall bei weitem noch kein Maßstab ist des in-

*) Procopius versichert, den Betrag des zurückgelassenen Schatzes von den kaiserlichen Schatzmeistern selbst erfahren zu haben.

nen Wertheß einer Regierung, oder der geistigen Größe des Regenten, sey es auch, daß dessen Daseyn nicht geradezu in dem großen Gang der Weltangelegenheiten sich völlig spurlos verliere.

II.

1. Den ersten Gebrauch, den Justinianus von seiner nunmehr ungetheilten Herrschergewalt

Die zuverlässigsten und zugleich reichhaltigsten Quellen der ganzen Kriegs-, Verwaltungs- und Hofgeschichte, während Justinian's acht und dreißigjähriger Regierung, sind unstreitig Procopius Schriften: *de bello persico, vandalico et gothico* und endlich auch seine sechs Bücher *de aedificiis*. — Procopius spricht überall als Augenzeuge; nicht nur, daß er an dem kaiserlichen Hofe, wo er in großem Ansehen stand und zu den höchsten Würden gelangte, den größten Theil seines Lebens zubrachte; er mußte auch, wegen seiner bekannten Redlichkeit und tiefen Einsicht, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, den Feldherren Belisar in allen seinen Feldzügen, in Persien, Africa und Italien begleiten. Als ein vielseitig gebildeter Geschäfts- und Weltmann, als ein Mann von ungewöhnlichem Verstande, ausgebreiteten Kenntnissen und scharfem Blicke, konnte Niemand besser als er den Lauf der Dinge beobachten, Menschen und Sachen nach Verdienst und ihrem innern Werth würdigen und, vermöge seiner Stellung und seinen persönlichen Verhältnissen, das geheime Triebwerk der Maschine und die im Verborgenen wirkenden Kräfte und Leidenschaften kennen. Ein eben so unbeschränktes Vertrauen verdient jedoch nicht seine *historia arcana*. Dieselbe enthält Justinian's und Theodoros Privatleben, auch verschiedene Züge aus dem häuslichen Leben Belisarius und dessen Gemahlin Antonina, und verbreitet daher über manche öffentliche Ereignisse ein ganz unerwartetes neues, freilich oft nicht sehr erfreuliches Licht.

mochte, war, daß er seine Gemahlin Theodora mit

Justinian erscheint darin als ein selbstschätiger Tyrann und äußerst beschränkter Herr; Theodora aber als ein weibliches Ungeheuer. Justinian's spätere Lobredner, besonders die Juristen, erklärten daher die *historia arcana* für eine dem Procopius völlig fremde, demselben untergebene Schrift. Aber das Gegentheil davon hat der gelehrte Alemannus in seiner Vorrede so bündig erwiesen, daß vernünftiger Weise darüber gar nicht mehr gezweifelt werden kann. Man stellte daher eine andere Hypothese auf und schrieb die *historia arcana* (oder geheimen Anekdoten) einer, durch eine von Justinian und Theodora erhaltene Verleumdung, gereizten Empfindlichkeit des Procopius zu. Als einem leidenschaftlichen, bloß aus Rachsucht geschriebenen Werke glaubte man demselben allen historischen Glauben versagen zu müssen. Aber auch diese Behauptung ist völlig aus der Luft gegriffen; denn nirgends findet sich auch nur die mindeste Spur, daß Procopius je sich über den kaiserlichen Hof habe zu beklagen gehabt. Justinian, dem er seine Geschichtsbücher vorlesen mußte, behandelte ihn stets mit ausgezeichnetem Wohlwollen, gab ihm einen sehr reichen jährlichen Gehalt, ertheilte ihm den Ehrentitel Illustrius (Durchlaucht), erhob ihn bald darauf zur senatorischen Würde und ernannte in den letzten Jahren seiner Regierung ihn endlich gar zum Praefecten von Constantinopel: ein damals höchst wichtiges Amt, zu welchem man nur jene beförderte, die von dem Monarchen eines besondern Wohlwollens und Vertrauens gewürdigt wurden. — Freilich begegnet man, bei Vergleichen der *historia arcana* mit den übrigen Schriften des Procopius, manchen nicht leicht auszugleichenden Widersprüchen; bedenkt man jedoch, daß die letztern gleichsam unter den Augen des Kaisers geschrieben, demselben vorgelesen und noch während seiner Regierung bekannt gemacht wurden; so wird man von selbst fühlen, daß Klugheit und erlaubte Verfahrn für eigene Selbsthaltung es dem Geschichtschreiber oft zum Besche gemacht haben müssen, Alles, was für Justinian oder Theodora wenig ehrenvoll gewesen wäre, theils ganz und

einer, alles was bis jetzt bei ähnlichen Felerlichkeiten

Stillschweigen zu übergehen, theils nur obenhin zu berühren, oder wo dieses nicht möglich, gar in einem einläutlichen, ungleich milderen, aber daher auch Mit- und Nachwelt täuschenden Lichte zu zeigen. Endlich mochte auch Procopius, vermöge der den Geschichtschreibern aller Jahrhunderte anliegender Schwachheit, es nach Art der Heflinge für rathsam gefunden haben, Justinian's und Theodoren's That bisweilen zu schmückeln und, wenn eine gar zu bequeme Gelegenheit sich darbot, den gefürchteten Götzen jener Zeit einige Hände voll Wehrtraub zu streuen. Aber Procopius war ein redlicher Mann, warmer Patriot und echter Menschenfreund; als Geschichtschreiber, war Wahrheit ihm die heiligste Pflicht; und über jede Verletzung derselben mußte früher oder später sein Bewußtseyn ihm die bittersten Vorwürfe machen; denn der Schmeichler, wie Tacitus sagt, trägt das Brandmal der Schande an seiner Stirne und wecket sich selbst der Verachtung der Nachwelt. Um sich also gleichsam zu entschuldigen, um das Mangelhafte seiner frühern Geschichtsbücher zu ergänzen, das Unwahre oder nur Halbwahre zu berichtigen und ganz falschen und irrigen Urtheilen und Ansichten vorzubeugen, schrieb Procopius seine *historia avaria*. Fern von jeder Furcht und keinem Nebeninteresse mehr fröhnend — denn die Schrift sollte erst nach seinem Tode bekannt gemacht werden — spricht Procopius hier mit jener Freimuthigkeit, die dem Geschichtschreiber ziemt und welche die Heiligkeit der Sache ihm zur Pflicht macht; er nennt daher jetzt alles bei seinem rechten Namen, reißt überall dem Kaster, in welcher reizenden oder gefürchteten Gestalt es ihm auch erscheint, mit kühner Hand die Larve von dem Gesicht, schont selbst der Schwachheiten, Fehler und Mängel seiner Freunde nicht, und sucht so fern an historischer Treue und der Nachwelt begangenes Verbrechen auf alle Weise wieder gut zu machen. — Daß das edle und tugendhafte Herz eines Procopius, bei dem täglichen Anblick myrianderlicher Gewalt und triumvirer Ungeretheit, bisweilen auf das Höchste erbittert und wie kampf-

üblich war, weit übertreffenden Pracht, von dem
Händen des Patriarchen krönen ließ. Er, der wie

hast zusammen gezogen ward, daher auch seine Gemäldernicht selten ohne alle Lichtpunkte, bloß ein äußerst düsternes Colorit darbieten: dieß ist leicht zu begreifen, aber gewiß auch eben so leicht zu verzeihen; und ohne Mühe wird der nur einigermaßen flüssige Leser stets von selbst jene Stellen bemerken, wo das sonst so-nüchterne und richtige Urtheil des Geschichtschreibers von dessen allzu sehr erregtem Gefühle überwältiget wird. — Benutzt endlich Procopius sich hier und da selbst zu den gemeinsten Volkssagen herabläßt, und z. B. mit scheinbarem Ernste und erzählt, daß Dämonen die Wunden der Theodora eisse in der Nacht aus dem Bette gejagt und deren Stellen eingenommen hätten; oder daß ein Mönch bei einer feierlichen Audienz, statt des Justinian's den leibhaften Satan auf dem Throne gesehen habe u. s. so muß man ja nicht wähnen, daß Procopius selbst den gleichen Übernheiten geglaubt habe; offenbar wollte er dadurch bloß den in solchen Volksmährchen und Dichtungen sich ausprechenden allgemeinen Haß und Abscheu gegen die Tyrannen andeuten. — Mit welcher größern oder mindern Behutsamkeit man übrigens auch die *Historia arcana* lesen mag; so kann man doch kühn ihr überall da folgen, wo sie entweder mit den frühern Geschichtsbüchern dieses Schriftstellers übereinstimmt, oder in diesen nur dunkel angedeutete Stellen näher erläutert, oder auch durch die Zeugnisse anderer Geschichtschreiber, als des Eusebius, Viktor Vitensis, Cedrenus, Anastasius u. v. a. m. bestätigt wird.

Wie erlaubten uns hier bloß deswegen diese kleine Abkürzung, weil wir in der Erzählung der Regierungsgeschichte des Justinian's den Procopius als unsern sichersten und belehrendsten Hülfen betrachten, und es daher für angemessen hielten, auch unsere Leser mit demselben näher bekannt zu machen und deren Urtheil über diesen Geschichtschreiber, durch eine unbefangene Kritik, die nichts, vielleicht einzig wahre Richtung zu geben.

Procopius sehr richtig bemerkt, die edelste Tochter des ganzen römischen Reiches, geschmückt mit allen Reizen des Körpers wie des Geistes, zur sanftern Gefährtin seines Lebens, zur Mitgenossin seiner Herrlichkeit hätte machen können, erhob nun eine schlaue Bühlerin, deren äußere körperliche Schöne die schwärzeste, häßlichste Seele verbarg, von der Bühne, worauf sie mehrere Jahre hindurch den müßigen Pöbel der Hauptstadt ergötzt hatte, unmittelbar auf den Kaiserthron von Constantinopel.

2. Theodora war die Tochter des Acacius mit dem Beinamen der Bärenführer. Derselbe war ein geborner Cyprier und hatte in Constantinopel das Amt eines Wärters der für den Cirkus bestimmten wilden Thiere verwaltet; daher auch obiger Beinamen. Bei seinem Tode hinterließ er drei Töchter von bezaubernder Schönheit, Comito, Theodora und Anastasia. Comito, die älteste, hatte kaum noch ihr achtes Jahr erreicht. Bald befand sich die Mutter in der drückendsten Armuth, denn der neue Gatte, den sie sich gewählt hatte, erhielt nicht das Amt seines Vorgängers. In ihrer Verwerflichkeit nahm die bedrängte Wittwe des Acacius zu den beiden in dem Cirkus herrschenden Partheien ihre Zuflucht; in der demüthigen Kleidung flehender Waisen schickte sie ihre drei Grazien auf das Theater. Aber diese ungewöhnliche Erscheinung machte auf die Gemüther der Zuschauer nicht den gehofften Eindruck. Die blaue Parthei empfing die Kinder mit Verachtung, die grüne mit Zeichen einer, obschon im Ganzen unfruchtbaren Theilnahme; daher Theodora's lebenslänglicher, selbst auf dem Throne nicht erlöschende Widerwille gegen die Blauen.

3. Nur zu oft ward in der schon Armuth eine

Quelle des Elends. Um, wie sie wähnte, unversäuntem Mangel zu entgehen, trieb die Mutter mit dem Reizen der Töchter schändliches Gewerbe. Von allen die schönste war Theodora; frühzeitig widmete sie ihr mehr als gewöhnliches Talent, so wie alle Reize ihrer aufblühenden Schönheit der Schaubühne, machte auf dieser Hochschule des Geistes und der Thorheit ungemeine Fortschritte, ward bald Meisterin in allen Künsten der Verführung, und so das bewunderte und angebetete Idol der ganzen sogenannten feinem und gebildeten Männerwelt. So oft sie auf dem Theater erschien, waren die lusternen Blicke aller Wüßlinge Constantinopels auch schließlich auf die bezaubernd schöne Pantomimikünstlerin gerichtet. Ihre blassse Gesichtsfarbe, von einem sanften Roth gleichsam nur wie angehaucht, gab ihren an sich schon schönen und regelmäßigen Gesichtszügen ein noch höheres Interesse, und der schwachtende Blick ihrer schönen Augen, verbunden mit allen Grazien, welche sie in jeder Bewegung und Stellung zu entfalten wußte, gewannen ihr unwiderstehlich jedes Herz, um welches sie ihr Zaubernoz zu werfen beschlossen hatte.

4: In hochkomischen Charakterrollen soll sie ihre vorzüglichste Stärke gehabt haben. Aber welches ihr Verdienst hierin auch gewesen seyn mag; so ward dasselbe doch wahrscheinlich durch die Schmeicheleien eines frivolen, der schönen Histrionin unbedingt huldigenden Publikums um vieles erhöht; und so oft Theodora auf der Bühne erschien, erscholl ihr stets ein tobendgeräuschvoller Beifall von allen Seiten und Enden des Theaters entgegen; — aber trauernd wick auch von jetzt an ihr schützender Engel auf immer von ihrer Seite!

5. Von einem Schwarm von Liebhabern umgeben, lebte Theodora nun in schwelgendem Ueberfluß; und die geheimen Anecdoten erzählen von einer, an Pracht und Ueppigkeit alles übertreffenden Abendtafel, zu welcher Theodora ihre Günstlinge eingeladen hatte und an welcher dreißig Sklaven der Schauspielerinnen als ihrer Bedienten aufwarteten. Aber in weissen Brust nicht der letzte Funke von Religion und Tugend erloschen war, floh sie wie eine Pest und wich ihr sogar auf der Straße aus, wenn ein unglücklicher Zufall sie ihm entgegenführte; und wenn das Gemälde, welches Procopius von der frühern Lebensgeschichte Theodorens entwirft, nur einigermaßen mit Treue und Wahrheit gezeichnet ist; so mußte selbst das Laster erröthen ob der Schamlosigkeit, mit welcher dieses völlig entwürdigte, tief gesunkene Geschöpf sich täglich auf der Bühne den frechsten Begierden Preis gab.

6. Seinen höchsten Triumph sollte indessen das Laster für jetzt noch nicht feiern. Theodorens buhlerische Künste fingen an, sich zu erschöpfen; der Reiz der Neuheit verschwand; ihr Credit fing an zu sinken und abermalige Armuth, von allgemeiner Verachtung begleitet, schien bald wieder auf das neue das Los der Buhlerin zu werden; sie beschloß daher Constantinopel auf einige Zeit zu verlassen, und da ein gewisser Eccebolus aus Thracien gerade eine Befehlshaberstelle in Pentapolis erhalten hatte, so folgte sie diesem in die africanische Landschaft. Was dazu gehörte, um unreine Begierden zu entflammen und die Sinne zu berauschen, dieß verstand Theodora, nicht aber die Kunst, durch Sanftmuth und zarte Weiblichkeit das Herz eines Mannes zu fesseln; überhaupt war ihr die Liebe nie anders als unter dem scheußlichen Bilde der niedrigsten Wollust, er

Phienem. Ihre Verbindung mit Ecebolus war demnach von kurzer Dauer; derselbe lernte sie bald kennen, ward im höchsten Grade mißvergnügt mit ihr, und jagte sie endlich aus seinem Hause. Sie ging nun nach Aegypten, gerieth in Alexandrien in äußerster Armuth, bot ohne Unterschied des Standes sich jedem feil und durchzog so mehrere Provinzen des Orients. An einigen Orten fand sie willkommene Aufnahme, an andern demüthigende Geringschätzung, überall bloß dürftigen Unterhalt.

7. Auf ihrer Wanderschaft und als gerade das Gefühl ihres gegenwärtigen Elendes sie tief und schmerzhaft beugte, soll eine Erscheinung, wahrscheinlich ein Gebilde ihrer Phantasie, ihr in einem Traumgesicht verkündet haben, daß das glänzendste Loß, das einer Sterblichen zu Theil werden könne, ihrer warte und sie einst die Gemahlin des mächtigsten Monarchen werden würde. Um dem Winke zu folgen ging Theodora wieder nach Constantinopel; vertauschte aber jetzt die Rolle, welche sie ehemals in der Hauptstadt gespielt hatte, mit jener einer Vestalin, bezog eine niedrige Wohnung in einem entlegenen Theil der Stadt, lebte still und sittsam, und ernährte sich dürftig mit Wollspinnen und anderer weiblicher Handarbeit.

8. In stiller Zurückgezogenheit hatte Theodora beinahe schon ein ganzes Jahr in Constantinopel verlebt; als ein unseliger Zufall, wohl gar ein der Menschheit feindseliger Dämon sie an den Ufern des Bosphorus auf einem einsamen Spaziergange dem Neffen des Justinus entgegenführte. Von dem Zauber ihrer Reize geblendet, begrüßte Justinianus die unbekannte Schöne mit ungemeiner Herablassung, forschte nach ihrem Namen und ihrer Wohn-

nung, beehrte dieselbe mit seinen Besuchen, entbrannte immer mehr und mehr in leidenschaftlicher Liebe gegen sie, und ward endlich der bekannte, erste Verehrer der Tochter des Acacius.

9. Unter dem Namen seines Oheims beherrschte Justinianus damals schon die römische Welt. Die Schätze des Orients legte er also zu den Füßen seiner Geliebten, ohne jedoch ihre Tugend (!) besiegen zu können. Nur eine rechtmäßige, nach den Gesetzen und unter der Sanction der Kirche geschlossene Verbindung konnte ihn, wie er wähnte, zum glücklichsten aller Sterblichen machen. Aber einer solchen, den Purpur entehrenden Verbindung widersetzte sich mit Nachdruck und Ernst Justinus Gemahlin, die zwar bürgerliche aber tugendhafte Kaiserin Euphemia; auch Justinianus Mutter, Vigilantia, beschwor unter Thränen ihren Sohn, wo nicht der Stimme der Vernunft, doch wenigstens jener der Ehre Gehör zu geben; endlich verboten auch römische, von den Kaisern Constantin und Marcian erneuerte Gesetze eheliche Verbindungen zwischen Schauspielerinnen und Männern oder Jünglingen von altem Adel, von consularischer und senatorischer Würde.

Beharrlichkeit, oder vielmehr
überwand alle diese Schwierige-
nach im Kampfe mit der ihn
schaft, wartete er in geduldiger
n ab. Endlich starb Justinus
phemien's Tod war das größte
id, weniger bekümmert um
ter, eilte nun Justinian dem

Ziele seiner feurigsten Wünsche entgegen. Durch
greisendes Alter war Justinus natürliche Güte gegen
seinen Neffen zur wahren Schwäche geworden; seine

seiner Bitten vermochte er mehr ihm zu versagen. Was Schönheit, Wiß, Verstand, natürliche Gracien und alle Künste der Verstellung und Verführung nur immer vermochten, ward ebenfalls von Theodoren aufgeboten, um das Herz des Kaisers zu gewinnen. Bald gestand der gutmüthige Greis, daß Theodora, nebst ihren körperlichen Reizen, auch wesentlichere Verdienste besitze, daß es ihr nicht an Verstand und Einsicht gebreche, und daß verschiedene Züge männlicher Characterstärke, welche auf Festigkeit und Beharrlichkeit hindeuteten und eine Frau von hohem Geiste in ihr ahnen ließen, keinesweges seiner Aufmerksamkeit entgangen wären. — Was bedurfte es jetzt noch mehr nach einem solchen Geständniß? Von den Thränen der schönen Duhlerin gerührt und von den Bitten seines Neffen unaufhörlich bestürmt, gab Justin endlich seine Einwilligung. Die eben erwähnten römischen, dergleichen schmählige, die Würde angesehenen Familien befleckende Verbindungen verbietende Gesetze wurden nun durch ein kaiserliches Edikt aufgehoben. • Justinian's feierliche Vermählung mit Theodora folgte bald darauf; und diejenige, die noch vor wenigen Jahren auf der Bühne, durch Histrionen-Künste und niedriges Possenspiel, für den niedrigsten Pöbel ein Gegenstand der Belustigung seyn mußte, und durch schamlosen Wandel selbst das Theater — was doch viel gesagt ist — geschändet hatte, sah nun die ganze östliche Welt demuthsvoll zu ihren Füßen.

11. Aber Justinianus begnügte sich nicht, den Gegenstand seiner phantastischen Liebe mit dem Titel einer Gemahlin und Augusta zu schmücken; nicht nur über sein Herz, sondern über den ganzen Orient und so weit sein Scepter reichte, sollte Theodora gebieten. Er erhob sie daher zur förmlichen und wirklichen Ge-

roffen seiner Herrschergewalt; und so bald er nach Justinus' Tod die Zügel der Regierung allein ergriffen hatte, ward auch der Unterthaneneid, wie die Eidesformel der gesammten kaiserlichen Dienerschaft geändert; nicht nur dem Kaiser, auch dessen Gemahlin Theodora mußten in Zukunft alle hohen Staats-, Kriegs- und Civilbeamten Treue, Gehorsam und Unterwerfung schwören; und im Eingange einer seiner Novellen erdöthete Justinianus nicht, öffentlich vor der Welt zu bekennen, daß er bei seinen gesetzlichen Verordnungen sich der Einsicht und des Rathes seiner ihm von Gott gegebenen, gottesfürchtigen Gemahlin bedient habe; auch die in der Justinianischen Gesetzgebung auffallende Begünstigung des weiblichen Geschlechtes war eine Folge ihres überall gebietenden Einflusses.*)

12. Aus dem Staube auf die höchste Stufe irdischen Glückes erhoben, blieb indessen Theodora noch immer Schauspielerin; sie wechselte jetzt bloß die Rollen; ihre Gemüthsart blieb immer dieselbe. Wann und wo wäre auch je ein im Schlamm der niedrigsten Lüste versunkenes, jeder Zucht und holden Scham längst schon entfremdetes Weib einer Veredlung noch fähig gewesen! Das Wohl des Reiches und der Menschheit machte Theodora zum Spiel ihrer Launen. Stolz bis zum Wahnsinn, erfand sie neue, bisher unbekannte, nur für Sklaven gegen ihre

*) Theodora selbst schrieb einst an Zabergan, einen syrischen Fürsten, daß, wenn er den Inhalt ihres Briefes erfüllte, sie ihm jede Gnadenbezeugung, die er von ihrem Gemahl fordern möchte, verschaffen wolle, indem derselbe durchaus Nichts ohne ihr Gutheißsen vorzunehmen pflege.

Herrn geeignete Ehrenbezeugungen. Die größten und angesehensten Feldherren und Staatsbeamten mußten sich vor ihr auf das Angesicht werfen und es für eine vorzügliche Begünstigung halten, Theodorens Füße küssen zu dürfen. Creaturen, theils ehemalige Gefährtinnen ihrer Ausschweifungen, theils ebenfalls nicht besser wie sie selbst, wie z. B. Belisars Gemahlin Antonina, oder auch wie eine Chrysomalo, Zardara oder Macedonia u. s. füllten die innern Gemächer ihres Pallastes und wurden des vertrautesten Umganges gewürdigt, während die verdienstvollsten Männer und alle Großen des Reiches, die, um die stolze Gebieterin zu begrüßen, nach ihrem Pallast gekommen waren, in einem düstern Vorsaale bisweilen ganze Tage ihrer Erscheinung harren mußten, und endlich, wenn Theodora erschien, doch nur einen verächtlichen Blick, oder einige höhrende Worte, oder auch, nachdem es die Laune der Schauspielerin mit sich brachte, gar nur das kränkende Schweigen ihres grenzenlosen Stolzes zu erwarten hatten. Ueberhaupt galt in ihren Augen kein anderes Verdienst als jenes einer unbedingten slavischen Unterwerfung unter ihren Willen; und wehe dem verdienstvollen Manne, der ohne ihr Vorwissen und ihre Einwilligung von dem Kaiser ein Amt erhalten hatte; gewöhnlich verlor er es bald wieder und mit demselben, wo nicht sein Leben, doch wenigstens seine Freiheit.

13. Unerfättlich war ihr Gelogeiz; aber nicht um Schätze zu sammeln, sondern nur um solche zu verschwenden. Die ganze römische Welt reichte da her nicht zu, ihren Golddurst und ihre stolze Prachtliebe zu befriedigen. Man wird von einem Schauder ergriffen, wenn man sich von Procopius Beispiele himmelschreiender Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit erzählen läßt, mit welcher sie ganze Provinzen

nur einzelne Familien beraubte, dem Glorreiche und drückenden Mangel preisgab, und dann wieder mit dem, oft mit Blute besleckten Raube Spielarten rüstete, Städte aus Säulenhallen und herrlichen Portiken schmückte, Theater und öffentliche Bäder erbaute, und andere dergleichen, gewöhnlich bloß die Eitelkeit des Monarchen bewundernde Denkmäler errichtete.

14. Unversöhnlich in ihrem Haffe verfolgte die gekrönte Vuhlerin gewöhnlich auch die Kinder, Freunde und Angehörigen derjenigen, die schon als Opfer, oft als blutende Opfer ihres beleidigten Stolzes oder ihrer Rachsucht gefallen waren. Sie besoldete eine zahllose Schaar geheimer, über ganz Constantinopel verbreiteter Kundschafter, welche aller Orten und bei allen Ständen sich einschlichen, jede Rede, ja jeden Blick und jede Miene belauerten und, wenn irgend einem Unbesonnenen in einem unbewachten Augenblick ein Wort entwich, das den Stolz oder die Ehre der hochfahrenden Gebieterin, oder einer ihrer, in Schlechtigkeit auf gleicher Linie mit ihr stehenden Freundinnen bekränzte, es sogleich wieder hinterbrachten. Ohne Rettung, verloren war dann der Unglückliche, wessen Standes er auch seyn mochte, der von diesem höllischen Gescheisse angegriffen ward. Ohne Form eines Prozeßes wurde er von Theodores geheimen Dienern aufgefangen und in eines der unterirdischen Gefängnisse, deren die Kaiserin beinahe in jedem ihrer Paläste oder Lusthäuser eines hatte, geworfen; oder geblendet, bei nächstlicher Weile auf ein Schiff gebracht und an einem entfernten Ort abgeführt. Alle Nachforschungen waren dann fruchtlos, und selten oder nie erfuhr die Familie des Unglücklichen, welches das Loos desselben gewesen seyn könnte. Bisweilen wurden in diesen Gefängnissen gegen die Verhafteten auch Geißel und

Folter in Anwendung gebracht; und Procopius erzählt — jedoch nicht als eine erwiesene Thatsache, sondern bloß als ein Gerücht, das man sich in die Ohren geflüstert — Theodora sey bei solchen grausamen Züchtigungen gegenwärtig gewesen und habe, dem sanftern weiblichen Gefühle völlig unzugänglich und taub gegen jede um Erbarmung flehende Stimme, die Qualen der Geißel und Folter in eigener Person verhängt.

15. Nur einmal, während ihres frühern ausschweifenden Lebens, war Theodora Mutter geworden. Aber der Vater nahm das Kind zu sich und ging bald darauf nach Arabien, wo er es unter seinen Augen erziehen ließ. Als er dem Tode sich nahe fühlte, entdeckte der sterbende Vater dem Sohne das Geheimniß seiner Geburt. Der unerfahrene Jüngling, in der Meinung, seinem Glückstern entgegen zu eilen, begab sich nach dem Tode des Vaters sogleich nach Constantinopel, erhielt allda auch bald ein kleines Amt in dem kaiserlichen Palast. Stolz darauf, eine Kaiserin zur Mutter zu haben, ließ der Unbesonnene etwas von seinem Geheimniß laut werden. Theodora erfuhr es, entbot den jungen Menschen zu sich in ihr Gemach; und von diesem Augenblicke an verschwand er auf immer aus der menschlichen Gesellschaft, und niemand konnte je erfahren, was aus dem bejammernswerthen Jüngling geworden wäre. *) Vergleichen Greuel blieben stets in dichte, undurchdringliche Finsterniß gehüllt; denn die geheimen Vollstrecker solcher grauenvoller Befehle zitterten vor der unausbleiblichen Rache ihrer unerbitt-

*) Der Jüngling hieß Johannes; und weil in Arabien erzogen, nannte man ihn Johann den Araber.

ihren Sekretärin, nach die Formel, unter welcher sie ihre grausamen Befehle ihnen zu ertheilen pflegte, war gewöhnlich: „wenn du nicht eilest, meine Befehle auf das pünktlichste zu vollziehen, so schwöre ich dir bei dem ewigen Gott; daß ich dich lebendig werde schinden lassen.“*)

16. Nicht selten wandelte auch Theodora die Lust zu frömmeln an. Sie erbaute alsdann Kirchen, eine schöner als die andere, schmückte sie mit herrlichen Tempelgaben, und beehrte die Ceremonie der Einweihung sogar mit ihrer Gegenwart; verfolgte aber oft bald darauf die Priester und Diener derselben, ließ sie einerkern, auch Bischöfe verbannen oder gar tödten, und legte endlich selbst frenelnde Hand an das geheiligte Oberhaupt der Kirche.

17. Das Ehrenvollste, was die Geschichte von ihr aufgezeichnet hat, ist, daß sie einen, auf dem jenseitigen Ufer des Bosporus gelegenen kaiserlichen Palast, in ein sehr geräumiges klösterliches Gebäude verwandeln ließ. Jenen unglücklichen Geschöpfen, welche entweder aus Noth oder Leichtsinne, oder auch frühzeitig von einem Wüstling verführt und betrogen, sich dem Laster ergeben, es zu ihrem täglichen Gewerbe gemacht hatten, sollte hier ein Zufluchtsort der Reue, Buße und Besserung eröffnet werden. Ueber fünf hundred solcher versunkenen Geschöpfe wurden theils aus Privat-, theils öffentlichen Häusern der Wollust auf Theodorens Befehl plötzlich aufge-

*) „Per Vivente in aecula excoisurari te faciam.“
Man sehe in dem Pontificale des Anastasius den Artikel vom Papste Vigilius.

griffen, und in dieses Kloster jenseits des Bosphorus gebracht. Alles, was zu ihrem Unterhalt, ja selbst zu einem bequemen Leben gehörte, ward ihnen hier in Fülle gereicht; was man dafür von ihnen foderte, war bloß geziemende weibliche Handarbeit, jedoch zugleich auch ewige Verzichtleistung auf eine Freiheit, von welcher sie einen so verderblichen Gebrauch gemacht hatten. Die Kaiserin, den Rückfall solcher Büsserinnen befürchtend, hatte es zu einem Gesetz gemacht, daß jede, welche die Schwelle dieser Zufluchtsstätte einmal betreten hätte, auch ihr ganzes Leben darin zubringen müßte. Manche weibliche Seele ward auf diese Weise von dem Verderben gerettet, von dem Pfade des Lasters wieder auf jenen der Tugend zurückgeführt. Indessen geschah es doch bisweilen, daß eine oder die andere, denen das Opfer entweder ihrer Freiheit oder ihrer ehemaligen schändlichen Vergnügungen unerträglich schien, sich von dem Gölle des Gebäudes in das Meer hinabstürzten.

18. Justinian's Ehe ward mit keinem männlichen Erben gesegnet. Nur eine Tochter gebar Theodora ihrem Gemahl; der Name derselben ist nicht auf uns gekommen; aber sie hatte einen Sohn, Namens Anastasius, der von seiner Großmutter, die ihn zärtlich liebte, als er noch in sehr zartem Alter war, mit Joantina, Belisarius' einzigen Tochter, mit hin der einzigen Erbin dessen ungeheuern Vermögens verlobt, oder vielmehr an sie verkluppelt und bald darauf heimlich mit ihr vermählt ward. Aber die Kaiserin starb wenige Monate nach dieser scandalösen Vermählung, und Belisarius und dessen Gemahlin Antonina, welche zu dieser Verbindung ihre Einwilligung durchaus nicht geben wollten, nahmen nach Theodorens Tod ihre Tochter wieder zu sich.

19. Cometo, Theodoren's ältere Schwester, deren Jugendgeschichte nicht erbaulicher ist, als jene der Kaiserin, ward mit Sitas, einem der größten Feldherren seiner Zeit, den Justinianus zur Würde des Dux von Armenien erhoben hatte, vermählt. Eine Frucht dieser Ehe war die Prinzessin Sophia, Gemahlin Kaisers Justinus II., eines Schwustersohnes des Justinian's; und dessen unmittelbarer Nachfolger auf dem Throne von Constantinopel. Von Theodoren's dritter Schwester, Anastasia, schweigt die Geschichte; aber eben dieses Schweigen ehrt das Andenken der Prinzessin; denn es deutet auf geräuschloses Leben und stille Zurückgezogenheit, die einzige wahre Pflegerin ächter weiblicher Tugend.

20. Wahrscheinlich war es bloß Roth, oder vielleicht auch übertriebener Hang zu einem gemächlichen, stets im Ueberfluß schwelgenden Leben, was Theodora in früherer Jugend dem Laster in die Arme warf; denn nach ihrer Vermählung mit Justinian machen auch ihre schonungslosesten Ankläger ihr keine Verletzung ehelicher Treue zum Vorwurf. Aber in einem noch weit glänzendern Lichte erscheint Justinian's Gemahlin im entscheidenden Augenblick drohender Gefahr; sie hört dann auf Weib zu seyn und beschämt durch die Kraft und Stärke ihres Charakters selbst die Kühnheit des Mannes. Als Mord, Brand und wilder Aufruhr durch alle Straßen von Constantinopel tobten, alle Bande gesetzlicher Ordnung zerrissen waren, das Hofgesind erblickte, und Justinian selbst, an seinem Heile verzweifeln, mit seinen Schätzen sich an Bord eines Schiffes begeben und durch schmachvolle Flucht der Herrschaft auf immer entsagen wollte, verlor die Kaiserin allein nicht die Gegenwart des Geistes, und rettete durch Entschlossenheit und klugen Rath

ihrem Gemahl Leben und Thron. — So war Theodora, Justinian's mehr berücksichtigte als berühmte Gemahlin. Despotisch beherrschte sie vier und zwanzig Jahre hindurch den Kaiser, und ward durch ihre Gewalt über das Herz eines schwachen Gemahls die unumschränkte Gebieterin des Morgenlandes und aller übrigen von Justinian's Scepter abhängigen Länder.

III.

1. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung, übernahm Justinian das Consulat für das folgende Jahr, und da Amalasuntha, Athalarich's Vormünderin, die um die Freundschaft des Hofes von Constantinopel buhlte, in dem Abendlande niemand zu dieser Würde ernannte; so war für das Jahr 529 Justinianus alleiniger Consul. Seit Jahrhunderten, schon war das Consulat nichts mehr, als eine völlig zerfallene Ruine; da sie aber aus Rom's grauer Heldenzeit herüberragte; so war sie dem Volke noch immer ehrwürdig und heilig. Vom jeher pflegten daher die Kaiser den Antritt ihres Consulats durch öffentliche Spiele, Geschenke an den Senat und das Volk und andere dem schaulustigen Pöbel nicht minder willkommene Feierlichkeiten zu verherrlichen. Auch Justinianus that dies; aber mit einem, seit den Zeiten heidnischer Cäsaren bis jetzt nicht mehr erbörten Aufwand; und die prachtvollen Spiele, kostbaren Geschenke, verschwenderischen Geld, und Kornvertheilungen unter das Volk, nebst einer langen Reihe glänzender Hoffeste, gaben der Welt so ziemlich deutlich zu verstehen, daß der von Anastasius gesammelte, ungeheure Schatz nicht lange mehr, als ein

tottes Capital in den Koffern der Schatzkammer
rosten werde.

2. Kaum waren diese festlichen Tage vorüber, als sich dem Kaiser schon wieder eine neue Gelegenheit darbot, seine Prachtliebe und seinen Hang zur Verschwendung zu befriedigen. Um dem Justinian zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen und denselben zugleich seiner und seiner Nation Treue zu versichern, war Gretes, König der Heruler, welche diesseits der Donau wohnten, nach Constantinopel gekommen. Mehr als je bedurfte zwar dieses Volk jetzt des römischen Schutzes; aber nicht bloß um den Hof von Constantinopel noch mehr in sein Interesse zu ziehen, sondern, weil getroffen von einem Strahl göttlicher Gnade, begehrte Gretes ein Christ zu werden. Ungemein darüber erfreut war Justinian, hoffend, daß bald die ganze Nation der Heruler dem Beispiele ihres Königes folgen werde. Theils aus Politik, theils auch aus einer ihn bisweilen anstreifenden Frömmigkeit, wollte Justinian die heilige Taufhandlung nicht bloß mit geziemendem kirchlichen Pomp, sondern mit einer wieder alles weit überstrahlenden, mehr als kaiserlichen Pracht umgeben. Bei dem Könige der Heruler war er selbst Taufzeuge, und die Folge davon war, daß alle Große des Reiches sich herbeidrängten, um bei der Familie des Königs und deren zahlreichem Gefolge gleiche Stelle zu übernehmen. An dem Feste der Erscheinung des Herrn und unter einem ungeheuern Zulaufe des Volkes ward nun in Gretes und dessen Gefolge der heidnische und fleischliche Mensch in dem gesegneten Bade der heiligen Taufe begraben, und neugeboren zu einem geistigen Leben, gingen die hochbegnadigten Heruler jetzt aus der Quelle des Heils wieder hervor. Ihre Belehrung war aufrichtig, denn sie war

das Werk der Gnade von Oben. Justinian überhäufte den Grethes und seine Familie mit Wohlthaten; und gleichsam beladen mit den kostbarsten Geschenken, lehrten sie sämmtlich wieder in ihr Land zurück.

3. Die ursprünglichen Wohnsitze der Heruler waren in Scandinavien. *) Von den Danis gedrängt und endlich vertrieben, zogen sie an den Palus-Mäotis. Von da aus schickten sie starke Colonien nach fremden Ländern. Den Römern wurden sie in dem Jahre 256 zum erstenmale bekannt. Aber bei ihren Einfällen in die römischen Provinzen waren sie nie sehr glücklich; sie erlitten stets blutige Niederlagen, und eines ihrer Heere ward in dem Jahre 287 von dem nachherigen Kaiser Maximianus in Gallien völlig aufgerieben. Indessen nahmen die Römer bei solchen Gelegenheiten doch sehr oft ganze Schaaren überwundener Heruler in ihre Dienste. In dem Heere der Römer bildeten sie alsdann ein eigenes Corps und man bediente sich ihrer vorzüglich gern als leichter Truppen; denn sie waren nicht nur tapfer, sondern auch äußerst behende und gewandte Krieger. Unter den drei letzten weströmischen Kaisern, war in dem in römischem Golde stehenden Heere fremder Barbaren die Schaar der Heruler die zahlreichste, und

*) Mascoy, in seiner Geschichte der Deutschen, glaubt, daß die Heruler in den frühesten Zeiten an der Ostsee, im Mecklenburgischen und in Pommern gewohnt hätten; wagt es jedoch nicht, zu bestimmen, wie weit ihre Wohnsitze sich landeinwärts erstreckt hätten; Gundling muthmaßt, daß sie sich bis in das Brandenburgische ausgedehnt hätten. Die mecklenburgischen Geschichtschreiber wollen theils die Lütthauer und Liefländer, theils auch die Wirlen, ein uraltet Volk in dem Mecklenburgischen, von den Herulern ableiten.

machte die vorzüglichste Stärke des Heeres aus, mit welchem Odoaker das abendländische Reich stürzte und sich zum König von Italien aufwarf.

4. Von dem schwarzen Meere war indessen die Gesamt-Nation der Heruler immer weiter südwestwärts gerückt; und nachdem Odoaker die Rugier überwunden, deren König gefangen und dessen Reiche ein Ende gemacht hatte, zogen die Heruler, von Odoaker begünstigt, in das Rügeland an der Donau, westwärts der Gepiden und östlich der Longobarden, welche letztere in Noricum wohnten. Hier wurden die Heruler bald sehr mächtig, zwangen sogar die Longobarden zu einem jährlichen Tribut; jedoch damit noch nicht zufrieden, nöthigten sie unter der Regierung Kaisers Anastasius ihren König Rudolph zu einem neuen Krieg gegen die Longobarden; aber diesmal wandte das Glück ihnen den Rücken, und sie wurden so gänzlich geschlagen, daß ihnen nur die Wahl zwischen Auswanderung oder völliger Unterwerfung übrig blieb. Schuchtlehend wendete sich ein Theil der Nation an Kaiser Anastasius, und dieser wies ihnen neue Ländereien in Thracien und Thracien an. Die Heruler versprachen ruhiges Verhalten und jedesmalige Heeresfolge, so oft die Römer ihrer Dienste nöthig haben würden. Der bei weitem größere Theil der Nation verschmähte jedoch schon den Schein von Knechtschaft auf römischem Boden, zog daher gegen Norden, durch alle die weisichtigen, damals von slavischen Völkern bewohnten Länder, und ließ sich auf das neue wieder entweder an dem südlichen Ufer des baltischen Meeres oder in Scandinavien nieder. *)

*) Procopius sagt, sie wären nach Thule geflohen und hätten sich allda niedergelassen. Es ist außer allem Zwei-

3. Nach dem Zeugniß aller Geschichtschreiber waren die Heruler ein äußerst wildes, grausames, treulos, jedem Laster und jeder Art der Ausschweifung ergebenes Volk. Um ihre Roheit und viehische Gefühllosigkeit zu bezeichnen, liefert Procopius von ihnen einige, keinem andern germanischen Volksstamme und nur dieser wilden Nation eigene Züge. So z. B. war es Sitte bei ihnen, alle Alte, Gebrechliche, oder auch Kranke, denen ihre, wie es sich versteht, äußerst beschränkte Heilkunst nicht sogleich ihre Gesundheit wieder geben konnte, ohne weiteres zu ermorden. Der alte Greis, oder auch der Gebrechliche oder Kranke ward auf einen Scheiterhaufen gelegt; Einer, welcher nicht zu dessen Familie gehörte, mußte ihn erwürgen, und der nächste Anverwandte des Ermordeten alsdann den Scheiterhaufen anzünden. Starb ein verheiratheter Mann, so ward dessen Frau an dem Holzstöße, worauf die Leiche des Ersten lag, ein Strick überreicht, mit welchem sie sich im Angesicht des gesammten, ehrsamten Leichenconducts aufhängen mußte. Hatte sie keine Lust dazu, so ward

fel, daß Procopius unter Thule die große Halbinsel Scandinavien versteht, von welcher er erzählt, daß sie zehnmal größer als Britannien, der Norden davon aber gar nicht bewohnt sey, obchon man in dem bewohnten Theile dreizehn zahlreiche, von einander unabhängige und unter ihren eigenen Königen und Gesetzen lebende Nationen antreffe. — Plinius und Pomponius Mela erwähnen schon der großen Insel Scandinavia. Ptolomäus nennt sie Scanzia, so auch Jornandes, welcher sich auf den Ptolomäus beruft. Es ist indessen offenbar, daß Jornandes und Procopius, der eine unter Scanzia, der ander unter Thule, die heutigen dänischen Inseln, Norwegen, Lapland, Schweden, Gothland, Fianland, ja wohl gar die Insel Nügen begriffen haben.

ſie für ehelos erklärt und ſiel dann doch gewöhnlich ſehr bald als ein Opfer der Rache ſämmtlicher Anverwandten des Verſtorbenen. Auch ihre Gottheiten, eben ſo roh und grauſam wie ſie ſelbſt, ſuchten ſie in Zeiten der Noth durch Menſchenopfer zu ſöhnen.

B. Gutes, welcher in Conſtantinopel war geſtaubt worden, herrſchte als König über die ſüdlichen, in Thracien und Illyricum wohnenden Heruler. Juſtinianus hatte ſich nicht geirrt; der größte Theil der Nation der Heruler folgte dem Beipiele des Königs und ließ ſich taufen. Aber das Chriſtenthum vermochte für jetzt noch nicht, ihre Wildheit zu bändigen, ihre Sitten zu mildern und ihre Herzen in Wahrheit dem ſanften Joch des Evangeliums zu unterwerfen. Gutes ſtarb bald nach ſeiner Rückkehr in ſein Land, und Ocho, welcher ihm in der Herrſchaft folgte, wurde gleich in den erſten Wochen, nach dem Antritt ſeiner Regierung ermordet, und zwar aus keiner andern Urſache, als bloß, weil die Nation, des Königthums müde, auf den Einfall gerathen war, einen Freiktaat zu bilden. Aber dazu war dieß Volk noch viel zu wild und jählos. Auch die Herrſchaft der Geſetze konnte es nicht ertragen. Es wollte frei ſeyn und mußte nicht, daß nur da wahre Freiheit iſt, wo das Geſetz mit Allmacht herrſcht. Unaufhörlicher innerer, blutiger Zwift und völlige Verwirrung des Staates zwangen daher die Nation bald wieder, ſich einen neuen König zu ſuchen.

B. Zu ihren nordiſchen Landeleuten am baaltiſchen Meere oder in Scandinavien ordneten also jetzt die Heruler eine zahlreiche Geſandtschaft, mit dem Auftrage, wenn nicht auch dort wie hier das königliche Haus erloſchen wäre, ihnen von da einen neuen

König herbeizuführen. Die Abgeordneten fanden bei ihren Landsleuten gute Aufnahme; was sie begehrten, ward ihnen gewährt, und in Begleitung eines Fürsten des königlichen Stammes machten sie sich bald wieder auf die Rückreise; aber der neue König starb, als sie schon mehr als die Hälfte des Weges zurück gelegt hatten, und die Gesandten waren gezwungen, die weite beschwerliche Reise noch einmal anzutreten. An die Stelle des Verstorbenen ward nun einer seiner Anverwandten, Namens Lodas gewählt; aber diesen wollte sein Bruder Nor nicht allein ziehen lassen; beide machten sich also mit einander auf die Reise, und zwar unter der Bedeckung eines aus einigen hundert nordischen Herulern bestehenden Heerhaufens.

7. Ueber dem Hin- und Herreisen der Gesandten ging viele Zeit verloren, und die mittägigen Heruler, an der Rückkehr ihrer Abgeordneten verzweifelnd, hatten indessen einige andere ihrer Häupter nach Constantinopel gesandt, um von Justinian sich einen König zu erbitten. Von dem Kaiser ward nun ein gewisser Suardus, ein geborner Heruler, der schon seit mehreren Jahren sich in Constantinopel niedergelassen hatte und ein Christ geworden war, zum König der Heruler ernannt. Suardus wurde von seinen neuen Unterthanen auf das beste empfangen, aber kaum hatte er die Regierung angetreten, als die Nation Nachricht erhielt, daß ihre nach Norden geordneten Gesandten mit einem, von ihren nordischen Stammesverwandten ihnen zum König gewählten Fürsten nicht mehr ferne wären. Wie es schien, konnte jetzt die Sache ohne einen blutigen Kampf nicht mehr beigelegt werden. Ohne zu säumen, rückte daher Suardus mit einem zahlreichen Heerhaufen dem unerwarteten Kroncompetenten ent-

gegen. Aber leider hatten die Heruler indessen ihre Bestimmungen geändert; sie wollten lieber einen Sprößling des alten Könighauses der Heruler, als einen ihres Gleichen zu ihrem König haben; und als Suardus nur noch eine Tagreise von Loas entfernt war, ging in der Nacht sein ganzer Heerhaufe zu seinem Gegner über. Suardus, von den Seinigen verlassen, floh nach Constantinopel. Justinian, der die dem kaiserlichen Ansehen zugesügte Schmach tief empfand, beschloß, seinen Schützling mit gewaffneter Hand in der Herrschaft zu behaupten; aber die Heruler rüsteten sich zur Gegenwehr, schlossen mit den Gepiden und andern barbarischen Völkern einen Bund, und Justinianus, dessen Aufmerksamkeit gerade zu dieser Zeit durch ungleich wichtigere Ereignisse auf einen ganz andern Punkt seines Reiches gelenkt ward, fand nun für rathsam, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Um den Suardus einigermaßen zu entschädigen, gab er ihm eine angesehenere Befehlshaberstelle in dem kaiserlichen Heere.

8. In der Regierungsgeschichte Justinians spielen die Heruler eine nicht ganz unbedeutende Rolle. Aber gleich nach dem Tode dieses Kaisers wurden sie von dem longobardischen König Alboin auf das neue mit Krieg überzogen und völlig bezwungen. Von dieser Zeit an waren sie den Longobarden unterworfen, bis endlich bald darauf die ganze Nation, unter andere Völker vermischt, ganz und gar aus der Geschichte verschwindet.

IV.

1. Schon unter Kaisers Justinus Regierung war der von Anastasius mit den Persern geschlossene

Friede einigemal, und zwar nicht wenig heftig erschüttert worden. Ein förmlicher Krieg brach jedoch damals noch nicht aus; aber ein launenhafter Einfall des in Jahren schon weit vorgerückten persischen Königs — welchen wir unsern Lesern sogleich mittheilen werden — ward indeffen doch die Veranlassung zu einem Mißverständnisse, das in der Brust seines Nachfolgers gegen den römischen Namen den Keim jenes unersöhnlichen Hasses niederlegte, der, nachdem jener den väterlichen Thron wirklich bestiegen hatte, eine lange Reihe verheerender Kriege herbeiführte, den Römern wie den Persern ganze Ströme Blutes kostete, ihre beiderseitigen Grenzen unaufhörlich verwüstete und manche blühende Stadt und die gesegnetesten Gegenden in Steinhausen oder Gindöden verwandelte.

2. Cobad, dessen man sich noch aus dem vorigen Bande dieser Geschichte erinnern wird, hatte, nebst einer ganzen Schaar natürlicher Kinder, vier in rechtmäßiger Ehe erzeugte Söhne: Caosez, Zamestb, Chosrou und Phrasuarsan. Der Älteste war wegen seiner trefflichen Eigenschaften, sowohl des Geistes wie des Herzens, von den Persern gleich-
 aber eben diese allgemeine Liebe der ihn bei dem Vater verhaßt. Der
 ist minder geistvoller und liebenswür-
 der leider einäugig, ein Gebrechen,
 stischen Gesetzen ihn von der Thron-
 Aber der dritte, ein ungemein leb-
 : Jüngling war der Liebling seines
 Cobads geliebteste Gemahlin, des
 Hajatheliten, Königs Tochter, war dessen Mutter
 gewesen. Diesem dritten Sohne bestimmte also der
 Vater die Krone nach seinem Tode. Da ihn aber die
 große Vorliebe der Nation zu dem ältesten Prinzen

mit Recht befürchten ließ, daß man nach seinem Tode die von ihm jetzt zu Gunsten des dritten Sohnes getroffenen Verfügungen wenig achten, zu dem auch der, durch gekränktes Ehrgefühl, in dem natürlichen Erben geweckte Ehrgeiz es schwerlich dulden würde, daß ein jüngerer Bruder den dem Erstgeborenen gebührenden Thron ungestört besteige; so sann er auf Mittel, dem Liebling seines Herzens auch noch auf andere Weise die Thronfolge zu sichern. Eine Adoption seines Sohnes von Seite des römischen Kaisers schien ihm hiezu der kürzeste Weg; denn so glaubte er, würde alsdann vor der dem Thron von dadurch anlebenden höheren Würde alle Ansprüche der Erstgeburt verstummen müssen.*)

3. Eine aus den vornehmsten und edelsten Persern bestehende Gesandtschaft ward also nach Constantinopel geordnet, mit dem Auftrage, Kaiser Justinus zu bitten, Sodads dritten Sohn Thosrou an Kindesstatt anzunehmen. Diese Adoption, sagte der König in seinem an den Kaiser erlassenen eigenhändigen Schreiben, werde zwischen Römern und Persern ein ewiges, nie zu zerreißendes Band des Friedens und der Freundschaft seyn.

4. Geblendet durch das Glänzende dieses Antrages, waren Justinus und Justinianus schon entschlossen, dem Gesuch des Königs zu entsprechen. Aber Proclus, der das Vertrauen des Oheims wie des Neffen besaß, und auch es zu besitzen verdiente,

*) Ein abermaliger Beweis, welche hohe Begriffe allen Völkern und ihren Beherrschern von der über alles hervorragenden Majestät und Machtvollkommenheit eines römischen Kaisers gleichsam wie eingezaubert waren.

machte sie darauf aufmerksam, daß nach den römischen Gesetzen der adoptirte Sohn in alle Rechte eines legitimen Sohnes trete, mithin auch das römische Reich das Erbe des adoptirten Chosrou werden müsse, und daß, wenn derselbe einst auf den Thron von Constantinopel Ansprüche machen sollte, diese selbst in der Herrschaft der bestehenden Gesetzgebung ihre Rechtfertigung finden würden. Statt ein Band des Friedens und der Freundschaft zu seyn, würde diese Adoption die Quelle blutiger Kriege und unabsehbaren Elendes für beide Völker werden. Kaiser Justinus, weil kinderlos, habe seinem Neffen die glänzende Aussicht auf den Thron von Constantinopel eröffnet; aber die Adoption des Chosrou würde, sowohl nach dem Ausspruch der Gesetze als dem Urtheil aller Völker, des Neffen förmliche Enterbung zur Folge haben.

5. Dem Kaiser wie Justinian gingen jetzt die Augen auf. Man beschloß, mit möglichster Schonung den Antrag des persischen Königs zurückzuweisen. Den Gesandten ward gesagt, die römischen Gesetze und die Verfassung des Reiches erlaubten dem Kaiser nicht, einen fremden Königssohn zu adoptiren; um jedoch dem persischen Monarchen einen Beweis seiner Freundschaft und hohen Achtung zu geben, erbieth sich der Kaiser, den Prinzen Chosrou zum Waffensohne zu adoptiren.*)

6. Tief und schmerzhaft fühlte Cobad die Vereitelung seiner Plane. Mit einem zahlreichen Gefolge

*) Ueber diese Art der Adoption lese man nach, was im vorigen Bande im 7. Abschnitte S. 10. schon darüber ist gesagt worden.

hatte er sich schon den römischen Grenzen genähert, um bei der ersten günstigen Nachricht von seinen Gesandten, sogleich mit seinem Sohne nach Constantinopel zu eilen. Voll Zorn gegen die Römer, voll Unwillen gegen seine Gesandten, kehrte er wieder nach Etesiphon zurück. Unglücklicherweise war der edle Geosès das Haupt der persischen Gesandtschaft gewesen. Es war dies der nämliche Geosès, dem Gobad einst Freiheit, Leben und Krone zu danken, und dem er daher mit einer Würde bekleidet hatte, die ihn weit über alle und die höchsten Beamten des Reiches erhob. Auf diesen fiel jetzt die ganze Schwere der königlichen Ungnade. Die Reider des bisher allmächtigen, jedoch stets weisen und gerechten Günstlings glaubten, diesen Augenblick benutzen zu müssen. Als einen Reuerer, als einen Verräther der Staatsreligion Persens klagten sie ihn an. Geosès' zärtlich geliebte Gemahlin, die vieljährige Gefährtin seines Lebens war kurz vorher gestorben. Gegen den Gebrauch und die Sitten der Perser hatte Geosès ihre Leiche nicht verbrennen, sondern auf einen von Bäumen beschatteten Hügel begraben lassen. Diese Erbärmlichkeit war der Grund, auf welcher die ganze Anklage beruhete, und Gobad, im Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung, war undankbar genug, seinen alten, lange geprüften Freund den Ränken seiner hochhaften Feinde zu überlassen. Persens hoher Rath ward versammelt, Geosès zum Tode verurtheilt, und der edelste, weiseste und tugendhafteste Mann im ganzen Reiche fiel als ein blutiges Opfer der eigensinnigen Vorliebe des Königs für einen seiner nachgebornen Söhne.

7. Aber auch an den Römern wollte Gobad sich rächen. Persische Reuterhaufen fielen in das römische Gebiet, zerstreuten mit leichter Mühe einige römische

Kriegsvölker, plünderten das Land und zogen sich dann mit ihrem Raube wieder innerhalb ihrer Grenzen zurück. Das Gleiche thaten nun auch die Römer; aber von beiden Seiten der zwecklosen Streifzüge bald müde, trat eine Waffenruhe ein, die diesen Plackereien ein Ende machte. Kein Theil wollte sich jetzt das Ansehen geben, den Frieden gebrochen zu haben, und da von keiner Seite eine Kriegserklärung erfolgt war; so ward alles Geschehene als ungeschehen betrachtet und bloß auf Rechnung eines Mißverständnisses zwischen den an der Grenze kommandirenden römischen und persischen Befehlshabern gesetzt.

8. Durch diese an sich unbedeutenden Vorfälle ward indessen doch die Aufmerksamkeit des Hofes von Constantinopel geweckt. Man fürchtete nicht ohne Grund, daß nach der, dem alten König zugesügten Beleidigung, der Friede zwischen beiden Reichen höchst wahrscheinlich nicht mehr von sehr langer Dauer seyn würde. Um die Grenzen einigermaßen gegen plötzliche Einfälle zu schützen, ward beschlossen, einige Punkte auf derselben zu befestigen. Der wichtigste, gegen Persien vorgeschobene militärische Punkt war Dara. Diese Stadt erhielt also einige Festungswerke, aber im Ganzen genommen, waren dieselben wenig bedeutend und unhaltbar gegen eine förmliche Belagerung.

9. Kaum war also Justinian, der das Befestigen eben so leidenschaftlich wie das Bauen liebte, zur Alleinherrschaft gelangt, als er sogleich Befehl gab, Dara in eine der stärksten und haltbarsten Festungen des Reiches zu verwandeln. *) Außer

*) Dara, heut zu Tage Kara-Dorre, liegt 15 Meilen

Diese ertheilten auch Wankel, Ertze, Lärcht, Gellin
 den in Mesopotamien, nach Chalch, Erbus, Zura,
 Erbus, Oltreth, Zeugma, Neodjara in der

von Afrika. Wenn Procopius die Entfernung beider Städte auf 98 Stadien angibt; so mußte D'Anville nach diesem Maße, daß jedes ein Fohler des Maßstabs sey, und sagt, der Procopius-Raum 98 „ 198 Stadien lesen müsse. — Der Festungsbau von Dara, wie Procopius und Zacharias, ein syrischer. Schriftsteller ihn darstellen, kann aus einem ziemlich deutlichen Begriff gehalt von dem Grade der Vollkommenheit der damaligen

Beschreibungskunst. — Die Stadt war mit einer dreifachen Mauer, von vielen Thürmen flankirt, Feuer umgeben. Die Zwischenräume, welche diese trugen, betrug fünf, sechs bis zwanzig Schritte und waren in Zeiten der Belagerung ein Ueberlebensort für den Nachstand der Einwohner. Die Höhe der Mauern betrug fünfzig, jene der Thürme hundert Fuß über dem Erbboden. Eine sehr geräumige Plattform bedeckte die Spitze der Thürme und eine doppelte Gallerie schloß die Länge des Wall aufgestellten Soldaten. Des harten und felsigen Bodens wegen war von der Kunst der Winzer und Cuvier nicht zu beforgen; und auf der südlichen Seite, wo der Boden etwas lockerer zu werden anfing, wurde das Land durch mittels der Carre, durch ein sehr starkes, mit hervorstechendem Kollwerk, was nicht möglich verhindert, doch unangenehm erschwert. Der die Stadt umgebende dreifache Wassergraben war ein Krümmen der Spermaul; denn die Erhöhung des Wassers war so künstlich geleitet, daß die Einwohner während einer Belagerung nicht nur stets mit Wasser versorgt waren, sondern auch, mittels der mit vieler Kunst angelegten Schleusen, die Belagerer, so oft sie wollten, durch künstliche Ueberfluthungen in die äußerste Verlegenheit setzen konnten. Lange war Daraus für die Perser im Gegenstand der Verwerfung; und die vorder, in dem Laufe von sechs Jahren, stets mit der größten Anstrengung widerholten und dennoch vertheilten Versuche, Daraus der Abwehr zu entziehen, erwarben ihr den Beinamen der unüberwindlichen Stadt.

Euphraten's, neue Festungswerke und die Zwischenräume zwischen diesen Städten hielten eine Menge fester Schlösser, befestigter Wachthürme und andere, minder feste, bloß mit Erdwällen umgebene Posten.^{*)} Um auch die Grenzen Palästina's auf der Seite von Arabien gegen die Einfälle der, größtentheils von den Persern abhängigen, heidnischen Saragaten zu schützen, ließ Justinian eine starke und, in Hinsicht des innern Raumes, auf eine zahlreiche Garnison berechnete Festung am Fuße des Berges Sinai erbauen. Der Berg war mit Klöstern und frommer Anachoretens Zellen gleichsam überpölkert. Aber der Gipfel desselben war, nach dem Zeugniß des Procopius, unbewohnt; denn ein ungewöhnliches, dem Donner ähnliches, mit andern furchtbaren Erscheinungen verbundenenes Geräusch, welches man jede Nacht hörte,

-
- *) Zahllose Festungen bedekten unter der Regierung des Justinian's alle europäischen wie asiatischen Provinzen des morgenländischen Reiches. Ohne der kleinern festen Kastele, befestigter Wachthürme, von Mauerwerk errichteter Schanzen oder auch der langen Mauern zu erwähnen, wodurch ganze Strecken Landes, wie z. B. die Erdenge von Corinth, gedeckt wurden, erbaute dieser, das Bauen mehr als alles liebende Kaiser beinahe sechshundert Festungen. Justinian's Befestigungslust wußten dessen Kriegsbaumeister trefflich zu benutzen; und in der vollen Ueberzeugung, daß die Welt nur deswegen geschaffen sey, daß sie Festungen darin
 herauge mit spä
 und wo sie nun
 Total fanden,
 und dem Kaiser
 geschah es bald,
 in welche vorhe
 nun ebenfalls ir
 und vielfachem!

Wendte auch: **Der Schwesternstern** erzählt. Allerdings
beruht dieser Bericht des Procopius bloß auf arabi-
scher Tradition und den Erzählungen der die-
sen Arabiens bewohnenden Sarazenen; aber auch
dann bleibt es noch immer höchst merkwürdig, daß
die Geschichte von dem Wandern des Sinai und
dem Donner, unter welchem Jesu eine Strafe
sein Befehl gab; auch nach zweitausend Jahren, und
selbst in einem mit Götzenidolern überfüllten Lande,
so noch immer in Volksglauben erhalten hat.

10. Aber die Erbauung einer neuen Festung an den Ufern des Tigris, in den weiten Ebenen von Bindone, westwärts von Risbia, fand plötzlich ein von eben so unerbittlichen als löstigen Widerspruch von Seite der Perser. Durch die Thätigkeit der über den Festungsbau gesetzten Officiere und die ungeheure Menge der Arbeiter hatten die Mauern schon in einer bedeutenden Höhe sich über dem Boden erhoben, als auf einmal der auf der persischen Grenze kommandierende Satrap, des Königs Befehl ließ, das Erbauung einer neuen Festung auf dieser Grenzscheide der beiden Reiche sey eine offensbare Verletzung früher geschlossener Verträge; sie möchten also den Bau sofort einstellen, auch die schon stehenden Mauern ohne Verzug wieder niederreißen; und nicht, so würde er selbst diese Mähe abbrechen. Da das den Festungsbau bedende Truppencorps viel zu schwach war, so riefen zwar die Häupter die Mauern der neuen Stadt noch nicht nieder; aber der Bau ward einstweilen dennoch eingestellt, aber zugleich auch ein Eilbote nach Constantinopel abgesandt, um Kaiserhof zu begehren.

11. Justinianus schickte dem Curzel und Buzel, ~~noch~~ ^{noch} ~~Marbota~~ ^{Marbota} ~~und~~ ^{und} ~~Abraha~~ ^{Abraha} gebürtig, welche mit

einem sehr beträchtlichen Heerescorps an dem Fuß-
 des Libanons standen, den Befehl, mit ihren Trup-
 pen unverzüglich an den Tigris zu marschiren. Da
 schon die Verstärkung angekommen war, ward auch
 der Fortschritts wieder begonnen. Die Perser eilten
 herbei; man kam zu sehen, die Thäler, um ihn zu
 beschützen. Da kam plötzlich zu einer entscheidenden
 Schlacht. Darius und Darius waren beide tapfer
 und kühn; aber auch beide noch in ihrem
 Alter, welches sich am Muthwillig und kühn. Zu-
 treuen zur eigenen Kraft, aber desto drücker an Er-
 fahrung, Berath und Klugheit ist; Beide, voll
 Feuer und kriegerischen Uebersinn; suchten nach mit
 dem Glück zu schlagen, verstanden es aber noch
 nicht, nach dem Erfolg eines Beschlusses zu stehen.
 Die Thäler erlitten eine völlige Niederlage. Darius
 selbst ward gefangen, die übrigen Heere dem Ober-
 befehl gleich gemacht, und eine große Menge Irakis-
 cher Gefangenen über den Tigris in den Persien.
 Der Befehl kam, dem Darius nach zu kommen, alle Trup-
 pen einzeln einzeln gegen Persien. Von der Kaiser-
 lichkeit herab sich wenig verschonen, sollte. Zu-
 schine ist sehr sehr vor den Rächen seiner Dis-
 cipline. In dem größten König, sondern also ma-
 nergleich von Schmeicheln, seinen Magister Officio-
 nen, und gab diesem die nöthigen Befehle, um
 auf gütlichen Wege die wechselsichtigen Beschwerden
 gegen einander auszugleichen. Über Friedensver-
 schläge nach einer weiteren Uebung haben selten den
 erhabenen Gang, und gerade war Darius sehr
 kriegerischer als je, indem es geschah, wie er
 glaubte, nicht ungegründete Hoffnung hatte, durch
 Verrätherei sich bald im Besitz von Jerusalem und
 ganz Palästina zu sehen.

12. Nicht immer leitete Klugheit und Weis-

Bericht den religiösen Eifer des Kaisers, Strenge Befehl gegen die zahllosen hegerischen Götzen seines Reichs zu erlassen, was zwar heilige Pflicht; aber in der Anwendung und dem Vollzug dieser Befehle hätte nicht so oft das höchste Gesetz, nämlich das Gesetz der Liebe verletzt werden sollen. Am härtesten ward gegen Juden und Manichäer verfahren. Samariens ganze Bevölkerung bestand beinahe bloß aus Juden, indessen wohnten jedoch unter ihnen auch ungemein viele Manichäer; letztere waren, größtentheils völlig unwissende, rohe und wilde Landleute. Furchtbar loderte also hier auf einmal die Flamme des Aufruhrs im ganzen Lande. Siebzigttausend bewaffnete Auführer versammelten sich zu einem furchtbaren Heere, wählten einen berchrigten Häuber, Namens Julianus, zu ihrem König und Feldherrn, überfielen die Städte Sythopolis und Neapolis, verbrannten alle Kirchen, erwürgten den Bischof, rissen mit Cannibalen-Wuth Priester und Mönche in Stücke, ermordeten alle Christen, die ihnen in die Hände fielen, und wütheten mit erbarmungsloser Grausamkeit in der ganzen weitumliegenden Gegend. Julianus wählte Neapolis zu seiner Residenz. Hier gab er Spiele der Rennbahn und ritten in dem Circus mit einem Diadem um die Stirne. Ein Wagensführer, Namens Ricus, ward als Sieger proclamirt; aber in dem Augenblicke, in welchem er sich dem prästären Throne des Tyrannen näherte, um aus dessen Händen den Preis seines Sieges zu erhalten, ward diesem gesagt, daß Ricus ein Christ sey. Sogleich ließ Julianus ihm Mitte in dem Circus den Kopf abschlagen.

13. Dieser Julianus hatte nun gleich im Aufgange des Aufstandes einige der angesehensten und reichsten Einwohner von Samaria an den König von

Persien geschickt, und ihm ein Bündniß antragen
 lassen, mit dem Versprechen, den König, wenn er
 den Auführern schnelle Hülfe senden wollte, in
 Besitz von Jerusalem und ganz Palästina zu setzen.
 Diesen Antrag hatte Eobad angenommen. In seinem
 schonen Traume sah er sich schon als künftigen Herrn
 von Palästina und einem Theil der syrischen Küste,
 und nichts war ihm daher jetzt willkommenener, als die
 durch ihren Festungsbau von den Römern selbst, ihm
 zu einem Kriege dargebotene Veranlassung. Die
 Herrschaft des Julianus war jedoch von sehr kurzer
 Dauer. Theodor, welcher die kaiserlichen Truppen
 in Palästina befehligte, hatte sich anfänglich zurückge-
 zogen, war aber, verstärkt durch einige römische
 Corps und einen zahlreichen Reiterhaufen christlicher
 Saragenen, schnell wieder vorgerückt. Bei dem An-
 rücken der Römer verließ Julianus die Stadt Nea-
 polis; aber Theodor hatte ihn bald ereilt. Es kam
 zu einem entscheidenden Treffen. Julianus ward
 gänzlich geschlagen, er selbst gefangen, enthauptet und
 sein Kopf nebst dem Diadem, das er getragen hatte,
 dem Kaiser nach Constantinopel gesandt. Mehr als
 zwanzigtausend Auführer waren in der Schlacht ge-
 blieben, die übrigen zerstreuten sich und flüchteten
 theils auf den Berg Garizim, theils in die Gebirge
 von Trachonitis. Der Comes Irenäus, welchen Jus-
 tinian statt des Bassus, unter welchem der Aufstand
 ausgebrochen war, zum Statthalter von Palästina
 ernannte, verfolgte die Auführer bis in ihre verborg-
 nen Schlupfwinkel, und was von ihnen nicht
 mit den Waffen in der Hand unter dem Schwert
 der römischen Soldaten fiel, starb unter den Hän-
 den der Henker auf dem Blutgerüste. Zum Lobne
 treu geleisteter Dienste erhielt der Anführer des Sa-
 ragenenstammes zwanzigtausend Gefangene, welche
 er theils in Persien, theils in Aethiopien als Sclav-

ven verlaufen ließ. Mehr als zweimal hunderttausend Menschen hatten durch diesen tollen, zwecklosen, nur durch die Grausamkeit und den Ueberstand der Anführer merkwürdigen Aufstand entweder Leben oder Freiheit verloren.

14. Jetzt, als nach der in der Ebene von Misdone verlorenen Schlacht, Hermogenes mit Friedensvorschlägen zu Eobad kam, mußte dieser noch nichts von der völligen Niederlage und Zerstreuung seiner guten Freunde in Samarien. Den römischen Gesandten behandelte er daher mit dem Stolz eines von seinen künftigen Siegen schon berauschten Despoten. Die Geschenke, welche Hermogenes mitgebracht hatte, nahm er zwar an, wollte aber von keiner Unterhandlung etwas wissen, sondern drohte mit einem furchtbaren Kriege, wenn die Römer nicht, in Ansehung aller seiner Beschwerden, ihm unverzüglich Genüge leisten würden. In dem Schreiben an den Kaiser, welches er den Gesandten mitgab, nannte Eobad sich den Sohn der Sonne, Justinian aber den Sohn des Mondes. „Nicht gleich einem Diebe,“ sagt der König am Schlusse dieses Briefes, „will ich die Römer unversehens überfallen und ihnen den Sieg stehlen; sondern ihnen jetzt zu wissen thun, daß ich sie noch bis zum Anfange nächsten Frühjahrs frei athmen lassen will, dann aber mit meiner ganzen Macht sie angreifen werde.“

15. Da der Krieg nun unvermeidlich war; so machte Justinian auch die nöthigen Vorbereitungen, um denselben mit Nachdruck zu führen. Im ganzen Reiche wurden Werbungen angestellt, die Grenzfestungen mit dem Nöthigen versehen und mit allen barbarischen, an Persien grenzenden Völkern Unterhandlungen gepflogen, um solche in einen gemein-

schafflichen Bund gegen Persien zu ziehen. Durch reiche Geschenke gewonnen, that Boarer, eine scythische Königin, welche nach dem Tode ihres Gemahls dessen Reich beherrschte, dem Justinian gleich im Anfange des Krieges treffliche Dienste. Sie hatte gehört, daß zwei andere scythische Fürsten mit zwanzigtausend Reitern den Persern zu Hülfe zögen. Sogleich stellte die kriegerische Boarer sich an die Spitze ihres Heeres, ging jenen Fürsten entgegen, schlug sie auf das Haupt, tödtete einen derselben, Namens Glones, mit eigener Hand, nahm den andern gefangen und sandte ihn nach Constantinopel. Justinian, ohne Rücksicht auf die, selbst in einem Barbaren nicht zu entheiligende königliche Würde, hatte die Grausamkeit, den unglücklichen Styrax, so hieß der gefangene König, auf dem zur Hinrichtung gemeiner Verbrecher bestimmten Platz, im Angesichte Constantinopels aufhängen zu lassen.

16. Das Wichtigste, was der Kaiser noch zu thun hatte, war die Ernennung eines eben so kühnen als klugen und eben so vorsichtigen als kriegskundigen Feldherrn. Nie war Justinian in seiner Wahl so glücklich, wie diesmal; denn er übertrug dem Belisarius, den er jetzt zum Dux des Orients ernannte, die Anführung des Heeres gegen die Perser. Als Rathgeber ward ihm Procopius beigeordnet; und von diesem Augenblick an begann zwischen dem großen Feldherrn und berühmten Geschichtschreiber jene aufrichtige Freundschaft, welche diese beiden ausgezeichneten Männer durch ihr ganzes, in die Geschichte ihrer Zeit so vielfach verflochtenes Leben innigst mit einander verband.*)

*) Es ist ein schöner Charakterzug des Procopius, daß er,

17. Eine Reihe Väter edler Namen hatte Belisarius nicht aufzuweisen; er war der Sohn eines thracischen Bauern, hatte daher keine oder nur eine schlechte Erziehung genossen, war der Wissenschaften unkundig, vielleicht gar denselben abhold; von ihrem wohlthätigen Einfluß auf Veredlung des Geistes und des Herzens finden sich wenigstens in Belisar's Leben nicht immer sehr glänzende Spuren. Seine frühere Geschichte ist in Dunkel gehüllt. Unter Justin's Regierung finden wir ihn in der Zahl der Hausbeamten des Justinian. Als dieser den Thron bestiegen hatte, gab er ihm eine Unterfeldherrnstelle in dem kaiserlichen Heere, und schickte ihn bald darauf nach Persarmenien, wo zwar der Feind jeden seiner Schritte hemmte, er aber dem ungeachtet am Ende in einem Gefechte, welches man eine Schlacht nennen könnte, über die Perser einen nicht unbedeutenden Sieg errocht, wovon jedoch die Ehre, und zwar nicht ohne Grund, größtentheils dem Comes Enriastus zugeschrieben ward. Indessen hatte Justinian's ehemaliger Hausbeamte von seinem Muth, seiner Entschlossenheit und seinen kriegerischen Einsichten schon manche unwiderlegliche Beweise gegeben, und diese in Verbindung mit Theodoren's Freundschaft gegen Belisar's Gemahlin Antonina, welche beide, die erstere in ihrem slavischen Ruche, die andere in ihrem, allem ihren Launen völlig unterworfenen Gemahl, ein sehr fähiges und, weil blindes, daher

ungeachtet seiner genauen Verbindung mit Belisarius, dennoch in seiner historia aroudä dessen Schwachheiten, Fehler und Laster, mit einer, einem unter der Aegide der Heiligkeit seiner Sache stehenden Geschichtschreiber geziemenden Freimüthigkeit erzählt und oft in ziemlich starken Ausdrücken rügt.

doppelt brauchbares Werkzeug der despotischsten Willkühr erkannten, hatten ihm nun die Würde eines Feldherren des Orients und den Oberbefehl über das römische Heer verschafft.

18. Sobald die Zurüstungen zum Krieg beendigt waren, zog Belisarius sein Heer unter den Wällen von Dara zusammen. Dasselbe war nicht sehr stark; bestand höchstens aus fünf und zwanzigtausend Mann; zudem hatte das unglückliche Treffen bei Mindone und frühere Unfälle den Muth der Soldaten gedämpft und Zwist und Uneinigkeit unter den Feldherren die Kriegszucht erschlaft. Der Vorbedeutungen des Sieges gab es wenig oder keine.

19. Von jeher war Dara, besonders nachdem man es so sehr befestiget hatte, den Persern ein Dorn im Auge. Schon zu den Zeiten des Anastasius und so oft man nur eine zerfallene Mauer wieder ausbesserte, oder gar einen neuen Thurm erbauete, protestirten sie stets laut dagegen und erklärten es für einen Bruch der bestehenden Traktaten. Gegen Dara rückte also Herouz, der persische Feldherr, an. Sein Heer bestand aus vierzigtausend Mann. Der Zahl nach, an Streitkräften dem Belisarius weit überlegen, verachtete er seinen Feind, sprach mit Hohn von demselben und ließ den Einwohnern von Dara den Tag und die Stunde bezeichnen, an welchem er als Sieger in ihre Stadt einrücken werde, zugleich auch ihnen andeuten, daß sie eine, einem Mirhannes *) geziemende Wohnung und ein kühnendes Bad ihm bereit halten sollten, in welchem er nach der Arbeit eines erschöpften Sies

*) Eine bei den Persern sehr hohe militärische Würde.

ges sich, wie er zu thun pflege, wieder erholen könnte.

20. Trotz seiner zahlreichen Schaaren, war in dessen das persische Heer doch nicht sehr furchtbar. Gerade an dem, was die wahre Stärke eines Heeres ausmacht, gebrach es ihm völlig. Sein Fußvolf war schlecht; es bestand bloß aus in der Eile zusammengekauften Bauern, fremd jeder militärischen Disziplin, an Gehorsam nicht gewöhnt, dabei wenig geübt in den Waffen und noch weniger bekannt mit den Gefahren des Krieges und den wechselnden Zufällen einer Schlacht.

21. Belisarius hatte unter den Mauern von Dara ein Lager bezogen. Hier wollte er die Perser erwarten; um ihnen aber den Vortheil der Mehrzahl und einer größern, ihn selbst überflügelnden Ausdehnung zu entziehen, ließ er einen mit seiner Fronte parallel laufenden, sehr tiefen und breiten Graben anlegen; auf beiden Flügeln ging derselbe in senkrechter Linie auf eine ziemlich beträchtliche Weite gegen die Seite des Feindes, zog sich dann unter einem nicht allzuspitzigen Winkel wieder auf die Linie der Römer zurück, bildete da abermals einen und zwar stumpfen Winkel und verlor sich dann in ausgehender Richtung rechts und links in der Ebene. Um jedoch die Bewegungen der Römer nicht gerade auf den bloßen Raum innerhalb der Verschanzung zu beschränken, waren auf der ganzen Grabenlinie, welche, wie so eben gezeigt ward, eingehende und auspringende Winkel hatte, sowohl in den Schenkeln dieser Winkel als auf der Frontlinie selbst, überall in gehöriger Entfernung die nöthigen, auf die Breite einer römischen Colonne berechneten Zwischenräume gelassen worden. Sammtliches Fußvolf stellte Belis

sarius in die Mitte, die Reiterei auf die beiden Flügel. Auf dem rechten Flügel commandirten Johann Nierth, Marcellus, Cyrillus und Justinian's Neffe Germanus, ein junger Mann von ausgezeichnetem Feldherrntalent, der erst im vorigen Jahre einen Haufen in die römischen Provinzen eingebrochener Barbaren geschlagen, und über die Donau wieder zurückgetrieben hatte. Der linke Flügel stand unter den Befehlen des Buzes und Pharas; letzterer war der Anführer mehrerer Schwadronen herulischer Reiterei. In dem Centrum befand sich Belisarius selbst, an seiner Seite hatte er den Hermogenes, nach ihm der erste Feldherr im Heere.

22. Ferouz ließ nicht lange auf sich warten. Als er aber die Römer zu Gesicht bekam, staunte er über ihre Schlachtordnung und besonders über die ruhige Haltung, mit der sie seinem Angriff erwarteten. Da der aufgeworfene Graben mit seinen ein- und ausgehenden Winkeln ihn hinderte, mit seiner Cavalerie nach Gutsänken zu manövriren; so ließ er die Armee Halt machen und brach sie in mehrere Colonnen, deren Tiefe er sehr vermehrte, weil der durchschnittene Boden ihm keine sehr große Ausdehnung erlaubte. Während dieser Bewegungen, denen die Römer ganz kaltblütig zusahen, sprengte ein junger Perser, ein Jüngling voll Feuer und Muth an die Römer heran und forderte den tapfersten derselben zum Zweikampf heraus. Die Römer, schon mehr an Disciplin gewöhnt, erwarteten den Befehl ihrer Officiere; da dieser nicht gegeben ward; so wagte es auch keiner, den angebotenen Zweikampf anzunehmen. Auf einmal bricht ein, dem ganzen römischen Heere unbekannter Reiter hervor, sprengt auf dem Perser mit eingelegter Lanze los, rennt ihm diese durch den Leib und wirft ihn im Angesichte beider

Heere todt zu Boden. Ein allgemeines Freudengeschrei bewillkommte den Sieger, als er zurückkam; aber wie erstaunten nicht Officiere und Soldaten, als sie sahen, daß es keiner der übrigen, sondern ein ehemaliger Fechtmeister von Constantinopel war, des Andreas hieß und jetzt als Bademeister im Dienste des Unterfeldherrn Buzes stand.

23. Um die erlittene Schmach zu rächen, schickten die Perser einen andern, durch ungewöhnliche Körperstärke und riesenhafte Größe ausgezeichneten Reiter vor, welcher den Römern jetzt auf das neue den Zweikampf anbot. Auch diesmal fanden es die römischen Feldherren nicht für zweckmäßig, ihre Erlaubniß dazu zu geben; selbst dem Andreas verbot sein Herr, sich noch einmal zu wagen. Da aber die Ausforderungen des Persers nach und nach beleidigend zu werden anfangen; so rannte Andreas, trotz des Verbotes seines Herrn, auf den Perser los; dieser, der seinen Gegner nicht stehenden Fußes erwarten wollte, sprengte ebenfalls auf den Römer heran und nun war bei ihrem Zusammentreffen der beiderseitige Stoß so gewaltig, daß Mann und Roß stürzten und beide Reiter auf der Erde lagen; aber der ehemalige Fechtmeister, weit gewandter und behender als sein Gegner, stand zuerst auf seinen Füßen und stieß den Perser das Schwert durch den Hals. Ein abermaliges, lange anhaltendes Siegesgeschrei lohnte dem braven Andreas für seine That; aber dumpfes Schweigen herrschte in der Perser; sie betrachteten es als eine Deutung, und da ohnehin schon der des Tages verfloßen war; so zog Ferou und schlug in der Entfernung einer halben Stunde von den Römern sein Lager auf.

24. Unter fruchtlosen Unterhandlungen verstrich jetzt ein ganzer Tag. Belisarius, der wohl einsah, daß Ferouz die Römer ganz anders getroffen, als er sie zu treffen vermuthet hatte, hoffte einen Augenblick, daß die Eindrücke des vorigen Tages den persischen Feldherrn vielleicht geneigter als bis jetzt zu einem Frieden gemacht haben könnten. Er that also den ersten Schritt, und schickte einen römischen Officier mit neuen Friedensvorschlägen in das persische Lager. Aber Ferouz wollte von keinem Frieden wissen; alle seine Antworten waren trotzig und voll Drohungen gegen die Römer. Eine Schlacht war unvermeidlich.

25. Am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages von den römischen Vorposten die Nachricht ganze persische Heer sey im Anzuge. So rissen die Römer die Waffen und stellten: so eben erwähnte Schlachtordnung. Auf dem linken Flügel der Römer zog sich unter manchen Krümmungen ein kleines Thal hin, dessen Boden so sanft und unvermerkt in der Ebene lag, daß der Feind von Ferne die dahinter liegende Niederung gar nicht bemerken konnte. Dieses Terrain glaubte Belisarius nicht unbenutzt lassen

er detachirte, er
cythen und Un-
Heruler, und
Die Schlacht
der Menge der
zt gleichsam die
t, als die Rö-
a Gebrauch die-
Sturmwind, der
lt der persischen
Geschossen um

viel vermehrte. Als die Köcher leer waren, griff
 man zum Schwert. Beide Heere wurden handgem
 ein. Seine heftigsten Angriffe richtete Ferouz gegen
 die beiden römischen Flügel. Wirklich fing auch bald
 der Römer linker Flügel an zu weichen, ward endlich
 völlig in die Flucht geschlagen. In ungeordneten
 Haufen verfolgten die Perser die fliehenden Römer.
 Aber jetzt brach Nigan mit seinen braven Herulern
 aus seinem Hinterhalt hervor, fiel den Persern in
 die Flanken und den Rücken, erschlug ihrer dreitaus
 send im Gefechte und trieb die übrigen in ihr Lager
 zurück. Belisar, der schnell herbeigeeilet war, hatte
 nun Zeit, seinen linken Flügel wieder zu formiren.
 Aber gerade als Nigan von dem Verfolgen der Feinde
 zurückkam, ward dem Oberfeldherrn gemeldet, daß
 auch sein rechter Flügel sehr im Gedränge sey, Ferouz
 habe seinen linken Flügel ungemein verstärkt, selbst dem
 Kern seines Heeres, nämlich die Schaar der Un
 sterblichen dahin gesandt. Belisarius that nun
 das Gleiche, zog Truppen aus seinem Centrum
 und linken Flügel und sandte sie mit dem Nigan
 und den Herulern nach dem rechten Flügel. Noch
 zu rechter Zeit kam diese Verstärkung an; die Römer
 hatten auch hier schon angefangen zu wanken; aber
 jetzt ward ihr Muth auf das neue belebt. Von
 beiden Seiten ward mit allgemeiner Erbitterung ge
 fochten; kein Theil wollte sich den Sieg entreissen
 lassen. Die persische Schaar der Unsterblichen that
 Wunder der Tapferkeit; aber in dem engen Raume
 in allen ihren Evolutionen gehindert und von dem
 Fußvoll verlassen, welches die Schilde wegwarf und
 davon floh, ward diese berühmte Schaar endlich von
 den Römern umringt. Durch schmachliche Flucht
 wollte jedoch keiner der Unsterblichen den Ruhm
 seines Corps beflecken. Ohne Ausnahme fielen sie
 sämmtlich in der Schlacht. Die ganze persische Rei

terei begab sich nun ebenfalls auf die Flucht. Mehr als achttausend der Ihrigen waren in dem Treffen erschlagen worden. Belisarius ließ den fliehenden Feind nicht lange verfolgen. Das persische Heer war nichts weniger als völlig vernichtet. Der Sieger befürchtete einen neuen Angriff und bei der Tapferkeit, welchen nicht selten die Verzweiflung einem geschlagenen Feinde einflößt, einen möglichen Wechsel des Kriegsglücks. Er ließ also zum Rückzug blasen, und begnügte sich damit, den Römern gezeigt zu haben, daß die Perser noch lange nicht unüberwindlich wären.

26. Gleiches Glück begleitete Justinian's Waffen auch in Armenien. Mermeroes, ein anderer persischer Feldherr war, an der Spitze eines zahlreichen, aus Persern und Scythen bestehenden Heers, über den Euphrat gegangen und machte nun Miene, auf Theodosiopolis loszugehen. Aber der erfahrene und kriegskundige Dorotheus war Befehlshaber in dieser Stadt, und unter Sitta's, dem Gemahl der Schwester der Kaiserin Theodora, einem nicht minder achtungswürdigen Feldherrn standen sämtliche Truppen der Provinz. Der Wachsamkeit der beiden Anführer konnten die Bewegungen der Perser nicht entgehen. Durch fluge Rundschaster vom dem Zustande des persischen Heeres genau unterrichtet, vereinten Sittas und Dorotheus ihre Streitkräfte, gingen dem Feinde kühn entgegen und richteten ihren Marsch so ein, daß sie noch vor Anbruch des Tages bei dem feindlichen Lager ankamen. Mermeroes, der gar nicht ahnete, daß die Römer ihn angreifen würden, im Gegentheil sie hinter Bergschanzungen anzutreffen vermuthete, ward nun unvorbereitet überfallen, völlig geschlagen und über den Euphrat wieder zurückgetrieben. Die Römer tödteten viele Feinde, plünderten das Lager, mach-

ten eine Menge Gefangener und lehrten hierauf in ihre vorigen Stellungen zurück.

27. Beschämt, von einem an Zahl ungleich schwächern Feinde überfallen worden zu seyn, suchten nun die Perser die Schmach der erlittenen Niederlage durch irgend eine glänzende, das Lob des Feldzuges entscheidende Waffenthat zu tilgen. In Eile sammelte Mermexoes seine zerstreuten Truppen, zog neue Verstärkung an sich, ging wieder über den Euphrat und fiel in Kleinarmenien ein. Sein Plan war, durch unvermutheten Ueberfall sich der reichen und ihrer Lage wegen sehr bedeutenden Stadt Santala zu bemächtigen. Aber auch hierin waren ihm Sittas und Dorotheus schon zuvor gekommen; nur höchstens ungefähr zwei römische Meilen von Santala hatten beide ein Lager bezogen. Das persische Heer bestand wenigstens aus dreißigtausend, jenes der Römer höchstens aus fünfzehntausend Mann.

28. Als die römischen Feldherren an der Absicht des Feindes nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubten, theilten sie ihr kleines Heer in zwei Abtheilungen; mit der einen warf sich Dorotheus in die Stadt, mit der andern legte Sittas sich in einem von ziemlich ansehnlichen Hügeln begrenzten Thal in Hinterhalt. Da Santala nicht sehr befestigt war, so hofften die Perser bei dem ersten Sturm es zu erobern. Ohne also die Gegend vorher durch einen Schwarm ihrer zahllosen leichten Reuterei durchforschen zu lassen, näherten sie sich wieder mit ihrer gewöhnlichen Unvorsichtigkeit den Mauern von Santala. Aber plötzlich erschien jetzt Sittas mit seinem Armeecorps auf den Anhöhen in dem Rücken des Feindes. Da dieses Corps bloß aus Cavallerie bestand, so verhielten die dichten Staubwolken, welche sich erhoben,

die Perser, die Stärke des Feindes zu erkennen. An einen Sturm auf Santala ward also nicht mehr gedacht. Die Perser schlossen ihre Reihen; veränderten ihre Schlachtordnung und rückten den von den Anhöhen herabmarschirenden Römern entgegen. Sittas hatte seinen Truppen befohlen, nur in ganz kleinen, von einander getrennten Haufen anzugreifen, jedoch sich in kein ernstes Gefecht einzulassen, sich stets gleich wieder zurückzuziehen und diese verstellten Angriffe und Rückzüge bis auf weitem Befehl immer zu erneuern. Seine Absicht dabei war, das feindliche Heer auf diese Art nach und nach in das von beiden Feldherren vorher schon zum Schlachtfeld gewählte Terrain zu locken.

29. Während dieses geschah, hatte auch Dorotheus mit seiner Division einen Ausfall aus der Festung gemacht. Mit seinen in drei Corps getheilten Truppen fiel er nun dem Feinde in die beiden Flanken und den Rücken; und Sittas, seine zerstreuten kleinen Reiterhaufen schnell wieder in geschlossene Massen formirend, griff ihn in der Fronte an. Die Perser, die auf einmal von mehreren Seiten sich angefallen sahen, glaubten von einer ihnen weit überlegenen Armee umringt zu seyn. Es entfiel ihnen der Muth; ihr ganzes Heer begab sich auf die Flucht. Aber die persischen Feldherren hatten indessen die Schwäche des römischen Heers bemerkt; es gelang ihnen ihre Leute wieder zum Stehen zu bringen; auch diese wurden jetzt durch den Augenschein ihres eugt, schämten sich ihrer Zaghaftigkeiten nun von selbst wieder gegen den Feind zu werden. Die Schlacht begann also. Lange ward mit wechselndem Glück gekämpft. Florentius, der Anführer einer römischen Abtheilung, erzielte, den Sieg für die Römer ent-

schied. Nur von wenigen seiner Tapfern begleitet, stürzt er sich mitten in ein feindliches Geschwader, wirft alles vor sich her nieder und dringt endlich bis zu demjenigen durch, welcher die persische Reichsfahne trägt. Mit einem Streich haut er dem Fahnenträger den rechten Arm ab, bemächtigt sich des persischen Paniers und senkt es gegen die Erde. Die entferntern persischen Reitergeschwader halten das Senken der Reichsfahne für ein Zeichen zum Rückzug. Das ganze persische Heer zieht sich demnach zurück; aber die Römer erneuern nun ihre Angriffe und der Rückzug des feindlichen Heeres verwandelt sich bald in eine allgemeine Flucht. Die Römer, vollkommen zufrieden, gegen ein weit überlegenes feindliches Heer zweimal das Schlachtfeld behauptet zu haben, hielten es nicht für rathsam, den fliehenden Feind zu verfolgen. Der Ibrigen hatten sie nur wenige in der Schlacht verloren, aber eben daher um so mehr den Verlust des braven Florentius zu beklagen, der, getroffen von einem feindlichen Geschoss, beinahe im demselben Augenblicke zu Boden stürzte, in welchem er mit beispielloser Kühnheit sich der persischen Hauptfahne bemächtigt hatte. Die Perser brachen am andern Tag auf und zogen sich über den Euphrat tief in das Innere ihres Landes zurück.*

*) In der Erzählung aller, während Justinian's Regierung von den Römern geführten Kriege folgen wir beinahe ausschließlich den Berichten des Procopius; denn da dieser den Belisarius in allen seinen Feldzügen als ein demselben von dem Kaiser selbst beigegebener Rath begleitete; so hatte er wahrhaftig hier die beste Gelegenheit, auch von jenen kriegerischen Ereignissen, wovon er nicht selbst Augenzeuge seyn konnte, die beste und sicherste Kunde zu erhalten.

30. Die Römer ließen ihren Gleg nicht unbenutzt, sie fielen in Persarmenien ein, eroberten viele feste Oerter und zuletzt auch die Festung Pharamgum, wo ihnen die königlichen Bergwerke, durch Verrath eines gewissen Simeon, welcher Aufseher über dieselben war, in die Hände fielen. Um die nämliche Zeit gingen auch zwei sehr ausgezeichnete persische Feldherren, Namens Marses und Aratus, sammt ihrem ganzen Haus und allen ihren Reichthümern zu den Römern über. Beide waren Brüder und thaten bloß deswegen diesen Schritt, weil sie aus Persarmenien gebürtig waren. Noch mehrere andere vornehme Persarmenier ergriffen die Parthei der Römer, denn beinahe ganz Persarmenien war jetzt in ihren Händen. Ein anderer Marses *), welcher kurz vorher als Quästor des Kaisers in diese Gegend gekommen war, behandelte die vornehmen Ueberläufer mit ausgezeichnete Achtung, machte ihnen im Namen des Kaisers reiche Geschenke und bewog das durch deren jüngern Bruder Isaac, welcher noch in Diensten des persischen Königs stand, dem Beispiele seiner Brüder zu folgen. Aber Isaac wollte nicht mit leeren Händen, oder als ein verdienstloser Flüchtling zu den Römern kommen; nachdem er also einige Zeit einen geheimen Briefwechsel mit den Feinden seines Königs unterhalten hatte, fand er Gelegenheit, die in der Gegend von Theodosiopoliß gelegene Festung Bolus den Römern durch Verrath in die Hände zu liefern; worauf er ebenfalls mit seinen Schätzen und noch größern Ansprüchen auf die Dankbarkeit des

*) Der Eunuch nämlich, ein Mann von Geist und ungewöhnlichem kriegerischen Verdienst. Etwas später wird er als einer der größten römischen Feldherren dem Leser noch bekannt werden.

Kaisers, sich nach Constantinopel zu seinen Brüdern begab.

V.

1. Auch an den beiden Ufern der Donau wütheten in diesem, wie in dem vorigen Jahre die kaiserlichen Fahnen überall nicht minder siegreich. Lange war die Donau für die römischen Provinzen eine sichere militärische Grenze gegen den Anbrang der Barbaren gewesen; aber seit dem das römische Reich zu sinken begann, ward auch der nämliche Strom die allgemeine Heerstraße, auf welcher alle barbarischen Völker sich über das römische Reich herwälzten und dessen gesegnetesten Provinzen Jahrhunderte hindurch mit Feuer und Schwert verheerten. Den Gepiden hatte Justinianus jetzt die Bewachung des Stromes übertragen; sie erhielten dafür beträchtliche Jahrgelder und reiche Geschenke. Dem ungeachtet blieben sie dem Kaiser nicht immer treu. Die Hoffnung eines Antheils an dem Raube verschreckte bisweilen bei ihnen die Erinnerung an ihre mit den Römern eingegangenen Verbindlichkeiten, und erst noch vor nicht sehr lange hatten sie über die Donau einen zahlreichen Schwarm Gothen gehen lassen, der jedoch, von des Kaisers tapfern Neffen Germanus gänzlich geschlagen und zerstreut, nicht einmal die schon gemachte Beute wieder über den Fluß hinüberbringen konnte.

2. Ein neues, den Römern bisher noch wenig bekanntes Volk, eben so wild und noch zahlreicher als Gothen, Vandalen, Gepiden u., hatte indessen seine Wohnsitze bis an die nördlichen Ufer der Donau verbreitet. Auf der nämlichen Straße, wie die übrige

den angestammten nordischen Völkern, war es herange-
 rückt; aber unter Justinian's Regierung, in dem
 Jahre 527, betraten die Slaven, so hieß dieses
 Volk — die griechischen Geschichtschreiber heißen sie
 Sclavenos, Venedas und Antas —

einmal
 in der
 Jahr-
 ebens-
 e der
 die
 essen
 ere
 hen
 nde
 reis
 ere-
 der

ie-
 in
 e
 e
 e
 e

— — — — —

*). Nur mit Ausnahme der ungarischen Sprache, welche
 eine Tochter der finnischen ist.

Menschengeschlechts zu entwerfen, und zwar so zu entwerfen, daß an demselben — was ja ohnehin eine klare und vollständige Uebersicht durchaus erheischt — auch die Kleinern in die große Kette sich einschlingenden Glieder nicht fehlten! Aber wer vermag dieß? wer wird es wagen, zurückzugehen bis zu jener grauen, heiligen Halle der Urwelt, in welcher die lebendige Quelle aller Geschichte entspringt? Wer es dann unternehmen, dem immer tiefer wühlenden, immer breiter, aber auch trüber werdenden, oft in dichten Nebel gehüllten, nicht selten sich unsichtbar unter der Erde verlierenden und dann plötzlich mit zahllosen Armen wieder hervorbrechenden Strom der Geschichte, nach allen seinen verschiedenen Richtungen, Krümmungen und Beugungen, stets mit festem, nie strauchelndem Tritte bis in jene Periode zu verfolgen, wo die lange sich völlig entfremdeten, wechselseitig sich vertilgenden Völker, der Wanderungen und des langen Kampfes müde, sich freundlich mit einander vermischen, eine mäßige, leicht zu überschauende Anzahl verschiedener, durch Sprache, Verfassung und Religion entweder getrennter, oder vereinter Reiche und Nationen bilden, für ihre Wohnsitze sichere und bestimmte Grenzen erhalten und dem so lange heftig bewegten, verheerten und schwankenden Erdkreis endlich wieder Ruhe, Gestalt, bleibende Formen und eine feste, bald möchte man sagen, ewige *) Dauer ertheilen.

*) Es wird keiner Erinnerung bedürfen, daß das Wort ewig hier nicht in der biblischen oder christlichen Bedeutung, sondern in dem Sinne genommen wird, in welchem Politik und Geschichte z. B. von einem ewigen Frieden, von ewigen Friedens- und Freundschaftsbündnissen u. zu reden pflegen.

4. Ohne uns also hier in eine Würdigung einzulassen der so mannigfaltigen und verschiedenen Muthmaßungen und Meinungen der Geschichtschreiber über den Ursprung und die frühern Wanderungen und Ereignisse der Slaven, werden wir unsern Lesern nur dasjenige, was die in der Geschichte dieses Volkes bei weitem nicht so weit zurückgehenden griechischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts und davon berichten, mittheilen.

5. Die Nation der Wenden, Slaven und Anten wohnte anfänglich zwischen dem Fluß Dby und dem Lande der Finnen. Als sie diese Gegenden verließ, zog ein Theil derselben an die Ufer der Weichsel, ein anderer aber drang weiter gegen Mittag und ließ sich um den Palus Mäotis herum bis an die Ausflüsse der Donau nieder. In der Geschichte der Gothen wird ihrer zum erstenmale erwähnt und wir finden sie unter der Zahl der Völker und Volksstämme, welche der tapfere Gothenkönig Hermanreich seinem Scepter unterwarf. Von der Herrschaft der Gothen kamen sie unter jene der Hunnen. Von dem hunnischen Joch befreite sie Attila's Tod; und nach der bald darauf erfolgten Zersplitterung oder vielmehr völligen Auflösung des großen hunnischen Reiches treten sie, wie so viele andere Nationen, wieder als ein freies, unabhängiges und selbstständiges Volk in der Geschichte hervor. Die Wenden nahmen hierauf alle Länder längs der Ostseeküste bis an die Elbe in Besitz, und verbreiteten sich ostwärts dieses Flusses bis an die asiatische Grenze.)

) Der Stammmame Wenden ist jenen Nationen eigen geblieben, welche den Griechen wegen ihrer Entfernung beinahe gar nicht bekannt wurden. Als die gothischen

6. Die Slaven und Anten rächten indessen ebenfalls die Donau weiter aufwärts, wurden den Römern immer mehr bekannt, und das Gemälde, welches die griechischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts von der Lebensweise dieser Völker entwerfen, hat eine ungemeine Aehnlichkeit mit jenem, welches die neuesten Reisebeschreibungen von der Lebensart der heutigen tatarischen Nomadenvölker und

und suevischen Nationen Deutschland verließen, breiteten sich die Wenden auch gegen südwest aus. Gemein-
 schaftlich mit den Slaven an der Donau errichteten sie einen Staat in Mähren und Böhmen und später auch in Schlesien. Die in Böhmen wohnenden Wenden wurden Tschechen, und die auf dem Gebirgen wohnenden Chroaten genannt. Böhmen, Schlesien und Podomerien vereinigten sich in den Freistaat Groß-Croatien; Meissen, Westböhmen und Mähren in Groß-Serblien. Nach Vertreibung der Avaren stifteten zu den Zeiten Carl's des Großen wendische Stämme das große und einige Zeit sehr mächtige mährische Reich. Die um diese Zeit und noch lange nachher im nordöstlichen Deutschland wohnenden Pommer, Putzer, Wilzen, Corben, Obotriten u. waren bloß Unterabtheilungen wendischer Stämme. Wendische Colonien wohnten auch in Franken und selbst in den Ländern am Rhein — Die sogenannten sieben Generationen der Slavinen wurden von böhmischen Wenden, Croaten genannt, gegen das Jahr 620 gestiftet. Serblir setzten sich in Serbien fest und diese Wanderungen legten den ersten Grund zu den nachherigen Staaten Dalmatien, Servien, Bosnien, Croatien und Slavonien. — Die Poljaren oder Liachen waren ebenfalls ein antischer Stamm; sie gingen an die Weichsel zurück und wurden Stifter des polnischen Reiches. Zwei andere antische Stämme erbaueten Kiew und Nowogord und legten dadurch den Grund zu dem russischen Reiche. Beinahe alle diese Wanderungen scheinen in der gegenwärtigen Periode, das heißt in dem sechsten Jahrhunderte, geschehen zu seyn.

Rem. Korm.
 Wittenberg.
 S. 20.

aufstellen. Wie diese, aßen auch jene Pferdfleisch, tranken Pferdmilch und setzten ihren ganzen Reichtum in zahlreiche Heerden, die frei und ohne Führer ihnen überall auf ihren Zügen folgten. Ihre niedern und schmutzigen Wohnungen waren stets sehr weit von einander entfernt; zu ihren Wohnplätzen bedurften sie daher ungemein großer Länderstrecken, und die Griechen gaben auch deswegen den Slaven und Anten den gemeinschaftlichen Beinamen *Sporati*, d. h. die Zerstreuten.

7. Obschon in zahllose kleine Stämme vertheilt, erkannte man sie doch an der Ähnlichkeit ihrer Gestalt, an ihrem hohen, schlanken, dem Germanischen ähnlichen Körperwuchs, an ihren rothen Haaren und schwarzbraunen Gesichtsfarbe. Unglaublich war die Schnelligkeit ihrer Füße; neben einem in vollem Galopp davon rennenden Reiter konnten sie in gleichem Schritte daher laufen, und eben dadurch ward auch im Kriege ihre Flucht dem Feinde oft eben so gefährlich als ihr Angriff; denn mit Pfeilschnelle flohen sie zurück, um mit der Geschwindigkeit eines Blitzes den Feind auf einem andern Punkt unvermuthet zu überfallen.

8. Kriegerisch und stolz, hielt jeder sich für zu gut, um einem Andern zu gehorchen; daher auch das Wort *Slave*, welches in ihrer Sprache einen tapfern, edeln und freien Mann bezeichnet. Einen König oder Oberherrn hatten die Slaven nicht, sondern sie bildeten einen, aus sechstausend, auf einer ungeheuren Erbfläche zerstreuten Dörfern bestehenden Freistaat. Mächtige Reiche hätte dieses zahlreiche, kriegerische Volk stürzen, mächtige Reiche wieder gründen können, wenn nicht die einzelnen Stämme, in ewigem Hader mit einander begriffen,

eben so bereit gewesen, sich gegenseitig zu vertilgen, als bisweilen wieder zu Eroberungen über einen gemeinschaftlichen Feind ihre Kräfte zu vereinigen. Als die donauschen Slaven mit den Römern in nähere Berührung kamen, buhlten sie sämmtlich um die Gunst des Kaisers, plagten nicht selten sich wechselseitig des Hasses und der Treulosigkeit gegen die Römer an, und Procopius erzählt von einem slavischen Gesandten, der, in einer Audienz bei dem Kaiser, in einem zwar rohen, aber lebendigen Bilde, sich und seinen Stamm mit treuen, für das Wohl ihres Herrn wachsamem Hunden, andere Stämme aber mit raubgierigen, nie zu sättigenden Wölfen verglichen hatte.

9. Krieg war der Slaven, wo nicht einziges, doch liebstes Geschäft, und Tapferkeit galt bei ihnen für das höchste Verdienst. Um den innern Werth eines Mannes zu bestimmen, hatten sie keinen andern Maßstab, als die Zahl der von ihm erschlagenen Feinde. Wegen ihrer ungemeinen Behendigkeit bildeten sie ein treffliches Fußvolk, waren dabei äußerst sichere Bogenschützen und ungemein geschickte Schwimmer. Gleich einem Psele schwammen sie über einen Fluß, tauchten unter und konnten lange unter dem Wasser bleiben; daher sie oft einen Strom wählten, in welchem sie sich unter der Oberfläche des Wassers gleichsam in den Hinterhalt legten, auf den unbesorgt an dem Ufern einherziehenden Feind lauerten und ihm dann ganz unvermuthet in die Flanken oder den Rücken fielen. Größtentheils fochten sie zu Fuße, trugen einen ungeheuern großen Schild und hatten keine andern Angriffswaffen, als zwei kurze Wurfspieße, einen Bogen und einen Köcher voll kleiner vergifteter Pfeile, wovon die kleinste Wunde tödlich war, wenn nicht, entweder durch Ablösung des verwundeten Theils oder den Gebrauch starker Gegena-

giste, schnelle Hilfe geleistet ward. Der Gebrauch des Harnisches war ihnen unbekannt, und viele, um ihre Verachtung gegen den Feind zu zeigen, zogen sogar beinahe ganz nackt in die Schlacht.

10. Grausamkeit gegen ihre Feinde konnte man den Slaven nicht zum Vorwurfe machen. Selbst auf das Höchste erbittert, theils durch vorher erduldeten grausamen Behandlung, theils auch durch den hartnäckigen Widerstand einer Besatzung, schonten sie doch stets der Greise, Weiber und Kinder, und nur die waffenfähige Mannschaft empfand die Wirkungen ihrer Rache oder Wuth. Auch das Loos ihrer Gefangenen war sehr erträglich; wollten deren Anverwandten sie auslösen, so wurden an dieselben keine Übertriebenen, oft nur äußerst billige Forderungen gemacht. Gefangene, welche nicht ausgelöst werden konnten, wurden die Knechte derer, welche sie gefangen genommen hatten, aber die Dauer der Knechtschaft ward auf eine gewisse Zeit bestimmt; war diese verfloßen, so erhielt der bisherige Knecht seine Freiheit wieder und konnte entweder im Genuße gleicher Rechte unter den Slaven wohnen bleiben, oder in voller Sicherheit nach seiner Heimath zurückkehren. Justinian hatte nachher in seinem Heere sehr viele Slaven; sie bildeten eine eigene Abtheilung leichter Truppen, und man rühmt von ihnen, daß sie vorzugsweise in waldigen und gebirgigen Gegenden treffliche Dienste geleistet hätten.

11. Ihre höchste Gottheit war der Gott des Donners, den sie als den Herrn der Welt betrachteten; an ihn richteten sie ihr Gebet und ihre Gelübde in Krankheiten und gefährlichen Lagen. Bei minder wichtigen Angelegenheiten wendeten sie sich an ihre Untergottheiten, denen sie ihre Sitze in Bäumen,

Bildern, Flüssen, Quellen und Sümpfen anwohnen. Auch diesen brachten sie Opfer, besonders wenn sie die Zukunft erforschen wollten, und ihre Priester waren zugleich auch ihre Wahrsager, deren Kunst bei ihnen in hohem Ansehen stand.

12. Die Nahrung der Slaven war einfach und schlecht. Den Ackerbau, wie überhaupt jede andere Arbeit, liebten sie nicht, verwendeten daher wenig Zeit darauf und bauten keine andern Getreidearten, als Hirse und Heidekorn. Von dem Ibrigen theilten sie gerne mit. Gastfreiheit war allgemeine Sitte. Der Fremde, der unter ihnen weilte, ward wie einer der Ibrigen betrachtet; was sie besaßen, stand auch ihm zu Gebot, und setzte er endlich seine Reise fort, so begleiteten sie ihn mehrere Tagreisen, zeigten ihm die besten und kürzesten Wege und hatten überhaupt alle nur mögliche Sorgfalt, sowohl für die Sicherheit seiner Person, als der Habe, welche er mit sich führte. Im Essen und Trinken waren sie äußerst mäßig; sie wurden von Kindheit auf schon gewöhnt, Hunger und Durst, Kälte und Hitze und jede nur mögliche Entbehrung mit frohem Muth zu ertragen. Aber die Tugend, welche die Römer am meisten an ihnen bewunderten, war Keuschheit. Nicht einmal dem Namen nach war Ehebruch ihnen bekannt; ihrer Sprache gebrach es an einem Worte, dieses Laster zu bezeichnen, und die Weiber hingen mit solcher Zärtlichkeit an ihren Männern, daß sie diese nie überleben wollten, und bei deren Tod größtentheils, und zwar aus eigenem, freiem Antriebe, sich selbst ermordeten. — Dieß war die Nation, die von jezt an die Römer unaufhörlich ängstigte, gegen deren Einfälle weder die Kette von Festungen an der Donau, noch der große Wall der thrazischen Halbinsel schützen konnten, und die, nach dem Zeugniß des

Procopius, bloß unter der Regierung des Justinian's vier Millionen römischer Unterthanen Freiheit oder Leben gekostet hatte.

13. Von diesen Slaven ging also ein zahlreicher Schwarm in dem oben erwähnten Jahre über die Donau und fiel in Thrazien ein. Zu gleicher Zeit war ein nicht minder starkes Heer Bulgaren auf einem andern Punkt über den Fluß gegangen und in Illyrien eingebrochen. Der Gotthe Mondon war damals Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Thracien. Einst Feind der Römer und Theodorich's Vasall, hatte er sich nach dieses Königs Tode dem Justinian ergeben, dieser ihn im Besitze des festen Schlosses Herta und der von ihm errichteten kleinen Herrschaft bestätigt, auch eine Feldherrnstelle in dem Heere ihm ertheilt. Mit seinen Gothen, durch römische Hülfsvölker verstärkt, ging nun Mondon zuerst auf die Slaven los, schlug sie in einem entscheidenden Treffen, tödtete ihnen den größten Theil ihrer Leute und verfolgte die fliehenden so heftig, daß sie, völlig zersprengt und zerstreut und einzeln in dem Lande umherirrend, von den Eingebornen theils erschlagen, theils gefangen genommen wurden. Der Anführer der Slaven war den Römern in die Hände gefallen; in Banden schickte ihn Mondon nach Constantinopel.

14. Nach diesem krungenen Sieg, welcher, wie man glauben konnte, den Slaven die Lust eines zweiten Besuches auf lange benehmen würde, marschirte Mondon nach Thrazien, erzielte die vor den Römern sich schon zurückziehenden Bulgaren, schlug sie ebenfalls in die Flucht, nahm die schon gemachte Beute ihnen wieder ab, und trieb sie in kurzer Zeit völlig über die Donau zurück.

13. Um fernern Einfällen der Barbaren vorzubeugen, verstärkte Justinian die längs dem rechten Donau-Ufer aufgestellten Besatzungen und ernannte zum obersten Befehlshaber derselben den Ethibudius, einen eben so erfahren als kühnen und unternehmenden Feldherrn. Dieser Mann gehörte zu den Wenigen, welche durch Grundsätze und Handlungen auch jetzt noch bisweilen an das alte Rom und die schönen Zeiten der Scipione erinnerten. Früher war er um die Person des Kaisers angestellt gewesen; und zeichnete sich als Palastbeamter durch treue Anhänglichkeit an seinen Herrn, durch frommen Sinn, durch Unbestechbarkeit und Klugheit unter den Umgebungen des Kaisers eben so sehr aus, als er nachher, nachdem er einmal den Harnisch angelegt hatte, durch Muth und Unerbrotlichkeit die Augen der Feldherren wie der Soldaten auf sich zog. So lange Ethibudius lebte, zeigte sich weder Slave noch Bulgar mehr diesseits der Donau. Aber damit war der edle Römer noch nicht zufrieden. Er selbst ging jetzt öfters über den Fluß, fiel in die Länder der Slaven und Bulgaren ein, tödtete eine Menge Feinde, kam stets mit großer Beute an Pferden und Hornvieh wieder zurück, und machte den römischen Namen den Barbaren bald so furchtbar, daß, wie nur eine einzige Cohorte über den Fluß gesetzt hatte, sogleich alle herumliegende Stämme in Alarm und Schrecken geriethen. Leider machte dieser unausgebrochene glückliche Erfolg den tapfern Ethibudius endlich verwegen und tollkühn; und als er einst abermals bloß mit einer Handvoll Soldaten über die Donau ging, ward er von einer ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl von Barbaren völlig umringt, endlich überwältigt und im Gefechte erschlagen. Slaven und Bulgaren standen von jetzt an alle Eingänge in das römische Reich offen; und

Die vereinten
mehr, was
Geist eines ei-
bar wurden.
zen von den
bis an die
Ueberwinder
seiner eigenen Hauptstadt zittern, und verübüßeten
die Provinzen so schrecklich, daß der schaudervolle
Anblick derselben sogar jede Rückerinnerung an die
ehemaligen Verheerungen der Hunnen unter Attila
völlig verwischte. — Auf diese unerhörten Drang-
sale des römischen Reiches wird die Folge der Er-
eignisse uns späterhin noch einmal zurückführen.

VI.

1. An dem Hofe von Constantinopel hatte man sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Ereignisse des letzten Feldzuges den Stolz des persischen Monarchen, wenigstens in etwas könnten gedemüthiget haben. Trotz der von den Römern erfochtenen Siege that also Justinianus dennoch den ersten Schritt und schickte den Rufinus mit neuen Friedensvorschlägen an den König von Persien. Der Hauptbeweggrund des Kaisers dazu war der bei ihm beinahe schon zur völligen Reife gelangte Entschluß, die Vandalen mit Krieg zu überziehen, und Afrika's gesegnete Provinzen mit dem römischen Reiche wieder zu vereinigen.

2. Aber das Unglück seiner Waffen hatte den Mut des alten Cobad's noch nicht gebeugt. Trotzig empfing er den römischen Gesandten; „Justinianus selbst,“ sagte der König zu dem Rufinus, „habe

den Schlüssel zum Frieden wie zum Krieg in seinen Händen; werde der Kaiser die Feste Dara schleifen; so wolle Er den Römern den Frieden geben, wo nicht, mit verdoppelter Anstrengung den Krieg gegen sie fortsetzen.“ Auf diesen Bescheid verließ Rustaus sogleich das persische Hoflager. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und von beiden Seiten wieder Zurüstungen zu einem neuen Feldzuge gemacht.

2. Indessen war Gobad mit dem Betragen seiner Armeen in dem vorigen Feldzuge ganz und gar nicht zufrieden. Vorzüglich traf den Ferouz, welcher das persische Heer in Mesopotamien befehliget hatte, die Ungnade des Königs. Er wurde der Würde eines Mirrhaneß beraubt und ein anderer vornehmer Perser, Namens Azarethas, dazu erhoben. Die höchste Würde im persischen Reiche war jene eines Mirrhaneß; wer sie bekleidete, war über alle und die ersten Beamten des Staats erhoben, trug als Auszeichnung seiner höchsten Würde eine Art von Diadem, das in einem mit den kostbarsten Steinen besetzten, sehr breiten goldenen Reife um das Haupt bestand. Alles mußte seinem Geboten gehorchen; ihm selbst konnte nur der König befehlen. — Auf Seite der Römer wurden keine besondern Anstrengungen gemacht, nur ihre Heere mit einigen neuangeworbenen Truppen verstärkt, aber Belisarius und Sittas, der eine bei dem Heere in Mesopotamien, der andere bei jenem in Armenien, in ihren Oberfeldherrenstellen bestätigt. Die Untergeneräle und Corpscommandanten waren die nämlichen, wie in dem letzten gegen die Perser so ruhmvoll beendigten Feldzuge.

3. Für die Römer war indessen die Zeit bis

zur Eröffnung des Feldzuges nichts weniger als eine Zeit der Ruhe und Erholung. In allen Provinzen des römischen Morgenlandes wurden Einwohner und Soldaten unaufhörlich im Athem erhalten, oft in die größten Besorgnisse, noch öfters in Schrecken und Trauer gesetzt. Diese Geißel für die Römer war beinahe fünfzig Jahre hindurch Alamonbar, Oberhaupt der heidnischen, dem persischen Könige huldigenden Sarazenen. Dieser Emir war ein Krieger ohne Gleichen; unerschöpflich an Entwürfen, vorsichtig und klug bei Entwerfung seiner Pläne, und rastlos thätig, kühn und unerschrocken in Ausführung derselben, war vor seinen, auf flüchtigen, nicht zu ereilenden und nicht zu ermüdenden arabischen Rossen dahin rennenden Sarazenen, auch die entlegenste Provinz, der entfernteste Punkt des Reiches nicht mehr sicher. Raum daß die Wirkungen des Bliges schneller sind, als die Einfälle dieser Sarazenen es waren. Dahin, wo man ihn am wenigsten vermuthete, oft gar nicht vermuthen konnte, richtete Alamonbar stets seine heftigsten Angriffe. Bevor noch die in verschiedenen Quartieren stehenden Besatzungen einer Provinz die Gegenwart des furchtbaren Emirs erfahren konnten, war die ganze Gegend gewöhnlich schon geplündert und verheert; und wenn die in größter Eile zusammengezogenen römischen Truppen endlich anrückten, hatte der nie rastende schlaue Sarazene seinen Raub und eine Menge Gefangener entweder in einigen steilen Gebirgsfesten oder gar in den unzugänglichen Sandwüsten Arabiens längst schon in Sicherheit gebracht. Tag und Nacht auf dem Pferde, stets den Säbel in der Faust, war Alamonbar von den Grenzen Aegyptens bis in das Herz von Mesopotamien, der Schrecken des platten Landes und aller unbefestigten Städte. Einst wagte er sich sogar bis in die Nähe von Antiochien, verbrannte die Vor-

plühte von Thalcis, zerstörte Städte, Dörfer und
 Flecken, raubte und plünderte weit umher, ging
 dann auf den Anführer der christlichen, dem römischen
 Reiche unterworfenen Sarazenen los, schlug ihn in
 die Flucht und nahm dessen Frau und Kinder gefan-
 gen. Aber jetzt wäre er beinahe von den aus Phönia-
 zien und Syrien in angestrengten Märschen auf ihn
 ankommenden römischen Truppencorps ereilet worden.
 Mit Zurücklassung seines Lagers und Gepäcks konnte
 er nur durch schleunige Flucht sich noch retten. Eine
 Menge Gefangener ward nun erlöst, und die von
 Alamondar und seinen Sarazenen aufgehäuften Reich-
 thümer Syriens wurden eine Beute der Römer. Aber
 äußerst erbittert über seinen erlittenen ungeheuern
 Verlust, ließ Alamondar alle Gefangenen, welche
 auf seinen vorigen Streifzügen ihm in die Hände ge-
 fallen waren, vor sich bringen und kündigte ihnen
 an, daß sie für den unermesslichen Schaden, welchen
 ihre Landsleute ihm zugefügt hätten, mit ihrem Leben
 jetzt büßen müßten. Einigen davon ließ er sogleich
 die Köpfe abschlagen; die andern warfen sich ihm zu
 Füßen, baten um Aufschub und die Erlaubniß, et-
 liche aus ihrer Mitte nach ihrem Vaterlande schicken
 zu dürfen, um die zu seiner Entschädigung nöthigen
 Summen herbei zu schaffen. Ein edler Syriane,
 Namens Lai-zane, hatte die Großmuth, für die
 Abgehenden Bürgschaft zu leisten. Alamondar gab
 nun seine Einwilligung und bestimmte eine Frist von
 sechzig Tagen. Als die Abgeordneten nach Antiochien
 kamen, wendeten sie sich an den Bischof; dieser ließ
 den Brief, den sie ihm überreicht hatten, gleich am
 andern Tage vor der ganzen Gemeinde öffentlich vor-
 lesen. Allen Zuhörern preßte der Inhalt desselben
 Thränen aus den Augen. Der Patriarch und die
 Geistlichkeit gingen mit dem Beispiele christlicher Milde-
 thätigkeit voran; ihnen folgten sämmtliche obrigkeit-

sthe Personen, bald alle, auch selbst die am wenigsten bemittelten Einwohner von Antiochien, und schon in drei Tagen war die ganze, nicht wenig bedeutende Summe beisammen. — Als die Abgeordneten zurückkamen und dem Alamonbar das Geld überbrachten, schenkte er auf der Stelle sämmtlichen Gefangenen die Freiheit.

4. Mit einigen scythischen Völkern hatte zwar Justinianus sein Bündniß gegen die Perser erneuert; aber noch ungleich tiefer wollte er jetzt dem König von Persien in dem Gesamtinteresse der persischen Nation verwunden. Zwei seiner Geheimschreiber, Julianus und Nonnosus ordnete er also an die Könige der Homeriten und von Aethiopien. Sie sollten diesen Fürsten, und besonders den Schiffahrt und Seehandel treibenden Einwohnern von Abullis begreiflich machen, welche ungeheure Vortheile für sie daraus entstünden, wenn sie den chinesischen Seidenhandel den Händen der Perser entrißen; Er selbst, der Kaiser, suche keinen andern Gewinn dabei, als bloß daß die großen Summen, welche die Römer jährlich für die chinesische Seide bezahlten, in Zukunft nicht mehr seine Feinde, die Perser, sondern seine christlichen Freunde, die Homeriten und Aethiopier und namentlich die Bürger von Arume und Abullis bereichern möchten. *)

5. Julianus und Nonnosus reiseten zuerst nach Aethiopien. Sie fanden allda eine Aufnahme, wie

*) Justinianus Meinung war, daß die von Abullis und Arume selbst die indischen Häfen oder chinesischen Märkte besuchen, die Waaren über den arabischen Meerbusen nach Aegypten führen und auf dem Nil hinunter nach Alexandrien bringen sollten.

Es nur immer sich solche hätten wünschen können. Kaum angekommen, erhielten sie auch gleich von dem Könige des Landes, den die Römer Hellestus nennen, eine Audienz. Ein Augenzeuge hat dieselbe beschrieben, und als ein Beitrag zur Völkerkunde jener Zeit ist dieselbe nicht ohne alles Interesse. — Hellestus stand auf einem, von vier Elephanten gezogenen, durchaus mit sehr breiten Goldplatten belegten und nicht ohne Geschmack gebauten Wagen. Bis auf den Gürtel war er nackt und nur um die Schulter hing ein mit den schönsten orientalischen Perlen gestickter Mantel. Auf dem Kopfe hatte er einen aus der feinsten, mit Gold reich durchwirkten Leinwand verfertigten Turban, an welchem vier kleine goldene Ketten bis nächst auf die Schultern herabgingen. Die Armbänder, welche er trug, waren reich mit Edelsteinen besetzt. In der einen Hand hatte er einen ebenfalls mit kostbaren Steinen gezierten goldenen Schild, und in der andern zwei kleine nicht minder kostbar verzierte Wurfspeere. In einem halben Kreise um den Wagen stand in dichten Reihen der Hof des Königs; nicht ferne davon eine Bande von Musikanten, welche auf ein gewisses gegebenes Zeichen durch Gesang, Saiten- und Flötenspiel, dem Empfang der Gesandten eine noch größere Feierlichkeit ertheilten. Als die Römer den König zu Gesicht bekamen, setzten sie ein Knie auf die Erde und begrüßten ihn im Namen ihres Herrn, des Kaisers. Sogleich befohl Hellestus seinem ersten Hofbeamten, die Gesandten aufzurichten und näher zu ihm hinzuführen. Er selbst übernahm aus ihren Händen das Schreiben, küßte einigemal das kaiserliche Siegel, erbrach es dann und ließ den Brief durch den Dolmetscher laut vor der ganzen Versammlung vorlesen. Auf der Stelle sandte jetzt Hellestus einige seiner Hofleute mit dem Befehle ab, die Truppen zusammen-

zu ziehen und zum Aufbruche nach Persien bereit zu halten. Eben so unverzüglich und noch in Gegenwart der römischen Gesandten ward auch eine Kriegserklärung an den König von Persien entworfen und sogleich abgesandt. Die von den Römern mitgebrachten Geschenke wurden hierauf besehen, bewundert und angenommen, andere für Justinian bestimmte, in Perlen und kostbaren Steinen bestehende Geschenke herbeigebracht, die äthiopischen Gesandten, welche sie nach Constantinopel dem Kaiser überbringen sollten, ernannt, deren Instruktionen ausgefertigt, und endlich die Gesandten, nachdem der König sie umarmt hatte, entlassen. Alles dieß war das Werk einer einzigen Audienz von etlichen Stunden.

6. Von dem Hofe des Königes der Aethiopier begaben sich die Gesandten an den Hof des Königs der Homeriten. Sie nahmen ihren Weg über Abullis. Auch der Fürst der Homeriten, wie die Bürger von Abullis willigten im alles, was Justinian von ihnen begehrte. Auf ihrer Reise dahin waren, die Römer einer ungeheuer zahlreichen Herde von Elephanten begegnet, es waren ihrer zwei bis dreitausend Stück. Die Aethiopier, welche die Gesandten begleiteten, versicherten, daß man sich ihnen nur in einer gewissen Entfernung ungestraft nähern dürfte.

7. Unstreitig hatten die Aethiopier wie die Homeriten die besten Gesinnungen gegen die Römer; aber den guten Willen begleitet nicht immer ein eben so glückliches Vollbringen. Das Heer des Hellefleus konnte nur nach sehr vielen, langen und äußerst beschwerlichen Tagmärschen in Persien eindringen. Es mußte die endlosen Sandwüsten Ara-

biens durchziehen. Hier sah es sich von allem entblößt, litt Mangel an allen und den nothwendigsten Bedürfnissen, und kam halbverschmachtet wieder zurück, ohne Persiens Grenze gesehen zu haben. — Bei den Homeriten brach ein innerer Krieg zwischen zwei Kroncompetenten aus, und bei der Verwirrung, die dadurch entstand, war an einen Einfall in Persien gar nicht mehr zu denken. — In Ansehung des Seidenhandels führte der gute Wille des Helleseus und der Einwohner von Arume und Abullis eben auch kein besseres Resultat herbei. Man sah ein, daß, da die Perser den indischen Märkten ungleich näher wären, man auch schwerlich die Concurrenz mit ihnen würde aushalten können; und als einige gemachte schwache Versuche der Erwartung nicht entsprachen, ward das ganze Project auf bessere Zeiten vertagt. Die Römer mußten demnach den großen Gewinn, den dieser Zwischenhandel gewährte, sie mochten wollen oder nicht, den Persern, ihren Feinden, noch einige Jahre überlassen; bis endlich einige Mönche, welche lange in China und Indien sich aufgehalten hatten, eine große Anzahl Seidenwurmeier nach Constantinopel brachten, sie im folgenden Frühjahr im Riste ausbrüten ließen, die daraus hervorkommenden Würmer mit Blättern des Maulbeerbäumcs groß zogen und auf diese Weise dem Kaiser und dessen Unterthanen die ganze Seidenwarmzucht wie den Seidenbau lehrten. Vollkommen, als wenn die Aethiopier Justinian's Plan ausgeführt hätten, war jetzt der Wunsch der Römer erfüllt; denn ihr Geld für diesen zum Bedürfniß gewordenen Luxusartikel kam von jetzt an weder mehr in die Hände der Chinesen, noch der Perser, noch auch der Aethiopier; und die Vorräthe von Seide, welche in dem griechischen Reich erzeugt ward, waren bald so unermesslich, daß die Preise ungemein

seien und es nun auch Seiten von geringerem Stande möglich ward, sich gleichfalls in Seide zu kleiden.

VII.

1. Die Zeit zur Eröffnung des Feldzuges rückte indessen herbei. Alamondar, der durch seine häufigen Streifereien in das römische Gebiet sich eine genaue Kenntniß der militärisch-geographischen Lage der römischen Provinzen erworben hatte, machte dem persischen Könige den Vorschlag, nicht wie bisher die Römer in Mesopotamien und Osrhoëne anzugreifen. Dieß heiße, sagte Alamondar, den Ochsen bei den Hörnern anfassen. Die römischen Grenzen wären hier auf allen Punkten von einer Reihe beinahe unbeswingbarer Festungen gedeckt; ohne große Besorgnisse dürfte man diese nicht im Rücken liegen lassen, sie aber zu belagern, erfordere stets einen großen Aufwand von Zeit und Menschen; unvorbereitet die Römer hier zu überfallen, sey durchaus unmöglich. Ungleich zweckmäßiger und sicherer sey es also, in Assyrien über den Euphrat zu setzen, den Fluß hinauf gegen Comagene zu marschiren, dann in Syrien einzufallen und schnell auf die vollreiche Hauptstadt des Orients loszugehen. Die Einwohner von Antiochien, in Weichlichkeit versunken und bloß mit ihren Vergnügungen, mit Festen und festlichen Spielen beschäftigt, wären unfähig, ihre Mauern zu vertheidigen; und bevor noch die Römer den Einfall eines persischen Heeres in Syrien könnten erfahren haben, würden die Reichthümer Antiochiens und des ganzen Orients nebst einer zahllosen Menge reicher Gefangenen, deren Auslösung noch größere Summen einbringen müßten, schon in den Händen der Perser seyn.

2. Gobad, dem es nicht an Kriegskunde fehlte, den nur Altersschwäche von der Spitze seiner Heere entfernt hielt, genehmigte ohne weiteres den Rath des verständigen Alamonbar's. Auf der Seite der Perser war also, wie man sieht, der Plan des Feldzuges nicht auf Schlachten, die man gewinnen, nicht auf Städte und Länderstrecken, die man erobern wollte, sondern bloß auf eine mächtige, das römische Reich, in dem Interesse einer seiner größten und wohlhabendsten Provinzen tief verwundende Diversion berechnet. Auf der Schnelligkeit der Märsche und einer größern Beweglichkeit des persischen Heeres beruhte der Erfolg der ganzen Unternehmung. Aus diesem Grunde gab nun auch Gobad dem Azarethes, außer einigen tausend Sarazenen unter Alamonbar's Anführung, bloß ein kleines, jedoch aus lauter Kerntrouppen bestehendes Heer von fünfzehntausend Mann.

3. Aber kaum hatten die Perser den römischen Boden betreten, als sie auch zu rauben, zu plündern und zu brandschatzen anfangen. Weit umher kam die Gegend in Alarm und das Gerücht von dem Uebergang der Perser über den Euphrat erreichte schnell auch entferntere Gegenden. Belisar, der viele und treffliche Rundschaffer hatte, erhielt demnach sehr bald zuverlässige Nachricht von den Bewegungen der Perser, errieth nun leicht das Geheimniß ihres Marsches; brach daher ebenfalls schleunigst auf, zog in Eilmärschen nach Samosate, wo er über den Euphrat ging, und kam in der Gegend von Chalcis bei Barbelissa an, als die Perser nur noch einige Stunden davon entfernt waren. Aber Belisar war jetzt an Streikkräften ungleich schwächer als der Feind; er hatte, bevor er aus Mesopotamien abmarschirt war, den größten Theil seines Heeres als Besatzung in die

t und Tigris liegenden Festung machte ihm dieses zum Gemüthe befehlen, daß vielleicht Irree. während seiner Abwesenheit einbrechen möchte.

4. Die ganz unvermuthete Erscheinung eines römischen Heeres benahm dem Azarethes alle Fassung; er hielt die Feinde für zahlreicher als sie waren; ließ daher, einen plötzlichen Ueberfall befürchtend, um sein ganzes Lager einen Graben ziehen und vor demselben eine ungeheure Menge Fußangeln austreuen. Aber Sunica, der Anführer der hunnischen Geschwader, umging das persische Heer, hob mehrere in dem Rücken desselben in der umliegenden Gegend herumschwärmende Streifpartheien auf, tödtete viele Feinde und brachte eine noch größere Anzahl Gefangener zurück. Sunica hatte sich bei dieser Gelegenheit als einen eben-so vorsichtigen, wie kühnen und tapfern Partheigänger bewiesen, sein Wagniß jedoch ohne Befehl und Wissen des Feldherrn unternommen. Strenge Beobachtung der Kriegsdisciplin war aber in den Augen des Belisarius die erste Pflicht eines Soldaten, von welchem Range er auch seyn mochte. Statt also den Sunica über seine über alle Erwartung gelungene Waffenthat zu beloben, stand er im Begriff, ihn seiner Unterfeldherrnstelle zu entsetzen und mit Schmach von dem Heere zu entlassen. Zum Glück für den braven, obwohl unbesonnenen Hunnenanführer kam gerade Hermogenes mit einer Verstärkung von viertausend Mann bei den Römern an. Hermogenes hat nun für Sunica, und die Fürbitte dieses Günstlings des Kaisers bewog den Belisarius, wenigstens für diesmal den strengen Forderungen der römischen Kriegsgefeße kein Gehör zu geben.

5. An der Wachsamkeit und dem höhern Feldherrntalent des Belisarius waren nun alle Pläne Alamondar's gescheitert. Dem Azaethes blieb indessen noch immer die freie Wahl zwischen einer Schlacht, oder einem sichern, aber wenig ehrenvollen Rückzug. Eingedenk der im vorigen Jahre erlittenen dreifachen Niederlage, wählten jedoch die Perser das Letztere, brachen in der Stille ihr Lager ab, suchten auf dem kürzesten Weg den Euphrat zu gewinnen, und jenseits desselben auf der nämlichen Straße, auf welcher sie hergekommen waren, wieder in ihr Land zu ziehen.

6. Belisarius hatte seinen Zweck vollkommen erreicht. Einen sich zurückziehenden, jedoch ungleich stärkern Feind, dem noch überdies Verzweiflung neue Kräfte geben konnte, ohne Noth anzugreifen, dazu war der römische Feldherr zu klug. Er begnügte sich also, den Bewegungen des persischen Heeres in der Entfernung eines Tagmarsches zu folgen, so daß die Römer ihr Nachlager stets in der nämlichen Gegend bezogen, welche die Perser am Morgen des Tages verlassen hatten. Der thatenlose Rückzug des Feindes, der nirgends Muth machte, sich stellen zu wollen, erhöhte nun den Muth der Römer; sie äußerten den Wunsch, die Perser durch einen angestrengten Marsch einzuholen, sie anzugreifen und, wie sie sagten, ihr Heer zu vernichten. Belisarius ließ ihnen sagen, daß, wenn man alle Früchte eines Sieges in Händen hätte, es eine große Thorheit wäre, dieselben durch eine Schlacht, wovon man den Erfolg nie mit Gewißheit voraus bestimmen könnte, noch einmal erkaufen zu wollen.

7. An den Ufern des Euphrats ward indessen doch das persische Heer von den Römern ereilet. Es hatte den erstern an Barlen geschickt, um schnell über

den Fluß zu setzen; noch mehr Zeit hätte der Bau einer Brücke erfordert. Aber jetzt brach der Ungestüm der römischen Soldaten in eine Art von Empörung aus. Tumultuarisch versammelten sich Officiere und Soldaten vor dem Zelte des Belisarius, beschuldigten ihn der Feigheit und begehrten mit drohenden Worten, sogleich gegen den Feind geführt zu werden. Alle Vorstellungen des Feldherrn waren fruchtlos. Belisarius war gezwungen, nachzugeben; um jedoch das Ansehen seiner Feldherrnwürde zu retten, veränderte er die Sprache: „Tapfere Kriegsgesährten!“ sagte er zu den umstehenden Haufen, „ich habe bis jetzt bloß Euer Muth prüfen wollen. Ich sehe nun, daß Ihr keinen Feind fürchtet, keine Gefahr scheuet. Die Zuversicht, mit welcher Ihr gegen den Feind geführt zu werden verlangt, ist für mich eine Bürgschaft des Sieges. Euer Verlangen soll erfüllt werden, und ich hoffe, daß Ihr mit dem nämlichen Ungestüme, mit welchem Ihr eine Schlacht von mir gefordert habt, auch gegen die Feinde nun sechten werdet.“

8. Mit beklommenem Herzen, weil die Folgen voraussehend, ordnete Belisarius seine Schlachtreihen. Die Reiterei der Heruler und Hunnen stellte er auf den linken, den Aetbas mit seinen den Römern unterworfenen Sarazenen auf den rechten Flügel, die römische Cavallerie in das Centrum, und das Fußvolk in dichter und tiefer Masse, als Reserve in das zweite Treffen. Wie gewöhnlich begann das Treffen mit einem Pfeilregen, den man sich wechselseitig entgegensandte. Die römische Cavallerie, ganz aus schwer bewaffneten, geharnischten Reitern bestehend, hatte nur geringen Verlust; ungleich mehr litten die viel leichter und zum Theil auch schlechter bewaffneten Perser. Dieses Gescheh in der Ferne,

welches diesmal ziemlich lange dauerte, ward bisweilen durch Zweikämpfe zwischen einzelnen Römern und Persern unterbrochen. In einem solchen Zweikampfe fiel Naaman, Alamonbar's Sohn. Ein persischer Sarazenenanführer ward gefangen; aber auch Stepbantius, ein vornehmer römischer Officer getödtet. Zwei Drittel des Tages waren schon verflossen. Mit einer aus den tapfersten jungen Persern gebildeten Schar fiel jetzt Azarethes auf den linken Flügel der Römer. Hier standen Artabas und die Sarazenen. Nicht ohne Verdacht des Verrathes nahmen diese gleich bei dem ersten Angriff der Perser die Flucht. Die neben ihnen stehenden Isaurier und Lycanier geriethen dadurch in Verwirrung, warteten den feindlichen Angriff gar nicht ab, warfen ihre Waffen hinweg und flohen schmähslich von dem Schlachtfelde. Aber gerade waren es diese gewesen, welche vorher am lautesten geschrien, am frechsten und ungestümsten die Schlacht von ihrem Feldherrn begehrt hatten. Mit verdoppelten Streitkräften griffen nun die Perser die Fronte und linke Flanke des römischen Centrums an. Hier befand sich Belisarius selbst. An seiner Seite focht der tapfere Ascan. Beide thaten Wunder der Tapferkeit; als aber letzterer und noch mehrere edle Römer gefallen waren, nahm auch das Centrum die Flucht. Belisarius, nur von Wenigen begleitet, sprengte zu seiner Reserve zurück, stieg vom Pferde ab, befohl auch seinen Begleitern abzustiegen und stellte sich an die Spitze des Fußvolkes. Dieses, durch die Gegenwart seines unüberwindlichen Feldherrn neu belebt, stand fest wie eine Mauer. Um jedoch seinen Rücken zu sichern, zog es sich, auf Befehl des Belisarius, in dicht auf einander geschlossenen Gliedern bis an den Euphrat zurück, machte gegen drei Seiten Front und, durch seine großen, gegen die

persischen Pfeile schützenden Schilde gedeckt, hielt es mit seinen langen, vorwärts gefällten Speren alle Anfälle der Feinde aus. Wiederholt sprengten zahlreiche persische Geschwader auf dasselbe an; aber stets fruchtlos und nie gelang es ihnen, diese undurchdringliche Masse zu durchbrechen. Einigemal machten die Römer mit ihren Schilden ein solches Geräusch, daß die Pferde der persischen Reiterei scheu wurden, ihre Reiter abwarfen und ganze Schwadronen in Unordnung und Verwirrung geriethen. In diesen verschiedenen Angriffen war der Verlust der Perser sehr beträchtlich; sie wurden sogar bis auf zwei tausend Schritte von der römischen Infanterie wieder zurückgeworfen, verloren zwei ihrer Unterfeldherren, und der brave Sunica machte den Amerdak, einen vornehmen, durch seine Tapferkeit und körperliche Stärke ausgezeichneten Perser, zum Gefangenen, nachdem er ihm vorher mit einem Hiebe den rechten Arm abgehauen hatte. Die Nacht machte endlich dem heißen Kampfe ein Ende. Beide Theile zogen sich zurück, die Perser in ihr Lager und Belisarius über den Euphrat.

9. Die Perser hatten zwar das Schlachtfeld behauptet, aber ungleich mehr Leute als die Römer verloren. Belisarius und Hermogenes schrieben an den Kaiser und schickten ihm einen umständlichen Bericht über alle Vorfälle der Schlacht. Aber Justinianus wünschte, das Detail davon noch näher zu kennen, und sandte daher den Constantiolus an Ort und Stelle. Dieser, wie es scheint, war kein Freund des Belisarius, denn auf seinen Bericht ward Belisarius von dem Kaiser abberufen und Sittas, welcher bisher in Armenien kommandirt hatte, erhielt den Oberbefehl über das Heer in Mesopotamien.

10. Azarethes, stolz darauf, einen Feldherrn wie Belisar besiegt zu haben, eilte, den Dank seines Königs zu empfangen. Aber Gobad, dem Alamonbar schon alle Schätze Syriens in naher Perspektive gezeigt hatte, und der sich nun bloß mit dem Ruhme eines unfruchtbaren, realitätslosen Sieges begnügen sollte, fuhr seinen Feldherrn hart an, machte ihm Vorwürfe und befahl, daß er die Pfeilprobe bestehen sollte. Es war Sitte bei den Persern, daß ein Heer, bevor es gegen den Feind zog, vor dem König vorbeimarschirte und jeder Soldat in einen, neben dem Throne stehenden Korb einen Pfeil warf; der Korb ward hierauf geschlossen und unter des Königs Siegel gelegt. Sobald der Feldzug beendigt und das Heer wieder zurückgekommen war, mußte es abermals, wenn der Monarch es verlangte, vor demselben vorüber defiliren und jeder Soldat aus dem Korbe einen Pfeil nehmen. Die Anzahl der in dem Korbe zurückgebliebenen Pfeile ward dann mit der Stärke des Heeres am Tage seines Ausmarsches verglichen und nachdem sich hieraus ergebenden Verhältniß das Verdienst des Feldherrn und der Ruhm oder die Schmach des Feldzuges beurtheilet. Mehr als die Hälfte der Pfeile blieb jetzt in dem Korbe zurück, worauf Gobad den Azarethes der Feldherrnwürde entsetzte und von seinem Hofe verbannte.

11. Nur der Jugend lächelt Hoffnung und Glück; dem Alter, welches wenig mehr zu hoffen hat, wendet letzteres gewöhnlich den Rücken. Nicht viel glücklicher als bei dem Einfall in Syrien waren daher des alten Gobad's Waffen auch in dem folgenden Feldzuge. In Persarmenien schlug der römische Feldherr Dorotheus einigemal die Perser; da sie in dieser Gegend ohnehin nicht sehr stark waren, so durften sie es jetzt nicht mehr wagen, sich im offenen Felde

zu zeigen, und die Römer nahmen ihnen ein festes Schloß nach dem andern hinweg; zuletzt gar eines, welches man für unbezwingbar hielt, und wohin daher die reichsten Einwohner des Landes ihr ganzes Vermögen geflüchtet hatten. Alles dieses ward jetzt das Eigenthum des Justinian's, welcher sogleich seinen Schatzmeister Marses abschickte, um das baare Geld und die Kleinodien in Empfang zu nehmen.

12. Auch in Mesopotamien konnte das sehr zahlreiche, den Römern weit überlegene persische Heer, welches Cobad dahin geschickt hatte, nicht einen einzigen, nur einigermaßen bedeutenden Vortheil über seinen, obgleich ungleich schwächern Feind erkämpfen. An dem Fluß Nymphius, welcher hier auf einigen Punkten die Grenzscheide zwischen dem römischen und persischen Reiche machte, hatten die Perser sich gelagert und bedroheten die, ungefähr dreißig römische Meilen gegen Norden von Amida liegende Feste Martyropolis. Diese Stadt, in welcher Vuzes und Besas den Oberbefehl führten, hatte eine ziemlich zahlreiche Besatzung; mit dieser rückten die beiden Anführer dem Feinde entgegen, beunruhigten ihn Tag und Nacht, erschwerten dessen Zufuhren und tödteten ihm viele Leute. Da jedoch Vuzes und Besas viel zu schwach waren, um ein Treffen zu wagen, so wurden sie am Ende gezwungen, sich wieder in ihre Festung zurückzuziehen, und Martyropolis ward nun färmlich von den Persern belagert.

13. Die Belagerung ward mit ungewöhnlichem Eifer und der größten Hartnäckigkeit betrieben. Cobad hatte den drei Feldherren, welche er beinahe mit gleicher Gewalt über sein Heer gesetzt hatte, sagen lassen, daß, wenn Martyropolis nicht in die-

der Feldzuge erobert würde, keiner von ihnen je mehr vor seinen Augen erscheinen dürfte. *) Alle Mittel, welche die damalige Belagerungskunst darbot, wurden von den Persern angewandt; aber ein berühmter römischer Kriegsbaumeister, welcher in Martyropolis lag, machte alle Anstrengungen der Belagerer fruchtlos; ihre Stürme wurden abgeschlagen, ihre nächtlichen Ueberrälle vereitelt, ihre Kriegsmaschinen durch andere Kriegsmaschinen zerstört; und als die Perser endlich zur Minerkunst ihre Zuflucht nahmen, legte auch der Römer mit seiner gewöhnlichen Einsicht Gegenminen an. Beide Theile stießen in den unterirdischen Gängen auf einander und es entstand unter der Erde ein blutiges Gefecht, in welchem alle persische Miner von den Römern erschlagen wurden. Indessen war doch vorauszusehen, daß bei der großen Beharrlichkeit, mit welcher die Perser die Belagerung fortsetzten, und den bedeutenden Verstärkungen, welche sie von Zeit zu Zeit erhielten, Martyropolis sich ihnen am Ende würde ergeben müssen. Zwar stand Sittas nur vier oder fünf Stunden von der belagerten Stadt im Lager, aber sein Corps — eine Armee konnte man es nicht nennen — war viel zu schwach, als daß er damit die Stadt hätte entsetzen können.

14. Was der römische Feldherr nicht durch Wassengewalt vermochte, bewirkte er nun durch eine Kriegslust. Sittas hatte erfahren, daß ein ziemlich zahlreiches, in persischem Golde stehendes Heer von Scythen gegen die Grenzen von Mesopotamien im Anzug wäre. Durch vieles Geld und reiche Ge-

*) Diese drei Feldherren waren Mermerees, Ebanatongas und Aspendes, Männer von hohem Ansehen und großem militärischen Ruf.

geschenke zog er einen sehr gewandten, verschlagenen persischen Spion in sein Interesse. Dieser ging eiligst in das persische Lager vor Martyropolis und sagte dem Mermeros: daß er so eben eine äußerst wichtige Entdeckung gemacht habe, eine Entdeckung, von welcher das ganze Heil der persischen Armee abhänge. Die Anführer der Scythen nämlich, welche jetzt unter der Larve von Freunden und Bundesgenossen durch die persischen Provinzen zögen, wären durch ungeheure Geldsummen vom Kaiser Justinian bestochen worden und hätten versprochen, sobald sie auf den römischen Grenzen angekommen seyn würden, mit den Römern gemeinschaftliche Sache zu machen, die Perser alsdann im Rücken anzugreifen, während das römische Heer sie in der Fronte anfallen und die Besatzung von Martyropolis zugleich einen Ausfall machen würde; aus diesem Grunde, setzte der Verräther hinzu, und weil Sittas bloß die Ankunft der Scythen abwartete, verhalte derselbe sich jetzt so still und ruhig in seinem Lager.

15. Mermeros, Chanaranga und Aspendes geriethen in die äußerste Bestürzung. Auf eine so schändliche, in ihren Folgen so verderbliche Verrätherlei, wie die der Scythen*), waren sie nicht gefaßt. Um ihr Heer seinem nahen Untergang zu entreißen, mußten sie kein anderes Mittel, als den Römern einen Waffenstillstand anzutragen. Natürlich machte Sittas keine großen Schwierigkeiten. Der Waffenstillstand kam also bald zu Stande; die Belagerung von Martyropolis ward aufgehoben und die schon auf das äußerste gebrachte Festung den Römern gleichsam auf das neue wieder geschenkt. Ungefähr vierzehn

*) Nämlich wie sie jetzt irrig glaubten.

Tage nachher kam die Nachricht von Gobad's Tode in dem persischen, wie in dem römischen Lager an.

16. Wahrscheinlich waren Gram und Rißmuth über fehlgeschlagene Hoffnungen und das ununterbrochene Unglück seiner Waffen bei Gobad der Natur vorangerilet, und hatten den ohnehin schon am Rande des Grabes schwankeuden alten König vielleicht um einige Monate früher in dasselbe hinabgestürzt. Als Gobad sich seinem Ende nahe fühlte, ließ er den Mebodes, seinen vertrautesten Rath, zu sich rufen und übergab ihm eine Urkunde, welche des Sterbenden Königs letzten Willen enthielt, vermöge welchem er seinen dritten Sohn Chosrou zum Thronfolger ernannte.

17. Sobald der alte König die Augen geschlossen hatte, suchte Gazores sein Erstgeburtrecht geltend zu machen; gegen seine Erwartung fand er in Mebodes einen unerschütterlichen Gegner; dieser behauptete, daß nach den bestehenden Grundgesetzen kein Prinz, welches Recht auch für ihn sprechen möchte, ohne Zustimmung der Nation den Thron von Persien bestiegen könnte. Gazores, in dem Bewußtseyn, daß alle Perser mit Liebe ihm anhängen, willigte gerne ein, daß unverzüglich eine allgemeine Versammlung aller Stände der Nation zusammenberufen würde. Mit Freuden folgten alle Statthalter der Provinzen, alle Großen des Reiches diesem Rufe; denn ein jeder von ihnen hatte längst schon gewünscht, dem wahrhaft liebenswürdigen und daher auch allgemein geliebten Prinzen als König huldigen zu dürfen. Die Versammlung war eine der zahlreichsten und glänzendsten, deren je noch die persischen Jahrbücher erwähnt hatten. Aber so fest war die Herrschaft gegründet, welche der furchtbare Gobad während einer vieljährigen

Regierung über die Gemüther aller Classen seiner Unterthanen erworben hatte, daß solche selbst nach seinem Tode noch nicht erlosch; denn als alle Anwesenden schon im Begriffe standen, den Huldigungs Eid zu leisten, ließ Rhodod des verstorbenen Königs letzten Willen vorlesen, und sogleich änderte die ganze Versammlung ihre Bestimmung und erkannte einstimmig Eobrou für ihren rechtmäßigen König.

18. Bestürzt und im höchsten Grade mißvergnügt, verließ Eazores die Versammlung und den Hof und begab sich in eine entfernte Provinz. An mehreren Orten brach das Volk in lautes Murren aus und überall ließen wenigstens einige Stimmen sich hören, welche den Eazores beklagten und den verstorbenen König der Grausamkeit gegen seinen Erstgeborenen beschuldigten. Dem Ausbruche gährender Gemüther zuvor zu kommen, seinen noch schwankenden Thron zu befestigen, war also das erste und dringendste Geschäft des neuen Königs. Eobrou sah dieß ein und wünschte daher den Frieden mit den Römern nun eben so sehnlich als Justinian, wegen seiner weitausehenden Entwürfe auf Afrika, ihn vor zwei Jahren schon gewünscht hatte. Der Kaiser, der von der friedlichen Stimmung des jungen Königs bei Zeiten benachrichtigt ward, schickte den Hermogenes und Rufinus mit ausgedehnter Vollmacht nach Persien. Letzterer war an Eobrou's Hofe ungemein beliebt, theils weil er früher schon als Geschäftsträger des Kaisers lange Zeit in Ctesiphon gewesen war, theils auch und zwar vorzüglich, weil er den verstorbenen König in dem Entschlusse, seinem dritten Sohne die Thronfolge zu sichern, mehr als andere bestärkt hatte. Ohne sich also an lästige, oft sehr langen, die Gemüther nur noch mehr erbitternden Discussionen unterwer-

seine Formen zu binden, ward nun ohne Zeitverlust aus große, beide Reiche gleich, stark interessirende Friedensgeschäft begonnen. Weder die Forderungen der Römer, noch jene der Perser waren übertrieben und die Unterhandlungen hatten daher den besten Fortgang. Indessen wurden dieselben doch einmal, zwar nicht abgebrochen, aber doch unterbrochen. Das Mißverständniß, welches die beiden contrahirenden Mächte wieder von einander zu trennen drohte, ward jedoch durch Rufinus bald wieder gehoben und der von Römern und Persern so sehr gewünschte Friede kam endlich glücklich zu Stande. Die Hauptbedingungen desselben waren, daß die Römer Soba's dritten Sohn, Chodrou, für den einzigen rechtmäßigen König von Persien erkennen, demselben tausend Pfund Goldes zahlen und daß alle von beiden Seiten gemachte Eroberungen, an Länderstrecken, Domainen, Städten und Schlössern gegenseitig zurückgegeben werden sollten. Endlich ward auch noch festgesetzt, daß der römische Befehlshaber der Truppen in Mesopotamien nicht mehr in Dara, sondern zu Constantia, wie es ehemals gewesen, seinen Sitz haben sollte. In den über den Frieden ausgestellten Urkunden nannten beide Monarchen sich Brüder, und der Friedens- und Freundschaftsvertrag ward, wie man schon damals zu sagen pflegte, auf ewige Zeiten geschlossen.

VIII.

1. Der Krieg ist die Geißel der Menschheit; er entrißt sie ihrer wahren Bestimmung und beraubt sie nicht selten ihrer ursprünglichen Würde. Auch gedeiht nur im Frieden das öffentliche wie häusliche Glück der Völker. Nur der Friede schmeidigt und

veredelt die Verhältnisse des staatsgesellschaftlichen Lebens, weckt den Fleiß und die Betriebsamkeit des Bürgers, entwickelt die industriösen Kräfte der Völker, belebt den bereichernden Handel und befördert Kunst und Wissenschaft, die stillen und holden Gesährtinnen unsers irdischen Lebens. — Durch den mit Persien geschlossenen, alle Dissonanzen zwischen beiden Reichen in einen freundlichen Accord auflösenden und daher eine feste Dauer versprechenden Frieden, war nun den morgenländischen, durch ihre Lage den Einfällen nördlicher Barbaren entrückten Provinzen die frohe Aussicht einer langen Reihe ruhiger und glücklicher Jahre eröffnet. Aber über Justinian's Regierung waltete leider! ein feindseliges Gestirn, und der Jubel über den so mühsam errungenen Frieden verwandelte sich bald wieder in Wehklagen und Töne des Jammers.

2. Ein innerer Feind, fürchterlicher als Perser und Hunnen, und gegen welchen selbst die streitbarsten Heere nichts vermögen: eine schreckliche, bisher noch nie erhörte Pest nämlich brach gegen das Ende des Jahres 532 plötzlich in Aethiopien aus, gewann bald die anliegenden Länder und verbreitete sich von da nicht bloß über das morgenländische Reich, sondern über den ganzen, damals bewohnten und besannsten Erdkreis. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber können nicht Worte und Bilder finden, um die schrecklichen Verheerungen dieser mörderischen Seuche zu schildern. Fünfzig Jahre wüthete sie in allen Ländern und unter allen Völkern. Ganze Geschlechter und Stämme erloschen; zahllose Familien wurden in Trauer gehüllt, bevölkerte Städte verödet und die gesegnetesten Gegenden in Einöden verwandelt.

3. Einzig in ihrer Art, mannigfaltig in ihrer

Procop. bel.
pers. l. 2. c. 22.
Agath. l. 5.
Theoph. p. 154.
Cedren. p. 369.
Zon. p. 61.
Sigen. de imp.
Occid. l. 17.

Entstehung, unendlich verschieden in ihren Symptomen, wie in ihren Fortschritten und Perioden, gelang es auch der schärfsten Beobachtung der geschicktesten Aertze nicht, den Charakter und die Natur derselben nur einigermaßen genügend zu erklären. Gleich einem unsichtbaren Würangel, schien sie gewisse Häuser und Familien sich ausschließlich zu wählen; denn während oft in einem Hause alle Bewohner desselben hinweggerafft wurden, ward in dem dicht daran anstoßendem auch kein einziger derselben vom Uebel befallen. So wie mit einzeln Häusern und Familien, eben so mit Städten und ganzen Gegenden. Gegen ihre Verbreitung schützte keine Maaßregel der Vorsicht. Nicht wie andere verfaultige Seuchen theilte sie sich mit. Die Kranken, selbst ihre Berührung, Wartung und Pflege waren nicht ansteckend; aber der Gesunde, wenn er sogar noch nie mit diesem Pestübel befaßt gewesen war, theilte es andern mit und brachte Tod und Verwüstung in Gegenden, welche bis jetzt noch davon verschont geblieben waren. Sehr häufig geschah es, daß diejenigen, welche, um der Seuche zu entfliehen, sich vollkommen gesund in eine andere Stadt begeben hatten, nun plötzlich davon ergriffen wurden, auch gewöhnlich, als wenn gleichsam der Tod sie besonders sich ausgewählt hätte, ohne Ausnahme dahin starben, und dennoch auch nicht die mindeste Spur einer Ansteckung zurückließen. Oft schien ihre Wuth in Ainer Gegend erloschen; brach aber dafür in einer andern, bald mehr bald weniger entfernten Gegend nur desto schrecklicher aus; lehrte hierauf ungefähr nach Jahresfrist, nur unter veränderter Gestalt wieder an den vorigen Ort zurück und senkte sich verderbend dann gewöhnlich über jene Häuser und Familien herab, an welchen sie im vorigen Jahre schon vorübergegangen war.

4. Keine Empfindung des Unwohlseyns oder der Schwäche verkündigte ihre Annäherung; und wer sich jetzt noch in der vollen Kraft ungeschwächter Gesundheit fühlte, war in dem folgenden Augenblicke ein Pestkranker und oft nach vier und zwanzig Stunden schon eine Leiche. — Eine der gewöhnlichern Formen, unter welchen diese verheerende Krankheit erschien, waren ganz mit Blut gefüllte, schmerzhaft entzündete Augen und kleine Beulen, welche sich an dem Kopfe zeigten, nach und nach herunterzogen und, wenn sie den Hals erreicht hatten, den Leidenden erstickten. Gingen die Beulen in Eiterung über; dann war der Kranke gerettet; gingen sie aber an sich zu verhärten, dann war er stets eine sichere Beute des Todes. Das zartere weibliche Geschlecht blieb ungleich mehr verschont, als jenes der Männer, und unter diesen schien die Seuche mit einer Art von Vorliebe ihre Opfer vorzüglich unter den kräftigern, zu Männern heranreifenden Jünglingen sich zu wählen. Die Crisis zum Leben oder Tod stellte sich in den ersten vier und zwanzig Stunden ein; und länger als höchstens vier oder fünf Tage widerstand dem Uebel auch nicht die stärkste und festeste Natur.

5. Unter wechselnden Perioden der Ruhe und Verherrung, ängstigte diese mörderische Seuche ein halbes Jahrhundert hindurch die Menschheit. Die dadurch ungeheuer vermehrte Mortalität reduzirte die Gesamtbevölkerung der Erde ungefähr auf zwei Drittel ihres vorigen Bestandes. Ein großer, gegen Abend stehender Comet, welcher das Jahr vorher, ehe diese Pest ausbrach, lange Zeit überall sichtbar war, ward, nach der Meinung der damaligen Zeit, als ein Vorbote derselben, sie selbst aber als ein göttliches Strafgericht betrachtet. Wäre es unserm beschränkten Blicke gegönnt, in Gottes unerforschlichem

Weltregiment Etwas mehr als bloß den Saum des Kleides seiner Allmacht zu schauen: wie oft würden uns dann nicht solche allgemeine Calamitäten, trotz des scheinbaren Elendes, das sie verbreiten, nicht sowohl als Züchtigungen, sondern vielmehr als neue Beweise der allerbarmenden Vaterhuld unseres Gottes erscheinen! Wenn den kraftvollen Jüngling und noch kraftvollern Mann, wie den abgelebten Greis, und die blühende Jungfrau wie die betagtere Matrone, jeden Tag das offene Grab anklafft; wenn täglich der Tod unter seinen mancherlei Schreckensgestalten einem Jeden sichtbar zur Seite steht; dann verliert sich auch leicht das allzugroße Interesse für das Irdische; der ausschließlich an die Erde gefesselte Blick erhebet sich zum Himmel, und das Streben der Lehrer der Religion und Wahrheit, in dem Menschen den Sinn für das Heilige zu wecken, gilt dann nicht mehr für Obscurantismus. — Vielleicht gab oder gibt es Zeiten, wo in den Augen Gottes die von Stolz und Thorheit trunkenen Völker auch nicht einmal einer Pest mehr werth sind.

IX.

1. Zu den Verheerungen der Pest gesellten sich in den ersten Jahren, in dem morgenländischen Reiche, nun auch Empörung und Aufruhr. Oft war zwar schon Constantinopel der Schauplatz tumultuarischer Volksbewegungen gewesen; aber einen Aufstand, der dem Kaiser Thron und Leben zu rauben und die ungeheure Hauptstadt in einen Steinhaufen zu verwandeln drohete; einen Aufstand, der bald in eine allgemeine förmliche Empörung überging, an welcher mehrere Senatoren und GröÙe des Reiches Antheil nahmen, und welchen selbst die Palasttruppen und

Leibwache des Kaisers zu begünstigen schienen; eben Aufruhr endlich, der mit dem Schwert und der Brandfackel und jeder Art mörderischer Instrumente eilf Tage und Nächte unaufhaltsam wüthete; alle Straßen der großen Stadt mit Blut überschwenkt; bloß aus den niedern Volkständen gegen fünfzigtausend Menschen das Leben kostete; von einer Menge der prächtigsten Kirchen, Paläste und öffentlichen Gebäude nichts als rauchende Trümmer übeließ, und alle Greuel, welchen wilde Barbaren in einer mit Sturm eroberten Stadt sich überlassen könnten, noch bei weitem übertraf: einen solchen furchtbaren Volksaufstand hatten, seit dem Constantin die zweite Roma gründete, die Jahrbücher derselben bis dahin noch nicht gekannt.

2. Die Veranlassung zu diesem, jeden Schritt mit Mord und Verwüstung bezeichnenden Aufruhr war, wie schon so oft, auch jetzt wieder die gegenseitige, wahrhaft an Wahnsinn grenzende Eifersucht der beiden Faktionen der Rennbahn. Indessen war jedoch das, was sich als Veranlassung des Aufstands des in dem Circus zutrug, offenbar bloß der, auf den lange schon im Stillen gährenden Stoff, zufällig gefallene zündende Funke. Die wahre Ursache des Aufruhrs lag weit tiefer; sie lag in der schlechtesten, durchaus willkürlichen, ungerechten, das Volk bis auf das Mark aussaugenden innern Verwaltung des Reiches.

3. Drei hohe Staatsbeamten: Johannes von Cappadocien, der Präsektus Prætorio, Trebonianus, der Großkanzler, und Calpurnius, Kammerling und Befehlshaber der Leibwache, hatten sich, jedoch nicht gerade in gleichem Maße, in die Gunst des Kaisers gestellt. Der Begünstigste

von allen Seiten war anstrengt der Präfectus Prætorio. Von ganz unbekannten Aeltern aus dem niedrigsten Stande geboren, hatte Johannes von Cappadocien weder Erziehung, noch die mindeste wissenschaftliche Bildung genossen, kaum lesen, viel weniger noch schreiben gelernt. Aber aus dem Staube einmal zu den höchsten Würden des Reiches erhoben, ersetzte er den völligen Mangel an Kenntnissen durch die Kraft eines ungewöhnlichen, natürlichen Genies, durch einen Alles schnell umfassenden Ueberblick und durch jene, dem praktischen Geschäftsmann so notwendige und doch so selten, schnelle Ueberschauungs- und Reduktionsgabe, mit welcher sein scharfer, durchdringender Blick auch in den verwirrtsten Angelegenheiten stets den wesentlichen, entscheidenden Fragepunkt aufzufassen und in den gefährlichsten, verzweigungsvollsten Lagen, den sichersten und, dem äußern Schein nach, auch ehrenvollsten Ausweg mit Leichtigkeit zu entdecken wußte. Hätte diesen Mann, dessen seltene Anlagen in der ziemlich langen Laufbahn seines Geschäftslebens sich immer mehr entwickelten und vervollkommneten, ein reiner Wille beseelt; so würde Johannes von Cappadocien ein Wohltäter der Menschheit, dem sinkenden Reiche ein schützender Genius geworden seyn. Aber sein Herz war durchs aus verdorben, und der Stärke seines Verstandes kam nichts gleich als die vollendete Ruchlosigkeit seiner Grundsätze. Der Zauberei und jedem Wahne heidnischen Aberglaubens ergeben, war er ohne Furcht vor Gott und den Menschen. Sein ganzes Streben ging bloß dahin, die Schatzkammer seines Herrn zu füllen und sich selbst zu bereichern. Alle Kräfte seines Geistes wendete er daher bloß an, um der Ungerechtigkeit gleichsam neue Bahnen zu öffnen, Städte und Provinzen methodisch zu plündern, und unter der gleichnerischen Regide zur Schau gestellter,

daß allgemeine Staatswohl erzielender Verwaltungsprinzipien die reichsten Familien und Millionen von Menschen zu verarmen. Indessen waren bei ihm nicht Geiz und Gelodburst, sondern Verschwendungssucht und Wollust die herrschenden Laster; nicht um Schätze zu häufen bestahl er Land und Leute, sondern um in üppigen Gastmahlen, geräuschvollen Gelagen und den niedrigsten Wollüsten die Früchte seiner himmelschreienden Ungerechtigkeit wieder zu vergeuden. Daher widmete er auch der Arbeit nur die erste Hälfte des Tages; die andere war ausschließlich seinen Vergnügungen und der Befriedigung eben so zügelloser als schändlicher Lüste geweiht. Da die Geschichte auch nicht einer einzigen Tugend von ihm erwähnt; so sollte man beinahe glauben, daß es gerade seine Laster und tiefe Verworfenheit waren, welche ihn der Liebe und Gunst des Kaisers so mächtig empfohlen hatten.

4. Trebonianus war ebenfalls ein Mann von vielem Geiste, jedoch mit Wissenschaft geschmückt, und der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit; dabei von sehr sanftem Charakter und äußerst gefälligen Manieren. Mäßig in allen seinen Genüssen und ein Feind jeder Ausschweifung, liebte er jedoch alle erlaubten Freuden des geselligen Lebens, und war durch seinen Witz, wie durch seine stets heitere und freundliche Laune, die Seele und die Zierde jedes gesellschaftlichen Circels. Leider verbarg sich unter dieser schönen Außenseite, welcher ohnehin die Welt einen bei weitem viel zu großen Werth beilegt, eine unerhörte, vielleicht selbst nicht durch alle Reichthümer der Welt zu befriedigende Geldgier. Für Geld war dem Trebonianus alles feil: seine Pflichten, sein Gewissen, Gott und der Kaiser. Wegen seiner tiefen und ausgebreiteten Rechtskunde, hatte ihm Justinian die

ganze Gesetzgebung und oberste Leitung der Gerechtigkeit überlassen, und nun, das Zutrauen seines Herrn mißbrauchend, verkaufte Trebonianus die Gerechtigkeit an die Meistbietenden, beugte oder veränderte nach Willkür die Gesetze, deutelte und mochte daran so viel er wollte, hob sie auf, gab an, daß er, je nachdem in jedem gegebenen Fall seine Habacht und sein schmutziges Geldinteresse es bald so, bald wieder anders erforderten. Den Kaiser hatte er diesfalls ganz am Gängelbunde; denn da Justinianus in seiner Einbildung sich selbst für einen sehr großen Juristen hielt, mithin das Gesetzes machen und Gesetzgeben zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte; so war auch sein Kanzler, sobald er nur mit einem Saß voll neuer Gesetzentwürfe kam, ihm stets lieb und willkommen. — Indessen muß man doch gestehen, daß Trebonianus durch den Justinianischen Codex, der größtentheils sein Werk war, seinem Andenken ein nie verwitterndes Denkmal gesetzt hat. *)

*) Da Justinian nichts Lieberes hörte, als sein eigenes Lob, mithin an seinem Hofe jede, auch die plumpeste Schmeichelei ungemein im Preise stieg; so wird von Trebonianus erzählt, daß er den Kaiser sehr oft im größten Ernste versichert habe, daß er und alle übrigen Diener, wie das ganze Volk, nichts so sehr befürchteten, über nichts sich täglich so sehr ängstigten, als daß Justinian, wegen seiner großen Frömmigkeit und Heiligkeit, einmal plötzlich der Erde entrückt und lebendig in den Himmel möchte erhoben werden. — Man weiß nicht, worüber man sich hier mehr ärgern muß: über die Pinselhaftigkeit des Kaisers oder die Unverschämtheit des Trebonianus, der offenbar seinen Herrn zum Narren hatte. — Alles Lügen in seinen vielen und mannigfaltigen Arten und Unterarten ist niederträchtig; aber von allen Arten ist unstreitig die

Proc. Hist
arc.

5. Calpurnius, unter den Dreien der Unbedeutendste, war schon unter Anastasius zu einigem Einfluß gelangt, durch niederträchtige Schmeichelei unter Justinianus noch höher gestiegen. Was ihn auszeichnete, war kriechende Hundsbemuth vor seinem Herrn und brutale Insolenz gegen alle Uebrige. — Mit der größten Härte und Gefühllosigkeit verband er jenen groben, hochfahrenden Stolz, welchen Hofgunst und unverdientes Glück jeder niedern, gemeinen Seele einzulösen pflegen. An Geist und Verstand den beiden andern weit nachstehend, hielt er gewöhnlich da bloß Nachlese, wo die andern Zwei vor ihm längst schon geärndet hatten. — Wenn Umgebungen dieser Art das Zutrauen eines Monarchen ausschließ- lich besitzen, und dieser die Verwaltung seines Reiches ihren Händen blindlings übergibt; dann kann man sich von selbst einen Begriff von dem bösartigen Zustande einer Nation machen, deren Wohl und Wehe der schändlichen Willkühr solcher Menschen überlassen ist.

6. Aber so, wie in die Gunst des Kaisers, theilten sich nun auch alle drei Günstlinge in den allgemeinen Abscheu und Haß der Nation. An diesem hatte nun der Kaiser, weil er jenen die Macht gab zu schaden, natürlicher Weise den größten Antheil; und ziemlich laut ließ oft das Volk den Wunsch hören: „Möchte doch Sabatius *) nie geboren

Lüge der Schmeichelei die gottloseste, besonders wenn man dadurch einen, ohnehin schon von seiner Macht oder Weisheit halb trunkenen Fürsten endlich gar noch bis zu völliger Sinnentossigkeit berauschen will.

*) Der Name, welchen bei Justin's Thronbesteigung die Römer Justinian's Vater gegeben hatten.

„worden seyn, so hätten wir auch jetzt nicht einen so ungerechten und grausamen Regenten!“ — Also, auch ohne die Vorfälle im Cirkus, welche wir unsern Lesern sogleich mittheilen werden, würde die Gährung in den Gemüthern und der lange Zeit in jeder Brust verschlossene Haß endlich einmal in furchtbare Empörung ausgebrochen seyn. Den Stoff dazu sammelten und häuften täglich die drei Günstlinge, und nur der Feuerfunke, der Alles in Flammen setzen sollte, war dem Cirkus, oder vielmehr dem Zufall überlassen.

7. Schon einigemal erwähnten wir, in dem Laufe unserer Geschichte, der beinahe unbegreiflichen, ausschweifenden Thorheit, mit welcher die Einwohner Constantinopels, ohne Unterschied des Ranges, des Alters oder Geschlechtes, sich einer der beiden Partheien der Rennbahn hingaben. Unversöhnliche Feindschaften, gestörter Familienfriede, Verletzung aller göttlichen und menschlichen Geseze und häufige, bisweilen selbst die Regierung erschütternde Volkstumulte waren die Folgen dieser aus allen Greueln des alten heidnischen Roms hervorgegangene Raserei. Einen noch höhern Grad erreichte sie unter der Regierung des Kaisers Anastasius; denn jetzt mischte sich Sektengeist sogar auch in die Schauspiele und die grüne Parthei ward nur deswegen von diesem Kaiser begünstiget, weil die von ihm noch mehr begünstigten Eutychianer und Manichäer sich zu derselben geschlagen hatten. Von der einen Seite erhielt nun die Faktion der Grünen ein entschiedenes Uebergewicht über ihre Gegner, die Blauen, und von der andern gewannen die Eutychianer und die mit ihnen im Bunde stehenden Sekten, bei jedem Frevel und jeder Gewaltthatigkeit, welchen sie sich

damals überlassen durften, eine mächtige Stütze in der Faktion der Grünen.

8. Schnell vorübergehend war indessen der Sieg der Grünen; denn gewaltig änderten sich unter Justinus, durch Justinian's mächtigen Einfluß, die bisherigen Verhältnisse beider Partheien. Ein weiser Regent, wie Marcian oder Leo I., würde die Frechheit beider Partheien gezügelt, allen Unordnungen vorgebeugt und mit einem seiner Würde anständigen Ernste frivole Volksbelustigungen nicht zum Range wichtiger Staatsangelegenheiten erhoben haben. Aber Justinianus, vielleicht um seine Orthodoxie zu zeigen, erklärte sich öffentlich zum Patron der blauen Parthei, begünstigte und schützte sie auf alle, auch die ungerechteste Weise, und unterdrückte und verfolgte dafür, wo er nur konnte, die einst dem Anastasius und dessen Sekte ergebene grüne Faktion.

9. Mit Wucher vergalt nun die Blaue den Grünen, was sie unter der vorigen Regierung von ihnen hatten erdulden müssen. Mit jedem Tage nahm ihre Ausgelassenheit zu. Um Schrecken einzufloßen, wählten sie eine eigene, aus dem Costume verschiedener Nationen zusammengesetzte Tracht. Gleich den Persern trugen sie einen langen Schnurrbart und ließen ihre Bärte wachsen. Gleich den Hunnen schoren sie sich den Vordertheil des Kopfes und flochten die Haare auf dem Hintertheil desselben in langen Zöpfen. Ihre reich mit Gold gestickten Kleider hatten ungemein weite Ärmel, welche jedoch gegen das Gelenk der Hand zu enger wurden und fest um die Faust sich schlossen. Alles übrige ihrer Kleidung war nach Manier der Hunnen. Um nicht Justinian's Ungnade sich zuzuziehen, wagten die obrigkeitlichen Personen es nicht mehr, der immer

mehr überhandnehmenden Ungebundenheit der Blauen Einhalt zu thun. Ward in einem tumultvollen Streite ein Blauer von einem Grünen getödtet; so stellte mit dem Tode bei unter dem mörderischen mußten die Geseze schweigen. Diese Gewißheit, die die Frevler jetzt, nur Anfänglich, rattirten, ihre sich zusammen, fielen, bloßen Parthei feindlich an; sose, keiner Faktion, angeeigenthum, ein Gegenstand, uft. Gegen die Häuser, schleuderten sie Brand-

fackeln, und stand ein Theil des Gebäudes in Flammen, dann brachen sie in die Wohnung ein, raubten, was sie rauben wollten, und ermordeten, was Niemand machte, sich ihnen zu widersehen. Alle in Easern und Thorheit ergrauten Sünder, alle liederlichen jungen Leute, alle in Schulden versunkene Verschwendter, alle Wollüstlinge und Schwelger, kurz alles vornehme und niedrige schlechte Gesindel von ganz Constantinopel schlug sich nun zu der Parthei der Blauen. Wer sich eines vermeintlichen Feindes entledigen wollte, gab ihn als einen leidenschaftlichen Anhänger der grünen Faktion an; mehr bedurfte es nicht; denn nach einigen Tagen fiel der Unglückliche; wenn es auch der stillste, anspruchloseste Mann war; unter den Dolchstichen einiger, ihm nachgesandten blauen Banditen. Diese hielten es für das höchste Verdienst, mit Gewandtheit den Dolch zu führen; und rühmten sich hant der Kunst, mit einem einzigen Dolchstich ihren Gegner zu ermorden. Jetzt ward nicht mehr gewartet, bis die Nacht solche Greul verhüllte; man mordete am hellen Tage, auf öffentlicher

Straße, einalgemal ganz in das Rthel an den Stufen des Altars. Der Vater, der seinem ungerathenen Sohne nicht dessen Erbtheil herausgeben, der Blaubiger, der einem gewissenlosen Schulner nicht den Schuttschein zurückstellen, der Vater oder Gatte, der seine Tochter oder Gattin nicht den laſterhaften Unarmungen eines Bollüſtlinge überlaſſen wollte, waren keinen Tag und keine Stunde ihres Lebens mehr ſicher. Sittſame Jungfrauen und ehrbare verheirathete Frauen wurden von dieſen blauen Kannibalen unter den Augen ihrer Väter, Mütter oder Gatten öffentlich geſchändet. Um ſich den Gefahren einer Stadt zu entziehen, wo Ruchloſigkeit und noch nie erhörte Gewaltthätigkeit zügellos herrſchten, hatte ein angeſehener Einwohner von Conſtantinopel ſich mit ſeiner Familie jenseits des Bosphorus nach Chalcedon begeben. Als er eines Tages mit ſeiner jungen und ſchönen Gattin an dem Ufer der Meerenge ſpazieren ging, landete auf einmal eine Barke; ein Haufen blauer Banditen ſtieg aus, überfiel das harmloſe Paar, riß die erſchrockene Gattin von der Seite ihres Gatten, drohete dieſem mit gezückten Dolchen, ihn auf der Stelle zu ermorden, wenn er nur den mindesten Laut von ſich geben würde, und ſchleppte die jammernde Frau nach der Barke; aber kaum war dieſe vom Lande geſtoßen, als das edle junge Weib, den Tod einem ſchmachvollen Leben vorziehend, ſich im Angeſichte ihres am Ufer mit der Verzweiflung ringenden Mannes in die Wellen ſtürzte. Der Unglückliche, welchem die Satelliten des Satans das, was ſeinem Herzen am theuerſten war, geraubt hatten, ward wahnsinnig und ſtarb bald darauf aus Gram.*

* Man konnte in der Darſtellung aller dieſer Greuelthaten mit aller Zuverſicht dem Zeugniß des Procopius folgen,

10. **Theils aus Besorgniß, in die Ungnade des Thronerben zu fallen, theils auch aus Furcht vor der, nun wirklich schon zu einer Macht angewachsenen Parthei der Blauen, hatte keine der obrigkeitlichen Personen bis jetzt sich erkühnet, dem Kaiser und dessen Ressen den bejammernswerthen Zustand der Hauptstadt zu entdecken.** Das Uebermaß des Frevels weckte endlich den Muth einiger rechtschaffenen Männer aus der Umgebung des Kaisers. Justin und Justinianus erfuhren nun, was sie längst schon hätten wissen sollen. Beide erschrakn, als sie alle diese Greuel hörten. Der Kaiser befahl, die strengsten Maßregeln gegen die Wuth jener höllischen Faktion zu ergreifen. Den Obrigkeiten der Stadt ward eine militärische Macht beigegeben; die Räuber und Mörder wurden bis in ihre verborgenen Höhlen und geheimsten Schlupfwinkel verfolgt, alle Verbrecher, ohne Rücksicht auf ihre Geburt oder ihren Stand, mit dem Tode bestraft, selbst die Spiele des Hyppodroms, sowohl in Constantinopel, wie in den andern Städten des Reiches*, beinahe auf ein ganzes Jahr verboten und auf diese Art endlich Sicherheit, Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt und den übrigen großen Städten des Orients wieder hergestellt.

11. Als Justinian nach seines Oheims Tod die

indem dessen öffentliche Geschichte hierin mit der geheimen vollkommen übereinstimmt. Uebrigens hat zu unserm Gemälde auch Evagrius uns einige Züge geliefert. —

*) Die Wuth und Thorheit der Hauptstadt in Betreff der Spiele der Rennbahn hatten sich längst schon auch den Provinzen mitgetheilt, und in den großen Städten, als Alexandrien, Antiochien u. eben so blutige und ebenso scandalöse Auftritte wie in Constantinopel veranlaßt.

Kleinherrschaft übernahm, und
 des Kaisers den festen Entsch
 Parthei oder Farbe, die Unfr
 Verbrechen zu bestrafen. Ju
 nian die Macht des Vorurthe
 Wille, und die in ihm zur a
 Vorliebe zu den Blauen. senf
 schale seiner Gerechtigkeit zu
 thei. Dieser Vorliebe des Ju
 schien Theodoren's Neigung zu den Grünen das Ge
 gengewicht zu halten; aber im Ganzen genommen,
 war wenig oder gar nichts dabei gewonnen. Der
 Uebermuth beider Partheien, stolz auf den Schuß des
 einen oder andern Theils des kaiserlichen Paares, hielt
 nun vollkommen gleichen Schritt; die Verbrechen wie
 die Zahl der Verbrecher wurden nicht vermindert,
 wohl aber ward, weil die Obrigkeiten bald dem
 Kaiser, bald der Kaiserin zu mißfallen befürchteten,
 der Arm der strafenden Gerechtigkeit nur gar zu
 oft gelähmt. Ueberhaupt war ungleich größere Ge
 fahr dabei, Theodoren in der von ihr begünstigten
 Parthei zu beleidigen, als das Mißfallen des Kaisers
 zu erregen. Ein Comes des Orients, welcher, nach
 der Meinung der Kaiserin, bloß um dem Justinian
 zu gefallen, einige Grüne zu hart hatte züchtigen
 lassen, ward gleich einem gemeinen Verbrecher öf
 fentlich gestäupt; und ein Präsekt von Cilicien, wel
 cher zwei grüne Banditen, wegen eines an seinem
 Diener begangenen Mordes, hatte hinrichten lassen,
 ward, ebenfalls auf Theodoren's Befehl, über dem
 Grabe der hingerichteten Banditen aufgehängt. —
 So stand es jetzt mit den beiden Faktionen des
 Cirkus. War es ihnen auch nicht mehr gegönnt,
 Constantinopel in eine Mordgrube und Räuberhöhle
 zu verwandeln, so war doch der freche, verwegene,
 für jeden Frevel empfängliche Geist noch lange nicht,

erregt; und bereit, bei
Anlassung loszuschlagen,
; besonders in kritischen
Zufriedenheit, furchtbare
kühner und unternehm-
erschüttern und Schrecken
dt und Pallast verbreis-

Belustigungen, mithin
ibahn, feierte jetzt wie
Jahrstag seines ersten,
ulatz. Aber gerade um
er die Parthei der Grün-
durch des Kaisers Mars

theillichkeit vieles erdulden zu müssen. Das Rennen
hatte also kaum begonnen, als dasselbe auch durch
ein immerwährendes Geschrei der unterdrückten Fal-
tion beinahe unaufhörlich gestört ward. Lange
wußte Justinian seinen Unwillen zu unterdrücken.
Erst bei dem zwanzigsten Wagenrennen übermannte
ihn seine Ungeduld. In wenigen, aber harten Wor-
ten befahl er den Grünen zu schweigen. Diese glaub-
ten auf die unverdienten Beschuldigungen antworten
zu müssen, und nun begann ein höchst seltsamer,
von Theophanes größtentheils wörtlich uns aufbe-
haltener Dialog zwischen dem Kaiser und einem
Theile seiner im Cirkus versammelten Unterthanen.
Anfänglich hörte man von Seiten der Grünen nur
flehende Stimmen, nur Bitte um Abhülfe gerech-
ter Beschwerden, nur Klagen gegen die Beamten,
namentlich gegen Calpodius, Obersten der Leib-
wache. „An uns, Augustus!“ riefen die Grünen,
„haftet keine Schuld“ — „Ungerecht werden wir
überall verfolgt; kaum daß wir uns noch auf öffent-
licher Straße dürfen sehen lassen“ — „Calpodius

ist es, der uns plaget, und verfolgt. — „Für unsern Namen und unsere Farbe gibt es keine Verrechtigung mehr“ — — „Sollen wir alle ermordet werden, so geb Befehle, daß man uns tödte, laß wenigstens auf deinen Befehl uns sterben“ — — Aber immer härter und zurückstoßender wurden die kurzen Antworten des Kaisers: „Schweiget Ihr Juden, Samariter und Manichäer“ — „Hört auf zu schmähen, Ihr frechen Lasterer; Calpodius hat keinen Antheil an der Verwaltung“ — „Ihr Verbrecher, Ihr des Galgens werthe Uebelthäter, Eure Köpfe sind jetzt in Gefahr.“ — Da die Grünen auch nicht ein einziges Wort des Trostes aus dem Munde des Kaisers hörten; so verwandelte sich nun auch ihr bisheriges Bitten in Schmähreden: „Wäre doch Sabbatius nie auf die Welt gekommen; so würden wir jetzt nicht durch dessen ungerechten Sohn unterdrückt, schuldlos verfolgt und getödtet.“ — Zornig rief Justinianus ihnen zu: „Ist Euch denn Euer Leben nichts mehr werth?“ Aber bei denen auf das Höchste aufgebrachten Grünen war jetzt alle Ehrfurcht vor der Majestät des Purpurs verschwunden; sie nannten den Kaiser einen Esel, einen Tyrannen, einen Räuber und Mörder. — Wüthend erhoben sich nun auch die Blauen von ihren Sitzen. Das vermischte Geschrei beider Faktionen erfüllte den Cirkus. Aber die Grünen, einen bevorstehenden Kampf voraussehend, wagten es nicht, mit ihren Gegnern, die jetzt, gar noch unterstützt durch den der grünen Parthei zürnenden Kaiser, ihnen ohnehin an der Zahl weit überlegen waren, sich in ein Handgemeng einzulassen. Unter schrecklichem Lärmen und Tumult flohen sie alle aus dem Cirkus; ein Theil der Blauen folgte ihnen nach und ein furchtbares Gebrüll beider Partheien erscholl in der ganzen, dem Hypodrom anstoßenden Gegend. Der Kaiser und der größte

Alle der Schauen waren jedoch in dem Tirkus geblieben.

13. Durch einen höchst unglücklichen Zufall waren gerade um die nämliche Stunde sieben übersührte und von dem Präsekt zum Tode verurtheilte Mörder von beiden Farben auf den gewöhnlichen Richtplatz in der Vorstadt Para gebracht worden. Vier davon wurden auf der Stelle enthauptet; die drei übrigen sollten durch den Strang hingerichtet werden. Schon war einer davon aufgehängt, aber bei den beiden andern rissen zweimal die Stricke. Das zahlreich umherstehende Volk betrachtete das zweimalige Zerreissen der Stricke als einen Beweis, daß der Himmel die Unglücklichen gerettet wissen wolle. Es nahm daher die beiden Missethäter in seinem Schuß und bestand darauf, daß mit der Hinrichtung so lange müsse eingehalten werden, bis man die fernere Entschliessung des Kaisers darüber eingehelet hätte. Da der eine der beiden zum Strange Verurtheilten der blauen, der andere der grünen Faktion angehörte; so schlossen nun beide Partheien gleisam unter dem Galgen einen Waffenstillstand zur gemeinschaftlichen Rettung ihrer beiderseitigen Söhne. Ein zahlreicher Schwarm von Blauen und Grünen machte sich nun auf den Weg nach dem Palaste, um bei dem Kaiser Gnade und Verzeihung für die beiden Verbrecher zu erflehen. Aber Justinian zog sich in die innern Gemächer seines Palastes zurück und gab ihnen auf all ihr Bitten gar keine Antwort.

14. Während dieses geschah, kamen Mönche aus einem in der Nähe liegenden Kloster herbei, bemächtigten sich der beiden armen Sünder und brachten sie in einer Barke glücklich nach der jenseits des Bosphorus gelegenen Kirche des h. Laurentius, einem

selbst für die größten Verbrecher sichern, unverletzlichen Zufluchtsort. Sobald der Präfelt von Konstantinopel dieses erfuhr, sandte er Soldaten ab, welche die Laurentius-Kirche umringten und alle Aus- und Eingänge derselben besetzten.

15. Heußerst erbittert über die gegen ihr Vermuthen bei Justinian gefundene schlechte Aufnahme, vereinten sich nun beide Partheien in Schmähreden gegen den Kaiser. Die Grünen bezeichneten ihn unter den schmachvollsten Benennungen als einen erklärten, ihre Parthei ungerecht verfolgenden Tyrannen; die Blauen schmähten Justinian als einen höchst unzuverlässigen, zweideutigen Beschützer, als einen hin- und herschwankenden, sie oft ihren Feinden preisgebenden falschen Patron. Der Verein beider Faktionen war nun vollkommen, der Friede zwischen ihnen, wenigstens wie es das Ansehen hatte, auf immer geschlossen. Sie kamen überein, sich sogleich nach dem Palaste des Präfekten zu begeben, um die Befreiung ihrer beiden in der Laurentiuskirche eingesperrten Kameraden entweder zu erbitten, oder auch, wenn es nothwendig wäre, zu ertöten. Das Lösungswort, welches die Auführer sich gaben, war *Nika* (Siege), daher in der Geschichte auch der ganze Aufruhr der *Nika-Aufruhr* genannt wird.

16. Indessen stand eine bedeutende Militärmacht zur Verfügung des Präfekten schon in Bereitschaft. Als dieser die herannahenden Volkshaufen sah, gab er den Soldaten Befehl, dieselben mit Gewalt, jedoch, wenn es möglich wäre, ohne Blutvergießen aus einander zu treiben. Es entstand nun ein fürchterliches Getümmel; man tobte und schrie und schlug drein mit allen Arten von Waffen, wie nur immer der Zufall sie den Auführern in die Hände

geschiedt hatte. ... Unglücklicherweise, obwohl aus frommen Absicht, sprangen einige Priester mit heiligen Reliquien in ihren Händen zwischen die Kämpfenden; aber einige Heruler, welche sich unter den Truppen die Priester sammt Entweihung sehtemacht ward übrighin Flucht rettete, in Präseis erstürmt, kostbar war, getödtet und endlich das Da der Gewalt; so verbreitete es sich alle in der Nähe der Stadt, und in wenig ganzes Viertel von

17. Nach diesem Siege wälzten sich zahlreiche Haufen von Aufrührern nach den öffentlichen Gefängnissen, sprengten sie auf und gaben allen Verbrechern ohne Unterschied die Freiheit, größtentheils Menschen, deren Existenz allein schon die Sicherheit ihrer Mitmenschen bedrohet. Von ihrer erlangten Freiheit machten sie nun auch sogleich den Gebrauch, den man davon erwarten konnte; sie raubten und plünderten, mordeten mitunter und steckten noch mehrere Häuser in Brand, nur um desto sicherer rauben und plündern zu können. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, der Aufruhr ward jetzt allgemein; und die einbrechende Nacht erhöhet und vermehrte nur noch die Schrecken solcher schauervollen Auftritte. Alle stillen, friedliebenden Bürger, ihre Häuser und ihre Habe dem Zufalle überlassend, flohen von allen Seiten nach dem Bosphorus, um jenseits der Meerenge einen

Ort der Zuflucht und Sicherheit zu finden. Auch der Fliehenden gab es im Wahzen genommen nicht wenige; und, wie von einem und demselben Geiste des Schwindels und der Empörung ergriffen, nahm Constantinopels ganze ungeheure Bevölkerung und selbst auch die Weiber an dem Aufruhr nun Antheil. — Die schwache Besatzung, so wie Justinian's Haustruppen, nebst etlichen Senatoren und noch einigen andern Großen am Hofe, hatten sich zum Schutze des Kaisers in den Palast zurückgezogen. Ganz Constantinopel gehörte also jetzt dem Aufrührern, und unter dem Geprassel der Flammen, dem Getöse der einstürzenden Häuser, Paläste und Kirchen, und unter dem fürchterlichen Gebrüll zahlloser, wilder Volksheufen erscholl nun unaufhörlich die furchtbare Losung Mika in allen Theilen der Stadt und selbst in der Nähe des kaiserlichen Palastes.

18. Schon drei Tage und drei Nächte hatten alle die Greuel gedauert, welchen gewöhnlich eine wilde, leidenschaftlich entflammte, völlig entzügelte Volksmasse sich bei solchen Gelegenheiten zu überlassen pflegt. Aber weder von der blauen noch grünen Parthei war mehr die Rede. Einem ungleich höheren Interesse gab jetzt das Spiel aller Partheien sich hin; und gleich einem elektrischen Schlage hatte der Gedanke, die gegenwärtige elende Regierung zu stürzen, ohne Unterschied des Ranges, ja selbst des Geschlechtes, alle Einwohner von Constantinopel ergriffen. Man hörte nichts als Verwünschungen gegen Sabatius Sohn und dessen schlechte Verwaltung, nichts als Flüche auf die Häupter seiner, das Reich zu Grunde richtender Minister. Alle, auf welchen der Verdacht schwebte, daß sie dem Hofe oder einem der Günstlinge ergeben

wurden, wurden gemacht, ihre Häuser oder Paläste dem Strohhaufen gleich gemacht, und ihre Leichen an einem Faden durch die Straßen geschleift und in das Meer geworfen.

Am vierten Tage, als schon von einem Theile der Stadt nichts als nur noch rauchende Trümmer mehr übrig waren, hatten endlich der Unterfeldherr Constantiolus und der Patricier Basilides, Eieutenant des Hermogenes, den Muth, den Palaß zu verlassen und unter das empörte Volk zu treten. „Im Namen des Kaisers,“ riefen sie den Auführern zu, „fragen wir Euch: welches sind Eure Beschwerden; was verlangt Ihr von dem Kaiser?“ — Wie mit einer Zunge antworteten tausend und abermal tausend Stimmen: „Wir verlangen eine gerechte Regierung; wir verlangen die Auslieferung des Johannes von Capadocien, des Trebonians, Callepodius und Eudemon.“ — Um das Volk zu besänftigen, jedoch ohne der Wuth desselben seine Günstlinge preiszugeben, entsetzte Justinian die dem Volke verhassten Minister sogleich ihrer Aemter und übergab diese dem Phocas und Basilides, Männern von bekannter Redlichkeit und ungeheuchelter Tugend, am Hofe geehrt und beliebt bei dem Volke.

20. Justinian hoffte, daß die Bereitwilligkeit, mit welcher er sich den Wünschen der Auführer gefügt hatte, nun in allen Gemüthern eine ihm günstige Wirkung erzeugen würde; aber er betrog sich, denn gerade durch diese Nachgiebigkeit hatte er selbst das Geheimniß seiner Schwäche, seines Kleinmuths und seiner Hülflosigkeit seinen Gegnern entdeckt; und zu dem Hasse gegen ihn gesellten sich bei dem Volke nun auch noch Spott und Verachtung. Der Kaiser, der von Allem diesem nichts ahndete, beschloß jetzt einen

Versuch zu machen, selbst mit dem Volke zu sprechen und durch die Verzeihung, welche er ihm abbiten wollte, die Gemüther vollends zu besänftigen. Begleitet von einigen Senatoren, Officiern und Soldaten, begab sich also Justinian aus seinem Palaste auf den Weg nach dem Eklus. Kaum war der Kaiser auf der Straße erschienen, als eine unermessliche Menge Volkes ihn umgab. Justinian erhob seine Stimme: „auf dieses heilige Evangeliumbuch,“ sagte er, „das Ihr jetzt in meinen Händen sehet, schwöre ich, daß ich Euch alle Beleidigungen gegen mich verzeihe, und daß, wenn Ihr Euch zur Ruhe begeben und zu Euern Pflichten zurückkehrt, über alles Vorgefallene nicht die mindeste Untersuchung soll angestellt werden. Nicht Ihr seyd die Schuldigen; sondern ich ganz allein zog mir durch meine Sünden diese Strafe von Gott zu, weil ich Euern gerechten Beschwerden mein Ohr so lange verschlossen hielt“ — Justinian wollte weiter sprechen; aber tumultuärisches Geschrei unterbrach seine Rede. Der Pöbel ergoß sich in einen Strom von Schmähreden gegen ihn und seine Regierung. Einige der Berwegenssten gingen noch weiter; ihre drohenden Gebärden und Bewegungen ließen für den Kaiser selbst das Aeußerste befürchten. Justinian verlor den Muth, zog sich schnell zurück und suchte in eilemdem Schritte seinen Palast, der jetzt einer Burg ähnlich sah, wieder zu gewinnen. Nun begab sich das Volk nach der Wohnung des Proclus, eines Neffen des Anastasius; seine Absicht war, diesen zum Kaiser auszurufen. Aber Proclus war gleich am ersten Tage nach Chalcedon geflohen. Da die Aufrührer ihn nicht fanden, steckten sie seinen Palast in Brand.

21. So sehr bei dem Volke Anastasius Anden

furchtsam war; so sehr war dessen Familie bei dem
 Kaiser beliebt. Zwei andere Nissen dieses Kaisers;
 Pompejus und Hypatius, der Liebe des Volkes sich
 bewußt, aber eben daher besüchzend, daß diese
 Volksgunst einem von Ihnen das gefährliche Geschenk
 der Krone aufzwingen möchte, waren gleich im An-
 fange des Aufruhrs in den Palast zu dem Kaiser ge-
 eilet, hatten den Justinian auf das neue ihrer un-
 wandelbaren Treue versichert und in der gegenwärti-
 gen, gefährvollen Lage ihre Dienste ihm angeboten.
 Aber Furcht ist die Mutter des Argwohns. Unter
 den jetzigen, größtentheils zitternden Bewohnern des
 Palastes regte sich plötzlich der schwarze Verdacht,
 als wären Anastasius beide Nissen die geheimen Ur-
 heber des Aufruhrs; man flüsterte sich sogar in das
 Ohr, sie hätten Geld und Waffen unter den Pöbel
 vertheilen lassen und ihre Gegenwart in der Nähe des
 Kaisers habe keinen andern Zweck, als dessen Ent-
 schließungen zu erspähen, oder gar den günstigen Au-
 genblick zu erlauern, durch Mordmord sich ihren
 Herrn zu entledigen. Justinian, der, sobald etwas
 seine, ihm selbst über alles werthe Person betraf,
 mehr seine Feigheit als Klugheit zu Rathe zog,
 befahl dem Hypatius und Pompejus, sogleich den
 Palast zu verlassen. Die beiden edeln Römer suchten
 dem Kaiser auf die Gefahr aufmerksam zu machen,
 welche sowohl für ihn als für sie selbst mit der Be-
 folgung dieses Befehls verbunden wäre. Sie hätten
 sich, sagten sie, in den Palast begeben, um alle
 Gefahren mit ihrem Monarchen zu theilen, ja selbst
 ihr Leben seiner Erhaltung zum Opfer zu bringen;
 würden sie aber jetzt in die Stadt zurückkehren, so
 stünde zu befürchten, daß der wüthende Pöbel sich
 ihrer, auch gegen ihren Willen, als Werkzeuge seines
 Hochverraths bedienen möchte. — Diese Freimüthig-
 keit, welche dem Kaiser ein Unterpfand der Treue die-

fer beiden todtbilden jungen Männer hätte sein sollen; vermehrte nur dessen Born und ungerechten Verdacht. Justinian bestand darauf, daß sie beide auf der Stelle dem gegebenen Befehle sich fügen sollten.

22. Belisarius hatte indeffen einige, in der Nähe von Constantinopel liegende Truppen in Eile zusammengezogen. Officiere und Soldaten hatten unter ihm in den Feldzügen gegen Persien gedient, und mit Verehrung und Liebe hingen sie noch an ihrem ehemaligen Feldherrn. Eben so hatte Justinian's glücklicher Stern wenige Tage vor dem Ausbruche des Aufstandes den braven Gothen Mondon mit einer ihm ganz ergebenen Schaar von Herulern nach Constantinopel geführt. Mit ihren Truppen befand sich jetzt beide in dem Palaste, und waren unstreitig die einzigen, auf deren Treue, unter jedem Wechsel des Glückes, Justinian mit Sicherheit zählen konnte; der größte Theil der übrigen flöste ihm nur zu gegründeter Misstrauen ein; denn selbst seine Haussoldaten fingen an zu wanken, zeigten bösen Willen und schienen, um sich gegen ihren Herrn zu erklären, nur die Erscheinung eines Usurpators noch abwarten zu wollen.

23. In Gegenwart des Belisarius und Mondon ward in der Nacht von dem Samstag auf den Sonntag — es war der 18. Jänner — ein geheimer Staatsrath gehalten. Der Kaiser hatte den Entschluß gefaßt, den ihm ergebenen Gothen mit zweitausend Mann zur Vertheidigung der Burg zurückzulassen, sich selbst aber mit seiner Familie und einigen Getreuen nach Heraclea zu flüchten. Der byzantinische Palast hatte eine freie Communication mit der See; an der Gartentreppe lagen einige Schiffe, und dahin hatte man schon den größten Theil des kaiser-

lichen Fächern gebracht. Alle Mitglieder des Staats
rathes hüllten den Entschluß des Kaisers; und Ju-
stinian ward unwiderbringlich verloren gesehen, hät-
ten nicht Theodora's Muth und Entschlossenheit ihn
jetzt Lybion und Leben gerettet. „Kaiser,“ sagte sie in
Gegenwart der ganzen Versammlung zu ihrem Ge-
mahl, „wilt Du fliehen; so steht die See Dir offen,
Du hast Schiffe, und Schiffe liegen bereit, auf den
porphen Meil die Anker zu lösen; aber wisse, daß
ein ehrenvoller Tod einem schmachvollen Leben weit
vorzuziehen ist. Ich wenigstens mag auch nicht
sehen, Laß ohne diesen Purpur leben, mit welchem
die Vorsehung mich geschmückt hat. Bleiben werde
ich also und nicht fliehen; denn ich bin gewiß, auch
bei den niedrigsten Geschick, wenigstens unter dem
Armen meines Theodos ein glorreiches Grab zu
finden.“ Der Muth eines Weibes entflammte
den Muth der Männer. Jeder Gedanke an Flucht
ward verstanden, und Belisarius und Mondon schwu-
ren, entweder zu den Füßen des Kaisers zu sterben,
oder die Aufseher zu besiegen.

Als Indessen hatte gleich am Morgen des fol-
genden Tages sich in der ganzen Stadt die Nachricht
verbreitet, Hypatius und Pompejus seien mit
Schmach aus dem Palaste entlassen worden; Justinian
und Theodora aber hätten sich eingeschloß und durch
schmachvolle Flucht selbst auf die Herrschaft verzichtet.
Durch diese theils wahre, theils falsche Nachricht
kam die ganze Stadt auf das neue wieder in die heß-
tigste Bewegung. Alles Volk wogte und drängte sich
nach dem Palaste seiner Lieblinge. Aber jetzt waren
es nicht, bloße Möbelhäuser, welche sich vor der Woh-
nung des Hypatius und Pompejus versammelten.
Eine Menge der angesehensten Einwohner, selbst
viele Senatoren und Rätner aus den ersten Ge-

schlechtern umgaben die selben Rader und Räder der Hypatius, den von Justinian verlassenen Theop zu besteigen. Hypatius, jung, eben so geistvoll, als schöne Gemahlin hielt ihren Gatten mit ihrem Arme umflammt; siehe unter Thränen zu den Hofscheinden, daß man ihn doch, ihn, der zum Throne nicht geboren wäre, seinem bisherigen Privatstande ruhig überlassen möge. Aber das Bitten der sterbenden Frau ward nicht gehört. In seinem wilden Eifer stieß er den Hypatius den Arm von seiner Gattin und führte ihn unter Giegeschrei und frohem Juch nach dem Cirkus. Einige Minuten sah die Verlassene dem Zuge nach und rief dann jammernd aus: „jetzt fähst man meinen Gemahl zum Tode.“ — Auf dem Platz des großen Constantin's angekommen, mußte Hypatius die Stufen der Pilosäule besteigen; hier ward er auf einem Schilde emporgehoben und von der zahllosen, um ihn her wogenden Menge als Augustus begrüßt. Aus Mangel eines Diadems ward ihm ein goldenes, mit edeln Steinen geschmücktes Halsband um die Stirne gewunden. Der neue Augustus beehrte nach dem Cirkus geführt zu werden, und diesem Begehren, so widersinnig es war, wart auf der Stelle Folge geleistet.

25. Hypatius, dem man Gewalt angethan, und der nur wider seinen Willen der Zubringlichkeit des Volkes nachgegeben hatte, sandte jetzt den Ephreminus, einen seiner Vertrauten, an den Justinian und ließ ihm sagen, es sey ihm gelungen, den größten Theil der Auführer, gerade des Kaisers ärgste Feinde, in dem Cirkus einzuschließen. Justinian möge nur in aller Stille seine Truppen nach dem Hippodrom schicken, der Sieg über den, in einem von hohen Mauern umgebenen, engen Raum ein-

nur Ordnung und Uebereinstimmung in den Verfügungen leiten zu können. Zudem, sagte Oribasius hinzu, sey die Nachricht von der Abreise des Kaisers viel zu vorzeitig; noch wäre derselbe nicht abgewandert, noch aber im Begriffe, sich einzuschiffen, und er hätte es für sehr wahrscheinlich, daß in einigen Stunden Furcht und Schrecken Justinian und Theodora zu einem Schritte bewegen würden, welcher ihm von selbst allem fernern Blutvergießen Einhalt thun müßte.

27. Während man noch deliberirte, kamen zweihundert Jünglinge, welche so eben das Arsenal des Constantius geplündert hatten, wohl bewaffnet und geharnischt an, stellten sich um den Thron und bildeten eine Art von Leibwache für den neuen Augustus. Aber so erfreulich diese Erscheinung war, so unangenehm ward die Berathung durch ein sich auf einmal erhebendes, wildes Geschrei unterbrochen. Eine Menge Stimmen riefen: „Lange lebe Kaiser Justinian!“ — Es waren dieß die Blauen, welche der Verschnittene, Marses, am Morgen eben dieses Tages durch geheime, an sie abgeschickte und mit viel Geld versehene Emissäre für den Kaiser Justinian wieder gewonnen hatte. Dessen wiederholten sie jetzt jenen Ruf; aber eben so oft erwiederten die Grünen: „es lebe Kaiser Hypatius!“ — Mit jedem Augenblicke stieg die gegenseitige Erbitterung, der alte Groll erwachte auf das neue, und ein Kampf auf Leben und Tod schien zwischen beiden, mit unversöhnlichem Hasse sich verfolgenden Factionen allmählich unvermeidlich. Aber hierzu gebrach es ihnen jetzt an Zeit. An der Spitze gewaffneter Schaaren stürzte Belisarius plötzlich durch eines der Thore des Palastes herein, durch ein anderes Wundon mit einer Schaar seiner wilden Heruler, durch ein drittes und viertes

endlich auch noch der tapfere Konstantinos und der
große Basilidos. Ohne einen Unterschied zwischen
Blauen und Grünen zu machen, fielen die durch die
Helden ihrer Heilsherren entflammten Soldaten mit
Haukspießen und Schwertern die ungerüstete, theils
gar nicht, theils nur schlecht bewaffnete Menge an.
Der plötzliche Ueberfall verbreitete Schrecken und noch
größere Verwirrung; Niemand dachte mehr, Wider-
stand zu leisten; alles floh, alles drängte und wälzte
sich gegen die Thore; aber diese, viel zu eng, als
daß so viele Tausende von Fliehenden sich auf einmal
durch dieselben hätten retten können, ließen dort Sol-
daten nur volle Zeit, ihr blutiges Tagewerk zu be-
ginnen. Ein grausvolles Niedermetzeln, beifalllos
und anecho, nahm jetzt seinen Anfang; furchtbar
wütheten rechts und links das Schwert der Römer,
Goten und Heruler; ganze Ströme von Blut flossen
nach allen Richtungen durch die Rennbahn und Ede-
stins erzählte, daß gegen vierzigtausend Men-
schen an diesem verhängnißvollen Tage in dem Circus
wären erschlagen worden. Hypatius, durch diesen
schrecklichen Anblick an allen Gliedern gelähmt, stand
bassinnungslos und unbeweglich, gleich einer Bild-
säule, auf dem Throne und blieb da stehen, bis Bas-
ilidos und Justus, zwei Neffen des Justinian's,
hinaussprangen und ihn auf den Boden herabschleu-
berten. Er und sein Bruder wurden sogleich in den
Palast gebracht. Sie warfen sich zu den Füßen des
Kaisers und wollten nun das Verdienst geltend ma-
chen, die Auführer in den Circus eingeschlossen und
so der Rache ihres beleidigten Monarchen überliefert
zu haben. Aber der Kaiser unterbrach sie mit der son-
derbaren Frage, warum, wenn ihr Ansehen über das
Volk so groß gewesen wäre, sie den Auführern nicht
befohlen hätten, ruhig zu seyn und zu ihrer Pflicht

zurückzuführen. Justinian ließ jedoch, da das in dem
des Gefängnisses des Palastes abzuführen war.
28. Porphyrius bejauerte sein unglückliches Ver-
schick; aber Hypatius richtete seine Blinde auf
und fühlte sich fast in dem Bewußtsein seiner
Unschuld. Die Höhe des Volkes zu ihm, sagte er zu
seinem Bruder, ist unser einziges Verbrechen; aber
für denjenigen, der ein schuldloses und unbestörztes
Leben geführt hat, ist der Tod kein Uebel. Beide
Brüder wurden in der folgenden Nacht in dem Ge-
fängniß erdrosselt und ihre Leichen in das Meer ge-
worfen; jene des Hypatius spülten die Wellen nach
ein paar Tagen an das Ufer. Justinian ordnete
gemeines Begräbniß an dem für hinrichtete Ver-
brecher bestimmten Begräbnißplatz. Einige Zeit nach-
her erlaubte er jedoch der Familie, das Grab wieder
zu öffnen, und die Ueberreste des unglücklichen Hy-
patius in eine der Kirchen von Constantinopel zu be-
graben.

29. Eine öde Stille herrschte am andern Tage
— es war der elfte des Aufbruchs — in der ganzen
ungeheuern Stadt. Das Volk gleich einem Fiebers-
kranken, der in einem Anfälle von delirirender Wuth
alles um sich her entweihet und zertrümmert hat,
und nun, aus der Betäubung erwacht, mit Schrecken
das Werk seiner Zerstörung betrachtet. Beinahe die
Hälfte von Constantinopel war Schutt und Asche.
Die Leichen vieler tausend Erschlagenen lagen, gleich
Hügeln, auf dem Cirkus und in den in Schutthaufen
verwandten Straßen. Eine Menge der herrlichsten
Gebäude, Kirchen und Paläste waren verschwunden;
nur trauernde Ruinen zeigten noch von ihrer ehema-
ligen Pracht. Der in seiner Art einzige von Kon-
stantin dem Großen erbaute und der Weisheit

das Königen-gemeinsame-Museum, der Kaiserliche
Palast, das Augusteum, der Palast des Senats, das
Prätorium, alle Archive der Stadt, die Säulen
und geräumigen Bäder des Teustippus, viele der
herrlichsten Schenkungen, besonders Jener, welcher
von dem Kaiserlichen Palast auf das Forum des
Constantin des Großen führte, viele Kirchen, alle
dazu gehörenden Nebengebäude, eine zahllose Menge
Verwaltungen, größtentheils Paläste der Großen
und Reichen, und endlich, was das berühmteste
war, mehrere Hospitäler (samt allen darin befindlichen
Kranken), waren ein Raub den Plündern und Ver-
wüstungen wilder Barbaren geworden. Nicht ge-
nügt das Justinian bei dem Anblicke der wüsten,
grauenvollen Brandstätte. Was vielleicht einigerma-
ßen seinen Schmerz linderte, war der Gedanke, man
eine, wenn auch traurige Gelegenheit gefunden zu
haben, seine Eulust auf eine, den Dank seiner
Zeitgenossen wie der Nachwelt verdienende Weise
befriedigen zu können. Ohne zu zögern, legte er
Hand an das Werk; auf seinen Befehl sollten in
wenigen Jahren alle Trümmer der Verwüstung ver-
schwinden, und auf dem Schutte der niedergebren-

1425
1426
1427
1428
1429
1430
1431
1432
1433
1434
1435
1436
1437
1438
1439
1440
1441
1442
1443
1444
1445
1446
1447
1448
1449
1450
1451
1452
1453
1454
1455
1456
1457
1458
1459
1460
1461
1462
1463
1464
1465
1466
1467
1468
1469
1470
1471
1472
1473
1474
1475
1476
1477
1478
1479
1480
1481
1482
1483
1484
1485
1486
1487
1488
1489
1490
1491
1492
1493
1494
1495
1496
1497
1498
1499
1500
1501
1502
1503
1504
1505
1506
1507
1508
1509
1510
1511
1512
1513
1514
1515
1516
1517
1518
1519
1520
1521
1522
1523
1524
1525
1526
1527
1528
1529
1530
1531
1532
1533
1534
1535
1536
1537
1538
1539
1540
1541
1542
1543
1544
1545
1546
1547
1548
1549
1550
1551
1552
1553
1554
1555
1556
1557
1558
1559
1560
1561
1562
1563
1564
1565
1566
1567
1568
1569
1570
1571
1572
1573
1574
1575
1576
1577
1578
1579
1580
1581
1582
1583
1584
1585
1586
1587
1588
1589
1590
1591
1592
1593
1594
1595
1596
1597
1598
1599
1600
1601
1602
1603
1604
1605
1606
1607
1608
1609
1610
1611
1612
1613
1614
1615
1616
1617
1618
1619
1620
1621
1622
1623
1624
1625
1626
1627
1628
1629
1630
1631
1632
1633
1634
1635
1636
1637
1638
1639
1640
1641
1642
1643
1644
1645
1646
1647
1648
1649
1650
1651
1652
1653
1654
1655
1656
1657
1658
1659
1660
1661
1662
1663
1664
1665
1666
1667
1668
1669
1670
1671
1672
1673
1674
1675
1676
1677
1678
1679
1680
1681
1682
1683
1684
1685
1686
1687
1688
1689
1690
1691
1692
1693
1694
1695
1696
1697
1698
1699
1700
1701
1702
1703
1704
1705
1706
1707
1708
1709
1710
1711
1712
1713
1714
1715
1716
1717
1718
1719
1720
1721
1722
1723
1724
1725
1726
1727
1728
1729
1730
1731
1732
1733
1734
1735
1736
1737
1738
1739
1740
1741
1742
1743
1744
1745
1746
1747
1748
1749
1750
1751
1752
1753
1754
1755
1756
1757
1758
1759
1760
1761
1762
1763
1764
1765
1766
1767
1768
1769
1770
1771
1772
1773
1774
1775
1776
1777
1778
1779
1780
1781
1782
1783
1784
1785
1786
1787
1788
1789
1790
1791
1792
1793
1794
1795
1796
1797
1798
1799
1800
1801
1802
1803
1804
1805
1806
1807
1808
1809
1810
1811
1812
1813
1814
1815
1816
1817
1818
1819
1820
1821
1822
1823
1824
1825
1826
1827
1828
1829
1830
1831
1832
1833
1834
1835
1836
1837
1838
1839
1840
1841
1842
1843
1844
1845
1846
1847
1848
1849
1850
1851
1852
1853
1854
1855
1856
1857
1858
1859
1860
1861
1862
1863
1864
1865
1866
1867
1868
1869
1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900
1901
1902
1903
1904
1905
1906
1907
1908
1909
1910
1911
1912
1913
1914
1915
1916
1917
1918
1919
1920
1921
1922
1923
1924
1925
1926
1927
1928
1929
1930
1931
1932
1933
1934
1935
1936
1937
1938
1939
1940
1941
1942
1943
1944
1945
1946
1947
1948
1949
1950
1951
1952
1953
1954
1955
1956
1957
1958
1959
1960
1961
1962
1963
1964
1965
1966
1967
1968
1969
1970
1971
1972
1973
1974
1975
1976
1977
1978
1979
1980
1981
1982
1983
1984
1985
1986
1987
1988
1989
1990
1991
1992
1993
1994
1995
1996
1997
1998
1999
2000
2001
2002
2003
2004
2005
2006
2007
2008
2009
2010
2011
2012
2013
2014
2015
2016
2017
2018
2019
2020
2021
2022
2023
2024
2025

Wichtigkeit besitzt die Griechische Sophia (Weisheit), daher
die Benennung Sophien-Kirche. Im Jahre 425
ward sie von Constantin dem Großen im zwanzigsten
Jahre seiner Regierung erbauet, und von dessen Sohne
Constantius, ungefähr vierzehn Jahre nachher, ihres
ausgezeichneten Umfanges wegen, um vieles erweitert.
Schon unter der Regierung des Arcadius, und zwar
bei Gelegenheit der schändlichen und ungerechten Ver-
bannung des h. Chrysostomus, brannete die Sophien-
Kirche, vom Plitze getroffen, beinahe völlig ab, und
ward erst von Theodosius II., dem Sohne und Nachfol-
ger des Arcadius im Jahre 413 wieder von neuem auf-
gebauet.

die kaiserliche geistliche Justiz. Dem Kaiser
 waren, so wichtig auch herrlichen Tempel zu
 werden.

30. Der Kaiser, daß die Art, wie man die
 zur Ausführung dieser kaiserlichen Anordnungen
 erforderlichen ungleichen. Einnahmen herbeischaffte, nach
 Danksagung der Untertanen um vieles herabgesetzt
 werden mußte. Alle Einkünfte wurden herabgesetzt,
 auch die Steuern, langsam und unrichtig bezahlt; alle
 Schatzkassen wurden eingezogen, selbst die Treas-
 uren der Bischöfe und die jährlichen Einkünfte
 der Präbendarien wurden gänzlich bei demselben
 auf. Es ist diesem wurden freiwillige Beisteuer-
 ungen erpreßt, reiche Erbschaften erschlichen,
 unter, ohne allen Rechtsitz, oft unter dem schä-
 ndlichen Vorwand und zum Ruin der nothwendigen
 Geben dem kaiserlichen Fiskus zugesprochen; und
 endlich, wenn anders Procopius die Unthaten sagt,
 waren mitunter auch noch recht wacker gestohlen.
 Viele Familien, die sonst das Elend nicht kannten,
 brachten jetzt oft geheime Noth. Ehrwürdige, mit
 Narben bedeckte Veteranen bettelten auf den Stra-
 ßen, und durch Einziehung der Pensionen aller Leh-
 rer und Professoren gerieth der öffentliche Unterricht
 in der Hauptstadt wie in den Provinzen in die
 ständige Stockung, wodurch, wie der so eben er-
 wähnte Geschichtschreiber sehr richtig bemerkt, daß
 obnehin schon merkbare Fortschreiten zur wissenschaft-
 lichen Barbarei nun nur noch um so mehr beschleun-
 igt ward.

31. Das gerichtliche Verfahren gegen jene,
 welche eine Hauptrolle in dem Aufstande gespielt
 hatten, dauerte weder lange, noch war es von gro-
 ßer Strenge. Die Blauen, wegen ihres schanden-

Andantes gegen ihren großmüthigen Beschützer, der sich Justinian strenger zu strafen, als die von der grünen Faktion; auch wurden die Spiele der Rennbahn auf unbestimmte Zeit, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, verboten, und das Hauptthor des Hippodroms, durch welches viele Tage nach einander die in dem Cirkus haufenweise aufgethürmten Leichen der Erschlagenen hinausgeschafft wurden, war von dieser Zeit an mehrere Jahrhunderte hindurch das Todtenthor genannt.)

32. Von dem hohen Adel in Constantinopel wurden nur achtzehn Männer von senatorischer und consularischer Würde, und sämmtlich mit dem Titel Illustriis geschmückt, theils durch Soldaten heimlich hingerichtet; theils ihrer Güter beraubt und auf Lebenszeit verbannt. Unter den Letztern befand sich ein gewisser Eulogius, welcher, zuerst Steinschneider, nachher Einsiedler geworden war, aber bald darauf einen großen, aus vielem baaren Gelde und einer Menge Kostbarkeiten bestehenden Schatz

Wie es scheint blieb die Rennbahn 14 oder 15 Jahre geschlossen; denn erst in dem Jahre 547 erwähnt die Geschichte wieder Spiele des Wagenrennens; aber zugleich auch wieder eines, von den beiden Partheien der Blauen und Grünen erregten, ziemlich blutigen Aufstandes. Seine Vorliebe für die Blauen hingodem Kaiser Justinian sein ganzes Leben hindurch an; selbst als er schon das Greisenalter erreicht hatte, verließ sie ihn noch nicht. Einen auffallenden Beweis davon findet man in dem, von Justinian's Nachfolger, Justinus II., gleich beim Antritt seiner Regierung in Verreß der beiden Faktion erlassenen Edikt: „Ihr Blauen!“ heißt es darin, „Justinian ist nicht mehr am Leben. Ihr Grünen! Justinianus lebt noch.“

in seiner Höhle fand, bei dem reizenden Anblicke des Geldes alle Lust zum Anachoretenleben verlor; daher nach Constantinopel ging und durch seinen Reichtum wie durch seine Gewandtheit sich zur Würde eines Patriciers und Präfectus Prætoris emporstach. In die unselige Geschichte der letzten Tage des Aufstands verwickelt, rettete er sich durch schnelle Flucht; da aber alle seine beweglichen und unbeweglichen Güter eingezogen wurden; so kehrte er nun in seine alte, vor vielen Jahren von ihm bewohnte Anachoreten-Zelle zurück, that strenge Buße und führte bis an das Ende seiner Tage ein für die Welt erbauliches, heiliges Leben. Reichthümer waren die Klippen, an welchen seine frommen Entschlüsse einst scheiterten, und die Güter dieser Erde die Fallstricke, in welchen der Satan ihn gefangen hielt; aber erbarmend zerbrach die Hand der Vorsehung die schmachlichen Bande; seine von allem Irdischen entfesselte Seele erhob sich nun freudig wieder auf Schwingen der Andacht zu ihrem Gott, und die tiefe Demuth, welche die tägliche Erinnerung an seine ehemalige Untreue in ihm nothwendig erzeugen mußte, ward die Stufenleiter, an welcher er zu einer Vollkommenheit und Heiligkeit emporstieg, welche er ohne jene Prüfung, obgleich er ihr unterlag, vielleicht nie würde erreicht haben. *Diligentibus Deum omnia cooperantur in bonum.*

33. Thomas, Justinian's Leibarzt, welcher den Ephremius, Hypatius Vertrauten, belogen hatte, ward enthauptet, Ephremius selbst aber nach Alexandrien verbannt. Auch Proclus, der doch durch seine Flucht nach Chalcedon befriedigend erwiesen hatte, daß die Liebe und Zuneigung des Volkes ihn zu keinen Plänen des Hochverrathes verführen könnten, ward

eines kaiserlichen Intendanten; er war außerordentlich reich, und wahrscheinlich um Eudamon's treue Dienste zu belohnen, bemächtigte sich nach dessen Tode Justinian, mit Hintansetzung aller rechtmäßigen Erben, der ganzen reichen Verlassenschaft des Verstorbenen.

35. Bei weitem nicht so glücklich wie Trebonianus war Johannes von Cappadocien. Trunken von seiner Allmacht und berauscht von der Gunst seines Monarchen, wagte es endlich der stolze Präsektus Prätoris sogar dem Jdol zu trotzen, vor welchem täglich eine halbe Welt auf den Knieen lag. Die Kaiserin suchte Johannes dem Herzen ihres Gemahls nach und nach zu entfremden und auf diese Weise ihrem Einfluß und ihrer Herrschaft ein Ende zu machen. Aber die schlaue Theodora errieth bald ihren Feind, kam mit Hülfe ihrer Freundin Antonina demselben zuvor, und stürzte ihn in einem Augenblicke, wo er es am wenigsten vermuthen konnte.

36. Johannes von Cappadocien hatte eine Tochter, Namens Euphemia, ein junges, schönes, noch völlig unschuldig und in den Intriguen des Hofes wenig erfahrenes Geschöpf. Das Zutrauen der harmlosen Unschuld zu erschleichen, war der verschmitzten Antonina ein Leichtes. Sie klagte über den schwarzen Undank, mit welchem Justinian die großen Dienste ihres Gemahls, des Belisarius, belohne, erfuhr nun bald aus dem Munde Euphemien's, daß auch ihrem Vater der Kaiser sehr oft gegründete Ursachen der Unzufriedenheit gebe. Antoninens Besuche bei Euphemia wurden nun immer häufiger; auch in Gegenwart des Vaters klagte jetzt Belisarius Gemahlin über den unzuverlässigen, wandel-

~~Säen~~ Charakter des Kaisers über dessen despotische Willkür, über seinen Geiz, seine Härte, seinen Umdant. Der in alten Cabalen und Intriguen des Hofes ergraute Minister ward endlich durch die Schlaubeit eines Weibes bethört, und zwischen ihm und Antonina eine geheime, nächtliche Zusammenkunft in einem außerhalb Constantinopel gelegenen Palaste verabredet, um dort ungestört über ihr gegenseitiges Interesse sich gemeinschaftlich zu berathen.

37. Theodora hatte jetzt gesiegt. Ein Haufe wohl bewaffneter Eunuken ward in dem Palast verborgen. Mitten in der Unterredung brachen diese aus ihrem Hinterhalt hervor, und der Präsekt wäre auf der Stelle ermordet worden, hätte nicht die Treue einiger seiner Diener ihn gerettet. Aber nun, und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, verlor der Cappadocier die Gegenwart des Geistes. Statt zu Justinian zu eilen und zu den Füßen des ihm so ungemein gewogenen, gegen ihn stets so gütigen Monarchen das schändliche Complot zu entdecken, floh Johannes in eine Kirche, den gewöhnlichen Zufluchtsort großer Verbrecher. Diese unbesonnene Handlung galt jetzt für ein offenes Bekenntniß seiner Schuld und seines Verbrechens. In den Augen des ganzen Hofes war Johannes von Cappadocien des Hochverraths überführt. Aber auch in dem Verräther erblickte Justinian noch immer den bisherigen Liebling seines Herzens. Er bestrafte ihn also mit ungewöhnlicher Schonung. Aller seiner Aemter ward zwar der gefallene Günstling entsezt, auch auf des Kaisers Befehl sogleich zum Priester geordnet, der größte Theil seiner Güter ihm jedoch gelassen und zu seinem künftigen Aufenthaltsort die Stadt Cyclus ihm angewiesen.

38. Aber diese gelinde Bestrafung genügte noch lange nicht der gerade auf ihrer empfindlichsten Seite verwundeten und daher im höchsten Grade erbitterten Theodora. Ihre Rachsucht zu befriedigen, bot sich bald eine erwünschte Gelegenheit ihr dar. In einem Volkstumult ward der Bischof von Eyzikus ermordet. Johannes von Cappadocien war ehemals ein Feind dieses Bischofes gewesen. Einem weitem Beweise, daß er der Urheber des begangenen Mordes sey, bedurfte es nun nicht. Sein ganzes Vermögen ward eingezogen, er selbst gleich dem gemeinsten Missethäter öffentlich gestäupet und nach Antinopolis in Oberägypten verbannt. Auf dem Wege dahin ward er mit unmenschlicher Härte behandelt. Bloß ein zerrissener Mantel deckte seine Blöße, und der Mann, vor welchem einst der Orient zitterte, bettelte jetzt, in Lumpen gehüllt, sein Brod auf den Straßen der Städte, durch welche er geführt ward.

39. Sieben Jahre schleppte Johannes ein von Theodoren's Rache täglich bedrohetes Leben in größter Schmach und dem äußersten Elende hin. Der Tod der Kaiserin machte endlich seinen Leiden ein Ende. Justinian erinnerte sich jetzt wieder seines ehemaligen Liebling's, rief ihn aus der Verbannung zurück, gab ihm in Constantinopel einen anständigen Gehalt, beschränkte aber seinen Wirkungskreis, der einst mehrere Reiche umfaßt hatte, bloß auf die frommen Verrichtungen eines untergeordneten Priesters. — Ob Johannes von Cappadocien aus der Schule des Elendes und der Schmach gebessert und geläutert hervorgegangen; ob er seinem, obgleich erzwungenen, Verufe dennoch mit Treue und Eifer sich hingab, und ob er am Ende seiner Laufbahn, beim Rückblicke auf die frühern Tage seines so mannigfaltig und wunderbar verschlungenen Lebens, die Erbarmungen der

ihm einst züchtigenden Hand der Vorsehung mit anbetendem Dank erkannte: von allem diesem sagt uns leider! die Geschichte nichts.

K.

1. Des grausamen Hunerich's menschenfreundlicher Sohn Hilderich war in dem Jahre 823 seinem Oheim Trasmund auf dem Throne der Bandalen gefolgt. Wenige Stunden vor Trasmund's Tod hatte Hilderich dem Sterbenden Könige durch einen Eid versprechen müssen, den Katholiken, wenn er den Thron bestiegen haben würde, nie ihre geschlossenen Kirchen wieder zu öffnen und noch viel weniger die verjagten und verbannten Bischöfe aus den Dörtern ihrer Verbannung zurückzurufen. Aber die frommen Eindrücke, welche Hilderich von seiner Mutter Eudoxia, Valentinian's des Dritten Tochter erhalten hatte, waren in seiner Brust noch nicht erloschen. Längst war er schon im Stillen ein wahrer Anbeter der Gottheit Jesu gewesen, und unerschütterlich fest stand bei ihm der Entschluß, die wahre Kirche und deren heilige Lehre in seinem ganzen Reiche in ihrem ehemaligen Glanze wieder herzustellen. Um jedoch den geleisteten Eid nicht zu verletzen, schmückte Hilderich nach dem Tode seines Oheims sich nicht gleich mit der königlichen Hauptbinde, zeigte sich auch nicht auf dem Throne den Vasallen und Großen seines Reiches; sondern erließ vorher ein Edikt, kraft welchem den Katholiken alle ihre Kirchen geöffnet und die verbannten Bischöfe eingeladen wurden, in voller Sicherheit zu ihren nun schon so lange verwaiseten Kirchen und Gemeinden zurückzukehren. Erst als dieses geschehen war, ließ der neue König sich huldigen und bestieg den, durch Trasmund's Tod nun erledigten Thron.

Nycoph. L 17.

2. Haben mit dem Patricier Justinian stand Hilderich in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und als Ersterer zur Herrschaft gelangt war, knüpften öftere wechselseitige Geschenke und häufige Botschaften immer noch enger und fester das Band ihrer gegenseitigen Freundschaft. Beide Monarchen liebten sich aufrichtig; auch fand Justinian bald eine Gelegenheit, seinem Freunde Hilderich einen sprechenden Beweis seiner Theilnahme und Liebe zu geben. Sowohl durch seinen vielvermögenden Einfluß auf den Hof von Ravenna, als auch durch die drohende Stellung, welche der Kaiser annahm, beugte er einem Kriege vor, welcher die vereinten Waffen der Ost- und Westgothen nach Afrika geführt haben würde.“

3. Aber einen ungleich gefährlicheren Feind als Athalarich und die Ost- und Westgothen, nährte und erzog Hilderich an seinem eigenen Busen. Kraft Genserich's, die Erbfolge betreffenden Familienge-

Die Veranlassung dazu gab Amalfrede, Thrastimand's zurückgelassene Wittib und Tochter Theodorich's des Großen. Sie war eine Stoßkarianerin und, im höchsten Grade unzufrieden mit Hilderich's schonender Behandlung der Katholiken, machte sie mit den Gothen, welche sie nach Carthago gebracht hatte, ein Complot gegen Hilderich und erregte gegen ihn sogar einige maurische Stämme. Bei Capha kam es zu einem förmlichen Treffen. Aber Amalfredes Bundesgenossen wurden geschlagen, ihre Gothen im Treffen getödtet, und sie selbst ward als Gefangene nach einem königlichen Schloß gebracht, jedoch allda blos ihrer Freiheit beraubt, übrigens aber mit allem ihrem Range gebührenden Anstand behandelt. Bald darauf starb Amalfrede. Ein falsches Gerücht schrieß ihren Tod dem Könige zu, und Ost- und Westgothen glaubten lange Zeit, sie wäre auf Hilderich's Befehl getödtet worden.

setzte, stand Hilderich's Thron. Jetzt am nächsten Prinz Selimer, ein Sohn Galarid's und Enkel Gerton's, des jüngsten unter Hunerich's Brüdern. Des Urgroßvaters war der Urenkel vollkommen würdig. Eben so herrschsüchtig wie Genserich, fehlte es Selimer'n eben so wenig an kriegerischem Muth, an Kühnheit und persönlicher Tapferkeit. Gleich seinem furchtbarern Ahnherrn, hatte er ebenfalls mehr Schlaueheit und Verschmühtheit als ächten Verstand und war dabei nicht minder tückisch, treulos und grausam als jener. An Seelenhöheit, Großmuth und Erhabenheit des Charakters gebrach es ihm gänzlich und, wie bei Genserich, war auch bei ihm jeder Sinn für Recht und Gerechtigkeit in der Wurzel ertödtet. Hilderich war in Jahren weit vorgerückt, und der Zeitpunkt, wo durch seine Geburt, wie durch die Verfassung des Reiches, der vermuthliche Kronerbe den Thron bestiegen würde, konnte, allem Ansehen nach, nichts weniger als sehr weit mehr entfernt seyn. Aber Selimer's Ehrgeiz schien der Gang der Natur viel zu langsam und, voll der frevelhaftesten Entwürfe zügelloser Herrschsucht, streckte er schon zu Lebzeiten des alten Königes nach dessen Krone eine verbrecherische Hand aus.

4. Hilderich war von Natur aus friedliebend und sein greisendes Alter machte es sehr verzeihlich, daß in den Kriegen, welche die Vandalen seit Hunerich's Regierung beinahe ununterbrochen mit den Mauren zu führen hatten, der bejahrte König sich nicht an die Spitze seiner Heere stellte, sondern die Führung derselben einem weit jüngern Neffen, dem Hoamar überließ, einem Prinzen, dem es an kriegerischen Eigenschaften nicht fehlte und der seiner Tapferkeit und körperlichen Stärke wegen, von den Vandalen den Beinamen Achilles erhalten hatte. In

den ersten Jahren Hilderich's Regierung erfocht Hoasar mehrere bedeutende Vortheile über die Feinde; aber das Glück wandte ihm endlich den Rücken; er verlor gegen die byzantinischen Mauren eine Hauptschlacht und in dieser beinahe die Hälfte seines Heeres.

5. Dieses Unglück mußte der tüdtische Selimer trefflich zu seinem Vortheile zu benutzen. Die Vandalen, obgleich längst schon von Afrika's wollüstigem Klima völlig besieget, in Weichlichkeit versunken und allen den Lastern ergeben, welche Gottes strafende Gerichte einst zu Genserich's Zeiten über Afrika herbeigeführt hatten, brüsteten sich doch noch immer mit den Großthaten ihrer Vorfahren und dem stolzen Bewußtseyn, die Enkel und Urenkel jener Helden zu seyn, die, geboren und erstarkt unter dem nordischen Eishimmel, ihre siegreichen Waffen nach Spanien und Afrika getragen, und auf den Trümmern der gestürzten römischen Herrschaft dort neue Reiche gegründet hatten.*) Durch Uebertreibung und Lügen jeder Art vergrößerte also Ges

*) Die Vandalen zu Selimer's Zeiten glichen auch nicht einmal mehr dem Aeußern nach den Vandalen des Genserich's. Ihre Nationaltracht hatten die Vornehmen und Reichen längst schon abgelegt. Sie geseien sich jetzt in seidenen, reich gestickten und leicht über den Leib hinwallenden medischen Gewändern, brachten den größten Theil des Jahres auf ihren üppigen, von duftenden Gärten und lachenden Hainen umgebenen Landhäusern zu, bedienten sich täglich des Bades und salbten ihre Haare und ihren Leib mit kostbaren Aromaten. Jagd und Frauenliebe waren ihre einzige Beschäftigung; und was ihnen noch an Zeit übrig blieb, war den Freuden einer mit allen Leckerbissen verschwenderisch besetzten Tafel, oder dem Tanz, der Musik und Pantomimenspiel gewidmet.

limer in den Augen der Nation die Schmach der erlittenen Niederlage, wälzte die Schuld davon auf die Kraftlosigkeit des alten Königs, auf dessen Furchtsamkeit und Unkunde im Kriege. Auch der öftere und lebhafteste Verkehr zwischen den Höfen von Carthago und Constantinopel mußte dem Verräther zum Mittel dienen, den König zu verläumdern; er sprengte aus: Hilderich, ein geheimer Homoeusianer, wolle mit Hülfe des Kaisers den Arianismus in Afrika unterdrücken und dann das mit dem Blute so vieler Helden gegründete Reich der Vandalen, in eine römische Provinz verwandelt, dem Kaiser Justinian zum Erbe hinterlassen.

6. Auf die ganze innere Verwaltung hatte der arglose Hilderich seinem Vetter, dem Gelimer, bisher stets einen bedeutenden Einfluß gegönnt. Als dieser jetzt sah, daß Hilderich in der öffentlichen Meinung gänzlich gesunken, und der größte Theil der Nation, vorzüglich das gesammte arianische Massenthum, zu Gunsten einer Veränderung gestimmt waren; so eilte er, noch einige selbstsüchtige Große in sein Complot zu ziehen, Hilderich's treueste Diener aber unter allerlei Vorwand von demselben zu entfernen. Ohne Kampf und ohne daß auch nur die mindeste Bewegung darüber in dem Palaste entstanden wäre, ward nun der verlassene königliche Greis in der Nacht in seinem Bette verhaftet und sammt seinem Neffen Hoamar und dessen Bruder Edemer in das Gefängniß geworfen. Dem Hoamar, welchen der Usurpator am meisten fürchtete, wurden auf Befehl des Tyrannen die beiden Augen ausgestochen.

7. Tief gerührt über das unglückliche und unverdiente Schicksal seines Freundes, ordnete der Kaiser sogleich eine Gesandtschaft nach Carthago. Aber

nicht in dem drohenden Tone eines beleidigten großen Monarchen, sondern als ein alter Freund des Genseric'schen Hauses schrieb Justinian an den Thronräuber. Er ermahnte und bat ihn, einem ehrwürdigen Greis wenigstens den Schatten einer Macht zu lassen, in deren vollem Besitze Gelimer ja längst schon gewesen wäre. Er stellte ihm vor, wie viel ruhmvoller es für ihn seyn würde, die Pflichten der Blutsverwandtschaft zu ehren und Hilderich's wenige Lebensjahre ruhig abzuwarten, als einst, wenn er jetzt die Krone gewaltsam an sich riße, in den Augen der Nachwelt auf ewig in der Gestalt eines grausamen Usurpators und treulosen Verräthers zu erscheinen. — Dieses wohlmeinende Schreiben des Kaisers beantwortete Gelimer nur dadurch, daß er den gefangenen König noch strenger bewachen, ihn und seine beiden Nissen mit noch weniger Schonung behandeln ließ.

8. Aber jetzt änderte auch Justinian seine Sprache. Er drohete dem Gelimer mit dem Zorne der Römer. Wenn er, schrieb ihm Justinian, auch der Stimme des Blutes und der Gerechtigkeit kein Gehör geben wolle; so möchte er doch, wenn nicht jedes menschliche Gefühl in seiner Brust erstickt wäre, dem entthronten König und den unglücklichen Prinzen gestatten, nach Constantinopel zu gehen, und in dem Schoße der Freundschaft ihre traurigen Tage zu beschließen. Würde er dieses nicht thun, so wäre der Krieg unvermeidlich. Nicht die Römer würden alsdann den mit Genseric einst geschlossenen Frieden brechen, sondern vielmehr als Vertheidiger oder wenigstens als Rächer der, von einem ungerechten Usurpator grausam unterdrückten Familie des Genseric's in Afrika erscheinen.

9. Gleich allen Usurpatoren, Aufrührern oder

aufrehrerischen Demagogen, machte nun auch Selimer in seinem Antwortschreiben an dem Kaiser die ganze Nation zu Mitschuldigen seines Verbrechens. Ein freies Volk, sagte er, habe das Recht, seinen König abzusetzen und zu bestrafen, wenn er in der Verwaltung des königlichen Amtes gefehlt hätte. Ihm selbst könne man keinen Vorwurf der Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit machen; denn die ganze Nation der Vandalen habe, aus eigenem, freiem Antriebe, ihm Krone und Regierung übertragen. Wolle der Kaiser ihn mit Krieg überziehen; so werde er seine und seines Volkes Rechte mit dem Schwerte zu behaupten wissen.

10. Krieg gegen Selimer war jetzt Justinian's erster und letzter Gedanke. Schmerzhafte Mitgefühl mit dem unglücklichen Schicksal seines alten Freundes, beleidigter Stolz, der innere Zustand des vandalischen Reiches, die schimmernde Hoffnung und der hellleuchtende Ruhm, Afrika's reiche Provinzen wieder mit dem römischen Reiche zu vereinigen: kurz, alles bestärkte den Kaiser in dem Entschlusse, seine in Norden und Osten bisher stets siegreichen Waffen nun auch gegen Afrika zu wenden. Justinian eilte also, um jeden Preis mit Persien Friede zu schließen, und als dieser geschlossen, der Aufstand in Constantinopel völlig gedämpft und, was stets die Folge jeder mißlungenen Empörung ist, Justinian's Macht und Ansehen dadurch nur noch mehr befestiget waren, so ward auch der afrikanische Krieg die große und wichtige Frage, welche den Hof, den Senat, das Heer, die Stadt und alle Provinzen des Reiches nun ausschließlich beschäftigte.

11. Aber nirgends zeigte sich ein sehr großer Enthusiasmus für diesen Krieg. Man erinnerte sich

der vielfältigen Niederlagen der Römer in allen frühern vandalischen Kriegen. Der nicht zu berechnende Verlust an Menschen, Geld und Schiffen, welchen Basiliscus unglücklicher und ruhmloser Feldzug dem Reiche zugezogen hatte, war zwar verschmerzt, aber noch lange nicht vergessen. Die einsichtsvollsten Staatsmänner erschrakten bei Berechnung der ungeheuren Summen, welche dieser Krieg erfordern würde, und der schweren Steuern, mit welchen man, um das Geld herbeizuschaffen, das ohnehin schon mit Abgaben schwer beladene Volk auf das neue belasten müßte. Selbst das Heer, das, nach den Mühseligkeiten der persischen Feldzüge, sich nach Ruhe sehnte, zeigte wenig Lust zu einem neuen Kriege jenseits des Meeres, und besonders in einem Lande, dessen brennendes Klima ihm ungleich gefährlicher schien, als die Waffen des Feindes, den es dort bekämpfen sollte. Johannes von Capadocien, der doch gewöhnlich keinen andern Willen als den seines Herrn hatte, unternahm es sogar, im offenen Staatsrathe dem Kaiser diesen Feldzug zu widerrathen. Die Motive, worauf seine Gegenvorstellungen beruheten, waren vorzüglich die ungeheure Entfernung des Kriegsschauplatzes, die daher rührende Unmöglichkeit, dem einmal in Afrika gelandeten Heere die nöthigen Unterstützungen zu rechter Zeit zukommen zu lassen, und endlich die Nothwendigkeit, zur Behauptung Afrika's auch Sicilien zu erobern, und folglich das Reich auf das neue in einen nicht minder weitaussehenden Krieg mit den Gothen in Italien zu stürzen.

12. Justinian fühlte die Wichtigkeit der Gründe seines Präfectus Prætorio. Von der Einsicht seines Ministers hatte er ohnehin die höchste Idee und schon stand er im Begriffe, das ganze Unternehmen aufzugeben, als ein so eben in Constantinopel angekommen

ner Bischof bei ihm gemeldet ward. Justinian ließ ihn sogleich vor sich kommen. „Cäsar!“ sagte der Bischof zum Kaiser, „Gott bedienet sich zuweilen seiner unwürdigsten Knechte, um durch sie seinen heiligen Willen den Mächtigen der Erde kund zu thun. Mir ward ein nächtliches Geſicht, in welchem mir befohlen wurde, Dir zu sagen, daß Du, frei von Furcht und jeder Besorgniß, den Feldzug gegen den Vandalenkönig eröffnen sollst. Dieses Unternehmen ist Gott gefällig und der Herr der Heerschaaren wird vor Deinen Fahnen herziehen und seines Sohnes Feinde, die jetzt auch die Deinigen sind, vertilgen.“— Der Bischof war ein Mann von schlichten, einfachen Sitten, und stand im Rufe großer Demuth und ungeheuchelter Frömmigkeit; daß er die Rolle eines Betrügers hätte spielen wollen, dazu war auch nicht der entfernteste Grund vorhanden. Die Superflugen konnten den Bischof also bloß für einen frommen Schwärmer halten; aber Justinian erblickte in ihm einen Boten Gottes, und der Krieg gegen Carthago ward einstimmig beschlossen.

13. Die Zurüstungen erforderten keine sehr lange Zeit und die noch übrigen Wintermonate waren vollkommen hinreichend, sie zu beendigen. Aber die Landmacht, welche man zur Eroberung Afrika's bestimmte, entsprach keinesweges der Größe der weit aussehenden Unternehmung. Es war das Heer Gedeon's, das gegen die hohen und festen Mauern von Jericho rückte. Sämmtliche Landtruppen bestanden bloß aus zehntausend Mann Fußvolk und fünftausend Pferden. Um diese nebst den dazu gehörigen Kriegsmaschinen und dem zu einer dreimonatlichen Seereise erforderlichen Mundvorrath nach Afrika zu führen, wurden fünfhundert Transportschiffe, bemannt mit zwanzigtausend Matrosen, und zu deren Bedeckung

zwei und neunzig kleine Kriegsfahrzeuge mit zweitausend Seesoldaten, in den Häfen von Aegypten, Cilicien, Jonien und Thrazien ausgerüstet. Was dem Heere und der Flotte an numerischer Stärke gebrach, mußte die Intelligenz der Befehlshaber ersetzen. Zwanzig Unterfeldherren, Männer von ausgezeichnetem militärischen Talente, die sich alle, sowohl in diesem als in dem bald darauf folgenden gothischen Kriege, mit Ruhm bedeckten, wurden von dem Kaiser mit kluger Auswahl ernannt; aber den Oberbefehl sowohl zu Wasser als zu Lande, und zwar mit völlig unbegrenzter Vollmacht, erhielt Belisarius, der Held seines Jahrhunderts. *)

14. Stolz und drohend weheten gegen das Ende des Frühjahrs die Flaggen von fünfhundert zwei und neunzig Schiffen in dem Hafen von Constantinopel. Vor dem Garten des Palastes in einer unabsehbaren Schlachtreihe aufgestellt, erwartete die Flotte die letzten Befehle des Kaisers. Justinian kam und nahm sie in Augenschein. Der Patriarch begab sich auf das Schiff des Belisarius, segnete dieses und die ganze Flotte; und als der letzte Trompetenstoß von dem Admiralschiffe her ertönte, verließen sämtliche Schiffe-

*) Alle kaiserliche Generale fürchteten sich vor einer Unternehmung, die, allen und selbst den gernünstigsten Ansichten nach, nichts weniger als einen sehr glänzenden Erfolg haben konnte. Bevor also Justinian die Oberfeldherrnstelle vergeben hatte, war es auch keinem eingefallen, sich um diese Ehre zu bewerben. Aber kaum war Belisarius dazu ernannt, als sogleich auch der Meid wieder erwachte, und sich so thätig zeigte, daß, ohne Antoninens Hülfe und Theodorens Schutze, es schwerlich dem Belisarius wäre gegönnt worden, sich in der Geschichte den so ehrenvollen Beinamen *Africanus* zu verdienen.

unter dem Schalle der Trompeten und Hörner und den lauten Segenswünschen eines zahllos am Ufer versammelten Volkes den Hafen von Constantinopel. — Mit Belisarius hatten sich zugleich auch Antonina und der Geschichtschreiber Procopius eingeschifft. Hauptseuermann der Flotte war Calonymus von Alexandrien, und der Patricier Archelaus Generalintendant der Flotte und des Heeres.

15. Da dem Oberfeldherrn sehr viel daran gelegen war, daß die Flotte sich nicht trenne, so ward dem Laufe der Schiffe die Richtung durch Signale auf dem Admiralschiffe gegeben; bei Tage waren es rothe Segel, bei Nacht hochlodernde, an der Mastspitze befestigte Fackeln. Vier Tage verweilte die Flotte bei Heraclea, um einige hundert thrakische Pferde an Bord zu nehmen, welche Justinian dem Belisarius geschenkt hatte. Ungünstiger Winde wegen ward auch bei Abydos angelegt. Aber hier stand das Heer im Begriffe, sich gegen seinen Oberfeldherrn zu empören. Im Kampfe hatten zwei Hunnen einen ihrer Kameraden im Streit erschlagen. Belisarius ließ die Thäter ergreifen und auf einer Anhöhe vor den Augen der Armee aufhängen. Die Hunnen hielten dieß für eine Beschimpfung ihrer Nation. Obgleich in römischem Kriegsdienste stehend, sagten sie, sind wir doch nicht den römischen Gesetzen, sondern jenen unser Vaterlandes und unserer Nation unterworfen, und diese gestatten, einen unwillkürlichen Todtschlag durch eine mäßige Geldbuße zu sühnen. Der größte Theil des Heeres billigte durch lautes Murren die Klagen der Hunnen und der Aufruhr wäre allgemein geworden, hätten nicht Belisarius Gegenwart und kriegerische Beredsamkeit ihn schnell in seinem ersten Aufkeimen erstickt. Er ließ das Heer unter die Waffen treten, zeigte den Soldaten die Nothwendigkeit einer

strengen Kriegszucht und daß vorzüglich von dieser das Heil des Heeres und das Glück der römischen Waffen abhängt. Weit entfernt, sagte Belisarius, daß Trunkenheit eine geschwüdrige That entschuldige, vergrößert sie nur noch die Schuld des Verbrechers; und mit gleicher unerbittlicher Strenge wird in Zukunft jeder Exceß, von welcher Art er auch seyn möge, bestraft werden. Nur in reinen, von Raub, Mord und Plünderung unbefleckten Händen sind, weil vom Himmel gesegnet, die römischen Waffen siegreich. — Das Murren der Soldaten verstummte, sie bewunderten die Kühnheit und Festigkeit ihres Feldherrn und schweigend und beschämt kehrte jeder wieder zur Ordnung und zum Gehorsam zurück.

16. Wind und Wetter begünstigten die Fahrt auf dem ägeischen Meere. Zudem hatte Belisarius geschickte Steuermänner und erfahrene Lootsen, und ohne die gehörige Ordnung und ihre abgemessenen Zwischenräume zu verlieren, steuerten sämtliche Schiffe glücklich zwischen den vielen Inseln durch und umsegelten das maleische und tånarische Vorgebirge. — Bei Methone an der messenischen Küste legte sich die Flotte vor Anker. Das Heer ward ausgeschifft und nach den Beschwerlichkeiten einer Seereise gönnte Belisarius den Soldaten nun einige Wochen der Ruhe und Erholung.

17. Von dem schändlichen Geize des Johannes von Capadozien und der unerhörten Gewissenlosigkeit, mit welcher er mit dem Leben vieler Tausende zu spielen sich erfrechte, erhielten jetzt Belisarius und das Heer einen neuen, alles Uebrige weit hinter sich zurücklassenden Beweis. Auf ihren Feldzügen erhielten die römischen Soldaten gewöhnlich einen Zwiwab, der, weil zweimal in dem Ofen gebacken, ein

Viertel von seinem Gewicht verlor; ein an sich wenig beträchtlicher Verlust, über welchen es noch nie irgend jemand eingefallen wäre, sich zu beklagen. Um nun bei den großen Vorräthen von Zwieback, welche die Transportschiffe einnehmen mußten, entweder jenen unbedeutenden Verlust zu ersparen, oder gar für sich selbst, vorzüglich durch Unterschlagen des zum Backen bestimmten Holzes, einen schändlichen Gewinn zu ersorgen, hatte Johannes von Cappadocien befohlen, das Brod nicht zweimal, sondern nur einmal ganz leicht und obenhin, und zwar an dem Feuer zu backen, womit die öffentlichen Bäder in Constantinopel geheizt wurden. Als man jetzt die Sacke öffnete, fand man statt des Brodes einen zähen, ganz verschimmelten Teig. Diese höchst ungesunde Nahrung und die ungewöhnliche Hitze der Jahreszeit erzeugten bald böseartige Fieber und ansteckende Seuchen und fünfhundert Mann wurden in wenigen Tagen das Opfer des schändlichen Geizes eines mit Reichthümern überfüllten und in allen Wollüsten schwelgenden Ministers in Constantinopel. Durch des Oberfeldherrn rastlose Sorgfalt hörte jedoch die Seuche bald wieder auf. Belisarius besuchte täglich die kranken Soldaten in den Spitalern, sorgte für gute Pflege und gesunde Nahrung und ließ aus seinen eigenen Mitteln neue Vorräthe von Brod und Mehl ankaufen. Als der Kaiser es erfuhr, ertheilte er dem Belisar das gebührende Lob, ließ aber unbestraft den Frevel seines Ministers.

18. Von Methone steuerte die Flotte längst der Westküste des Peloponneses nach der Insel Zacynthus (Zante). Hier versah sie sich mit Lebensmitteln und frischem Wasser und segelte hierauf über das jonische Meer nach dem auf der südlichen Küste von Sicilien liegenden Hafen von Taucana. Die Entfernung der

Insel Pantie von der Küste von Sicilien beträgt ungefähr höchstens hundert Seemeilen; aber wegen einer unermuthet eingetretenen Windstille brauchte die Flotte sechzehn Tage zu der Ueberfahrt. — Durch Amalasunta's Freundschaft mit Justinian standen den Römern alle sicilianischen Häfen offen. Von dem gotthischen Befehlshaber auf der Insel wurden sie, gemäß der von dem Hof von Ravenna eingetroffenen Befehle, gleich Freunden und Bundesgenossen empfangen. Was die Flotte und das Heer bedurfte, ward mit zuvorkommender Bereitwilligkeit herbeigeschafft und, was das wichtigste war, die römische Reiterei mit einer großen Anzahl Pferde von dem stärksten und schönsten Schlage versehen.

19. Aber je näher sich jetzt Belisarius dem Ziele seiner Reise fühlte, je größere und mannigfaltigere Sorgen schwellten auch seine Heldenbrust. Unbekannt war ihm das Land, das er erobern sollte; unbekannt die Stärke, Verfassung und Art Krieg zu führen des Feindes, den er zu bekämpfen hatte; und endlich der afrikanischen Küste völlig unkundig, wußte er nicht, auf welchem Punkte er mit Sicherheit landen könnte. Was Belisarius am meisten befürchtete, war, daß die Vandalen mit ihrer Seemacht ihm entgegen kommen möchten. Die römische Flotte bestand größtentheils aus tief geladenen, schwer zu bewegenden, zu einem Seegefechte wenig tauglichen Transportschiffen, und die zwei und neunzig leichte Brigantinen*) waren eher zu schnellsegelnden Aviso-Schiffen

*) Die Kriegsfahrzeuge, von denen hier die Rede ist, und welche den Transportschiffen zur Bedeckung dienen sollten, wurden von den Römern Dromones genannt und können füglich mit den heut zu Tage üblichen Brigantinen verglichen werden.

als zu einem Seesgefechte gegen die großen, wohl ausgerüsteten Galeeren der Vandalen brauchbar. Endlich waren die Römer auch damals ziemlich schlechte Seesoldaten; und laut und unumwunden hatten sie sich während der Fahrt schon geäußert, daß sie, einmal an Ort und Stelle angekommen, gewiß ihre Schuldigkeit thun, aber zu einem Seetreffen gezwungen, auf einem ihnen ganz fremden Elemente, wenig ruhmvolles zu leisten im Stande seyn würden.

20. In dieser nicht geringen Verlegenheit schickte Belisarius den Procopius nach Syrakus, um dort über des Feindes Lage und Verfassung wo möglich nähere Kunde einzuziehen. Es gehörte wahrhaft ebenfalls zu den vielen und häufigen, die Römer auf diesem Feldzuge stets begleitenden, glücklichen Incidentsfällen, daß Procopius gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Syrakus einen Jugendfreund fand, welcher schon vor mehreren Jahren sich als Kaufmann allda niedergelassen hatte, und dessen Buchhalter so eben von einer Geschäftsreise von Carthago zurückgekommen war. Von diesem erfuhr Procopius, daß die Vandalen gar keine Ahnung davon hätten, daß eine ihnen feindliche, römische Kriegsflotte das Meer durchsegele, daß Gelimer, um die schöne Jahreszeit zu genießen, sich jetzt zu Hermione auf seinem, in einer der anmuthigsten Gegenden der byzacenischen Provinz gelegenen Lustschloß befände, daß beinahe alle vornehme Beamten sich ebenfalls auf ihre Landhäuser begeben hätten, daß Gelimer's Bruder, der tapfere Thazon, mit dem Kern des vandalischen Heeres jetzt in Sardinien stünde, und endlich daß die ganze Küstenstrecke von den Vandalen so wenig bewacht und besetzt wäre, daß Belisarius überall, wo es ihm nur beliebte, mit Sicherheit landen könnte. In vertrautem Gespräche führte Procopius den Buch-

halter an der Hand bis an sein Schiff, und stets Fragen auf Fragen häufend, bat er ihn, noch einige Augenblicke bei ihm zu verweilen. Aber kaum hatte derselbe das Fahrzeug betreten, als auch die Anker gelichtet wurden und das Schiff in die See stach. Seinem am Ufer stehenden Freunde rief Procopius zu, daß er ihm diese kleine List verzeihen möchte. Die Nachrichten seines Buchhalters wären zu wichtig, als daß der Oberfeldherr sie nicht aus dessen eigenem Munde erfahren sollte; geehrt und fürstlich belohnt wurde derselbe in wenigen Tagen wieder zu ihm zurückkommen.

21. Die Abwesenheit des tapfern und kriegskundigen Tzazon und dessen gegenwärtiger Aufenthalt in Sardinien mit sechstausend der besten, vandalischen Truppen war durch eine Empörung auf dieser Insel veranlaßt worden. Sodas, ein geborner Gothe, aber längst schon im Kriegsdienste der Vandalen, hatte durch Einsicht, Tapferkeit und Treue sich das Vertrauen der vandalischen Regierung erworben, und zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste die Statthalterschaft von Sardinien erhalten. Schon seit mehreren Jahren beherrschte er die Insel im Namen des Königs der Vandalen. Was die halbe Welt wußte und wovon bloß Gelimer und seine Vandalen nichts träumten, nämlich die Nachricht von Justinian's Zurüstungen zum afrikanischen Kriege, war zeitlich zu den Ohren des Sodas gelangt. Er glaubte diesen günstigen Zeitpunkt benutzen zu müssen; sandte heimlich Gesandte nach Constantinopel, bat den Kaiser um seinen Schutz und versprach, als ein ihm treu ergebenes Vasall, die Insel Sardinien seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die Antwort des Kaisers entsprach den Wünschen des Gothen; aber nun zu voreilig schon pochend auf die Hülfe eines mächtigen Monarchen, hielt So-

daß den nach Carthago zu sendenden Tribut zurück, schmückte sich mit den Insignien königlicher Würde und kündigte dem Gelimer den Gehorsam auf.

22. Um die nämliche Zeit war auch Pudens tius, ein geborner Afrikaner, auf den Gedanken gerathen, die Provinz Tripoli von der Herrschaft der Vandalen zu befreien. Gleich dem Godas, schickte auch er eine Gesandtschaft an den Kaiser, versicherte denselben seiner Treue, und erhielt von Justinian ein kleines Hülfscorps von einigen hundert Herulern unter der Anführung des Lattimuts. Bevor jedoch das selbe noch angekommen war, hatte Pudentius sich an die Spitze eines zahlreichen Haufens leucathischer Mauren gestellt, die Vandalen aus der Provinz versagte und fogat einen Einfall in die Landschaft Leptis gewagt.

23. Schon stand Gelimer im Begriffe, mit seinem Heere nach Tripoli zu marschiren, als er die Nachricht von der Empörung in Sardinien erhielt. Godas schien ihm jetzt gefährlicher als Pudentius und die Insel Sardinien wichtiger als die Provinz Tripoli. Gegen die Grenzen der letztern ließ er also nur einen kleinen Theil seiner Truppen aufbrechen, bloß um einstweilen dem fernern Vordringen des Pudens tius Einhalt zu thun; aber nach Sardinien sandte er mit sechstausend Mann auf hundert und zwanzig Transportschiffen seinen Bruder Azazon, auf dessen Klugheit, Tapferkeit und Treue er sich völlig verlassen konnte. Godas hatte keine Schiffe; Gelimer's Flotte lief also ungehindert in dem Hafen von Cagliari ein. Sobald die Truppen ausgeschifft waren, ließ Azazon zum Sturm blasen. Godas und die Besatzung leisteten tapfern Widerstand. Aber von Azazon angefeuert und geführt, wiederholten die Vandalen ihre

Angriffe, und nach einem langen und blutigen Gefechte, in welchem Gedaß und alle seine Leute erschlagen wurden, ward endlich auch Cagliari erstimt, und durch Eroberung dieser einzigen festen und haltbaren Stadt auf der ganzen Insel der Besitz der letztern den Vandalen wieder gesichert.

24. Die erfreulichen Nachrichten des Sicilianischen Handlungsbedienten belebten auf das neue den Muth des Felscherrn; er beschloß, seine Operationen nun nach allem Kräften zu beschleunigen. Von einem frischen Nordostwind begünstiget, verlor die Flotte Sicilien bald aus den Augen; berührte auf ihrer Fahrt die Inseln Sogo und Malta, steuerte hierauf längs der afrikanischen Küste hin und legte sich endlich, am letzten Tage des dritten Monats nach ihrer Abfahrt aus dem Hafen von Constantinopel, bei dem ungefähr fünf bis sechs Tagreisen ostwärts von Carthago gelegenen Vorgebirge von Caputnada vor Anker. Auf dem Admiralschiffe ward jetzt ein großer Kriegsrath gehalten. Der Intendant Archelaus und die meisten Generale waren der Meinung, daß man sich hier nicht verweilen dürfe. Auf einer Strecke von neun Tagreisen gebe es keinen Hafen, keine Röhre, keinen sichern, die Flotte im Falle eines Sturms gegen Wind und Wellen sichernden Ankerplatz. Man müsse also die Seereise fortsetzen, in mäßiger Entfernung von der Küste längs derselben hinsteuern, den einige Stunden oberhalb Carthago gelegenen Hafen von Tlangus gewinnen, und von da aus, wo die Flotte und alle darauf befindlichen Vorräthe in Sicherheit wären, die fernern Operationen gegen Carthago und Belimer's Heer beginnen. Aber Belisarius verwarf diesen Vorschlag. Er hatte bisher nichts so sehr gefürchtet, als zu einer Seeschlacht gezwungen zu werden; dieser Gefahr war er glücklich entgangen und

man wollte er nicht auf das neue sich denselben wieder aufsetzen. Unverzüglich wurden also auf seinen Befehl Truppen, Pferde und alle Vorräthe an das Land gesetzt, und schon am Abende desselben Tages bezog das Heer auf der Küste ein nach Brauch der Römer mit Gräben und Erdaufwurf umgebenes Lager.

25. Den erhaltenen Nachrichten zu Folge hatte man zwar jetzt noch nichts von einem feindlichen Ueberfalle zu befürchten; aber ein anderer Feind, noch gefährlicher als Vandalen, drohete in der Nähe. Die mitgebrachten Vorräthe an süßem Wasser waren beinahe zu Ende. Auf der öden, wasserlosen Küste gab es weit und breit keinen Brunnen und keine Quelle. Brennender Dürst plagte Mann und Roß. Über aus dieser Noth ward das Heer durch das, was man gewöhnlich und zwar so ziemlich albern einen glücklichen Zufall zu nennen pflegt, abermals gezogen. Einer von den Soldaten, welcher am Lagergabeln arbeitete, traf auf eine sehr harte und feste Stelle in dem steinigen Boden; einigemal prallte seine Hacke zurück, der Soldat verdoppelte seine Anstrengung; auf einmal sprang ein ziemlich großer Stein heraus und unter demselben quoll eine herrliche Quelle süßen Wassers hervor. Die Wasserader war so stark und die Quelle strömte so reichlich, daß Menschen und Vieh sich laben konnten. Das ganze Heer sahte sich jetzt mit neuem Muthe belebt; es war wie begeistert; denn die ganz unerwartete Entdeckung der Quelle ward nicht nur als eine glückliche Vorbedeutung, sondern als ein abermaliger, offener Beweis des unmittelbaren göttlichen Beistandes betrachtet. *)

*) Zum ewigen Andenken dieses glücklichen Ereignisses ließ Justinian nachher an der nämlichen Stelle eine ziemlich

20. Um sich von der Stimmung der gebornen Afrikaner gegen die Römer zu überzeugen, wünschte Belisarius sich in Besitz irgend einer der nächstgelegenen Städte zu setzen. Man sagte ihm, Sykketa sey nur eine Tagereise vom Lager entfernt. Die Stadt lag am Meere, war ziemlich bevölkert, aber ohne Ringmauern und bloß mit einem Graben umgeben. Moraides, ein Legionstribun, erhielt den Auftrag, sich derselben zu bemächtigen. Mit einem Detaschement von einigen hundert Mann kam der Tribun gegen Abend bei der Stadt an, hielt seine Trute die Nacht über in einem Thale verborgen, schlich sich mit Anbruch des Tages ganz nahe an die Thore und besetzte dieselben, sobald sie geöffnet wurden. Moraides ließ den Bischof der Stadt, nebst einigen der angesehensten Bürger zu sich rufen. Im Namen des Oberfeldherrn versprach er sämtlichen Einwohnern volle Sicherheit der Person wie des Eigenthums; nur verlangte er von ihnen, daß sie sich ruhig verhielten und Lebensmittel oder andere Bedürfnisse um die gewöhnlichen Preise an das Heer verkaufen sollten. Auch hier war Belisarius Name schon so ehrenvoll bekannt, daß man auf diese Verheißung dem Moraides sogleich die Thorschlüssel übergab, und Sykketa die erste Stadt war, welche dem römischen Kaiser wieder huldigte. Ein vandalischer Postmeister ging jetzt ebenfalls mit einigen hundert Pferden zu den Römern über.

ansehnliche Stadt erbauen; dieselbe trieb Handel und Seeschiffahrt und durch die Quelle, welche sich nach und nach in einen breiten, die ganze Gegend durchfließenden Bach ergoß, ward der öde, vorher ganz unproduktive Boden in treffliches Frucht- und Gartenland verwandelt.

27. Belisarius brach mit dem Heere, gegen Carthago auf. Auf seinem Marsche hatte er rechts das Meer, seine linke Flanke ward durch achthundert Scythen gedeckt und den Vortrab von vierhundert Pferden führte Johannes von Armenien, ein eben so tapferer als erfahrener Anführer. Beide Detaschements hatten den Befehl, sich von dem Heere in der Entfernung von einer halben oder höchstens ganzen Meile zu halten. Die Flotte segelte längs der Küste hin. Auf jedem Transportschiffe hatte Belisarius acht Soldaten zur Bedeckung gelassen. Auf dem Marsche ward die schärfste Kriegszucht beobachtet. Einige Soldaten, welche einen Obstgarten geplündert hatten, ließ Belisarius fürchterlich mit Geißelhieben zerfleischen. Aber diese Strenge war nothwendig; und die Soldaten selbst fühlten bald ihre wohlthätige Wirkung; denn nirgends verließen die Einwohner bei Annäherung des Heeres ihre Wohnungen, nirgends wurden Getreidevorräthe vergraben oder verborgen; überall kamen im Gegentheile die Einwohner selbst den Römern entgegen, versahen sie im Ueberflusse und um die wohlfeilsten Preise mit allen Bedürfnissen; gaben über alles, worüber sie gefragt wurden, die sicherste Auskunft, und zeigten überhaupt eine Willfährigkeit, die man selbst gegen befreundete Heere nur selten zu zeigen geneigt ist. In den Städten, durch welche die Römer kamen, worunter Leptis und Adrumetum die größten waren, wurden weder Kramläden noch Werkstätten geschlossen, selbst die Geschäfte der dort angestellten Beamten nicht unterbrochen. Verwaltung und Gerechtigkeitspflege gingen ihren gewöhnlichen Gang; nur daß, sobald eine Stadt den Römern gebuldt hatte, Alles im Namen des römischen Kaisers darin geschah. Die Tagmärkte waren nie stärker als höchstens von vier Stunden, und das Nachtquartier ward, je nachdem die Gegend es.

erlaubte, entweder in einer Stadt oder in einem, durch Gräben und Pallisaden befestigten Lager genommen.

28. Sobald die Nachricht von der Landung der Römer in Hermione angekommen war, sandte Gelimer einen Eilboten an seinen Bruder Ammatas nach Carthago mit dem Befehle, den alten Hilderich nebst dessen Neffen Edemer — Hoamar war im Gefängnisse schon gestorben — sammt noch einigen anderen der wärmsten Anhänger des entthronten Königes erdrosseln zu lassen. Der grausame Befehl ward befolgt; aber die Folgen dieser blutigen Maßregel waren für niemand verderblicher als für Gelimer selbst. Die vornehmen Vandalen, im Besitze großer Reichthümer und seit einem halben Jahrhundert an träge Ruhe und schwelgende Leppigkeit gewöhnt, waren nicht sehr geneigt, die Bequemlichkeiten eines genußreichen Lebens gegen die Entbehrungen eines Feldlagers und die Beschwerden gefahrvoller Heerzüge zu vertauschen. Indessen hätte der Stolz, welcher jeder ehemals kriegerischen Nation, auch wenn der alte Geist längst schon aus derselben entflohen ist, gewöhnlich lange Zeit nachher noch eigen bleibt, sie endlich dennoch gezwungen, der Stimme der Ehre und dem Rufe ihres Monarchen zu folgen; aber nun gab die Ermordung Hilderich's ihnen einen erwünschten Vorwand, ihre Freiheit und Weichlichkeit unter einem vorgeblichen Abscheu gegen den Mörder ihres Königs zu verbergen. Viele blieben also sorgenlos auf ihren Landsitzen und sahen ruhig dem Gange der Dinge zu, während andere ohne weiteres zu den Römern übergingen. Der an dem königlichen Greis verübte Mord beraubte den Usurpator beinahe der Hälfte seiner Streitkräfte. Uebrigens war die That eben

so unpolitisch als unmenschlich; sie beförderte bloß das Interesse des Kaisers. In einem gleich nach der Landung erlassenen Manifeste hatte Belisarius erklärt, daß die Römer nicht gekommen wären, um die Nation der Vandalen zu bekriegen oder Afrika zu erobern, sondern bloß um einen Thronräuber zu züchtigen und einem gefangenen Könige seine Freiheit und seine Krone wieder zu erkämpfen. Aber jetzt, da Hilderich todt war, hatten auch die Römer allein nur Ansprüche auf alle Früchte ihrer künftigen Siege, und das Recht, welches der Sieg dem Sieger über den Besiegten gibt, unterlag nunmehr keinem fernern Zweifel.

29. Gerne hätte Gelimer den Krieg bis zur Ankunft seines Bruders Thazon aus Sardinien in die Länge gezogen; aber das unaufhaltsame Vordringen der Römer auf der kürzesten Linie gegen Carthago zwang ihn zu einem entscheidenden Schlag und der Operationsplan, den er entwarf, bewies, daß es ihm an Kriegskunde nicht gebrach. Durch seine rastlose Thätigkeit, durch Belohnungen und Versprechungen jeder Art war es ihm gelungen, ein ziemlich zahlreiches Heer in der Provinz Byzacene um sich her zu versammeln; auch die ihm unterworfenen oder befreundeten maurischen Stämme hatten ihm Hülfsstruppen geschickt, oder standen im Begriffe, solche zu ihm stoßen zu lassen. Seinem Bruder Amatas gab Gelimer nun Befehl, die ganze waffenfähige Mannschaft der Vandalen von Carthago und der Umgegend aufzubieten; mit derselben bis an den Engpaß bei Decimus*) den Römern entgegen zu

*) Ein Meilenzeiger, decimus genannt; weil man von Carthago bis dahin zehn Meilen rechnete, mithin dieser Meilenzeiger auch der zehnte war.

güssen, und sobald ein Theil des römischen Heeres aus dem engen Thale hervorgebrochen seyn würde, mit seiner ganzen Macht über denselben herzufallen. Seinem Neffen Gibbamund befohl er, sich mit zweitausend Mann in die linke Flanke der Römer zu werfen, sie aber nicht eher anzugreifen, bis Amatas mit dem römischen Vordertreffen handgemein geworden seyn würde. Er selbst wolle mit der Hauptmacht den Römern von Hermions aus, welches ihnen im Rücken lag, folgen und sie dann zur nämlichen Zeit mit seinen ihnen weit überlegenen Massen in dem Rücken angreifen. Der Tag und die Stunde, wann dieser dreifach kombinierte Angriff Statt haben sollte, waren genau und richtig berechnet. — Ward Gelimer's Plan genau befolgt; so war es, wie auch die Folge der Geschichte es beweist, um das Heer der Römer geschehen. Aber Amatas Feloherrnherrschlog bloß in seiner persönlichen Tapferkeit; es fehlte ihm an Kopf wie an Erfahrung. Von kriegerischer Jugendbize hingerissen, wartete er nicht einmal, bis die vandalischen Schaaren sich in Carthago zusammengezogen hatten, befohl ihnen daher, nur in kleinen Abtheilungen, so wie zwanzig oder dreißig Mann marschfertig wären, ihm zu folgen, setzte sich hierauf an die Spitze von dreihundert Reitern und rückte damit den Römern weit über den Engpaß bei Decimus entgegen. Hier stieß er bald auf den römischen Vortrab unter Johann von Armenien. Das Gefecht begann auf der Stelle. Amatas focht mit der, allen Prinzen des Gelimer'schen Hauses eigenen Tapferkeit, tödtete mit eigener Hand zwölf Feinde, ward aber endlich von der Mehrzahl umringt und erschlagen. Sobald Amatas gefallen war, nahmen die Vandalen die Flucht. Unterwegs stießen sie auf mehrere Abtheilungen, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, dem Amatas gefolgt waren; diese wurden jetzt ebenfalls von panis-

schern Schrecken ergriffen und nun war die ganze Straße nach Carthago mit Fliehenden bedeckt.

30. Auch Gibbamon eilte dem zum Angriffe bestimmten Tage weit voran. Auf seinem Marsche war er auf das aus achthundert Scythen bestehende Seitendetaſchement gestoßen. Für Gibbamon waren Flucht oder Rückzug gleichbedeutende Ausdrücke, und brav wie sein Vegen, hielt er das eine für so schmachvoll wie das andere. Sein aus zweitausend Mann bestehendes Corps ließ er also Halt machen, griff jedoch, was unerklärbar ist, den Feind nicht an, sondern erwartete in festgeschlossenen Reihen dessen Angriff. — Bei mehreren scythischen Stämmen war es ein altes Herkommen, daß, vor dem Anfange einer Schlacht oder eines Gefechtes, das älteste Familienhaupt das Vorrecht hatte, voranzureiten und den ersten Pfeil gegen den Feind abzuschießen. Dieses Vorrecht übte jetzt ein ungemein kühner und starker Krieger. Ohne Begleitung und in weiter Entfernung von den Seinigen, sprengte er ganz dicht an den Feind heran, schnellte seinen Pfeil ab und erwartete den Kampf. Die Vandalen, voll Erstaunen über diese unerhörte Kühnheit, blieben unbeweglich; der Schuß des Scythen ward nicht einmal erwiedert, und der kühne Barbar, in der stolzen Meinung, daß Schrecken alle ihre Glieder lähme, rief seiner Schaar zu: „Heran, Kameraden! sie sind unsere Beute und warten nur, daß wir sie auffressen.“ Wüthend und unter Siegesgeschrei stürzten die Scythen auf den Feind. Die Vandalen leisteten nur schwachen Widerstand, nahmen bald größtentheils die Flucht. Nur Gibbamon und einige seiner Braven bieten dem Feinde noch die Stirne, kämpfen mit Unererschrockenheit, tödten viele Scythen und fallen endlich mit Wunden bedeckt in dem Gefechte. Der Sieg war

vollständig, obgleich die Scythen, der Zahl nach, beinahe dreimal schwächer waren als ihre Gegner.

31. Weder Belisar noch Gelimer wußten etwas von den zwischen Amatas und Johann von Armenien, und Gibbamon und den Scythen vorgefallenen Gefechten. Unkundig dieser Vorfälle, zog jeder ruhig seine Straße. Als Belisar nur noch ungefähr zwei Stunden von Decimus entfernt war, ließ er sein Heer ein Lager beziehen. Aber ungleich stärker und vorsichtiger als gewöhnlich ward dieses besetzt; und die Gegend, wo es stand, gewährte eine sichere und vortheilhafte Position. Auf einen einzigen Wurf wollte Belisar nicht den Gewinn oder Verlust des jetzt beginnenden, blutigen Würfelspiels sehen. Er ließ also alles Fußvoll, nebst seiner Gemahlin Antonina und dem Geschichtschreiber Procopius in dem statt besetzten Lager zurück und beschloß, an der Spitze seiner sämmtlichen Cavallerie eine allgemeine Recognoscirung gegen den Feind zu unternehmen. Die Reiter der Bundesgenossen, das heißt die Reiter-schaaren der Scythen, Hunnen und Heruler sandte er voraus; mit allen übrigen Reiterkohorten folgte er selbst in mäßiger Entfernung seinem Vortrab.

32. Hätte Belisarius gewußt, daß die Hauptmacht der Vandalen ihm im Rücken stünde; so würde er schwerlich diese Maßregel ergriffen haben. Zum Glück für die Römer verlor Gelimer, durch das ungleiche Terrain und das Gewinde der Hügel und Gebirge irre geleitet, die Richtung seines Marsches; zog unachtsam an dem Heer der Römer vorüber und kam beinahe zu gleicher Zeit mit ihnen auf der Wahlstätte an, wo das für Amatas so unglückliche Gefecht vor einigen Tagen vorgefallen war. Gelimer wollte so eben von einer Anhöhe herabmarschiren, als er die

vereinten Reiterhaaren der römischen Bundesgenossen erblickte. Er ließ sogleich zum Angriff blasen. Während kürzten sich die Vandalen auf den Feind und an Zahl demselben weit überlegen, schlugen sie ihn gleich beim ersten Angriff in die Flucht. Die Fliehenden stießen unterwegs auf ein römisches Detaschement von achthundert Pferden unter dem Befehle des Miaris, eines Officiers der Leibwache des Belisarius. Statt die Fliehenden zu sammeln, sie zu formiren und wieder gegen den Feind zu führen, oder wenigstens schützend und in Ordnung sich zurück zu ziehen, wandte auch Miaris den Vandalen den Rücken und warf in unordentlicher Flucht sich auf das Hauptcorps des Oberfeldherren zurück. Um die Flucht zu beschönigen, ward nun die Stärke des Feindes weit übertrieben; der ganze römische Heerhaufen gerieth darüber in Verwirrung; und hätte Gelimer seinen errungenen Vortheil zu benutzen gewußt, hätte er die fliehende Reiterei der Bundesgenossen verfolgt und die bestürzten Römer mit seiner ganzen, ihnen weit überlegenen Macht angegriffen, so würde wahrscheinlich diese Stunde sein und der Römer Schicksal entschieden haben. *) Aber als Gelimer von der Anhöhe her

- *) Höchst merkwürdig ist die hierauf sich beziehende Stelle bei Procopius; wir geben daher sie dem Leser hier in den eigenen Ausdrücken des Geschichtschreibers:

Ενθὺνδε οὐκ ἔχω ἱκεῖν, ὅτι πότε παθὼν Γελίμω, ἐν ταῖς χερσὶν ἔχει τὸ τοῦ πολέμου κράτος, ἐδουλοῦντος αὐτὸ τοῖς πολέμοις μισθῆκε· πλὴν ἢ μὴ εἰς τὸν Θεὸν καὶ τὰ τῆς ἀβουλίας ἀναφέρειν δεήσει· ὅς ἦνίκα τι ἀνδρώσῳ συμβῆναι βούλεται φλαῦραν, τῶν λογισμῶν ἀψάμνεις πρώτοι, οὐκ εἰ μὴ τὰ ζυνοίσαντα εἰ βουλὴν ἔρχεσθαι· ἢ τι γὰρ τὴν διώξιν οὐ δυνατὸν ποιεῖσθαι, οὐδ' ἂν αὐτὸν ὑπιστηναὶ Βελισάριον εἶμαι, ἀλλ' ἀρδὴν ἅπαντα ἡμῶν παφθαρῆναι τὰ πρῶτα τούτου·

Die hohe Zuversicht des Feldherrn belebte auf das neue wieder die Römer, und während Gelimer und seine Vandalen noch dem so eben erwähnten, höchst anzeitigen Geschehnisse oblagen, kam Belisarius mit der gesammten römischen Reiterei herangesprengt. Die Vandalen, wovon die meisten ihre Schlachtreihen verlassen hatten, waren schon in Unordnung, bevor noch die Schlacht begann. Die Römer griffen auf der Stelle an. Von Schmerz gebeugt hatte Gelimer allen Muth, alle Kraft verloren. Der Widerstand, den die Vandalen leisteten, war also äußerst schwach, und nach einem kurzen Gefechte, welches kaum eine Stunde dauerte, nahm Gelimer's ganzes Heer die Flucht. — In der Schlacht selbst, wenn man anders diesen Vorfall so nennen darf, hatten die Vandalen höchstens achthundert, die Römer zweihundert Mann verloren.

34. Höchst unbedeutend war demnach der Verlust der Vandalen. Eine Niederlage hatten sie nicht erlitten, waren bloß von dem Schlachtfelde gewichen und eine Menge von Hülfquellen stand Gelimer'n noch zu Gebote. Seine nicht sowohl geschlagene, als bloß zerstreute, und zwar nicht sehr weit zerstreute Armee konnte er in der Nacht wieder sammeln, bei der von den Zeitumständen den Römern gebotenen Vorsicht und daher rührenden Langsamkeit ihres Marsches, noch vor denselben Carthago erreichen, dort durch die zahlreiche, waffenfähige, zum Ausmarsch schon gerüstete Mannschaft sich verstärken, selbst der an der Küste wehrlos hinstuernden römischen Flotte sich bemächtigen*), durch Vertheidigung

*) Καὶ τὴν πόλιν ἐν τοῖς χρημασι διασωσάμενος, τῶν τε ἡμετέρων καὶ ἐν πόλεω αἰσχυμένων ἑκάστῃ καὶ ἄλλῃ ἡμῖν δίδουσα

der zwar schlecht besetzt, aber doch mit Mauern und Thürmen umgebenen Hauptstadt die Fortschritte der Römer hemmen, durch seine zahlreichen, leichtesten numidischen und maurischen Reiter ihnen die Zuführen unendlich erschweren, sie unaufhörlich belästigen, täglich neue Verstärkungen an sich ziehen, auf diese Weise den Krieg in die Länge ziehen und dann in jedem Falle das ohnehin schwache römische Heer, welches binnen Jahr und Tag keine Verstärkung aus Constantinopel zu erwarten hatte, gleichsam durch dessen eigene Siege nach und nach aufreiben. Von allem diesem geschah jedoch nichts. In seiner Betäubung zog Gelimer sich gegen die numidische Wüste zurück und überließ das ganze, schöne, über hundert Meilen hingestreckte, reiche Küstenland dem Feinde.

35. Seinem zurückgelassenen Fußvolke schickte jetzt Belisarius den Befehl, unverzüglich zu ihm zu stoßen. Er selbst schlug einstweilen sein Lager auf dem Schlachtfelde diesseits des Engpasses bei Decimus auf. Sobald das Heer wieder vereint war, rückte Belisarius gegen die Hauptstadt vor. Aber der vielen, den Vandalen noch zu Gebote stehenden Hülfsmittel bewußt, marschirte er mit der größten Vorsicht; stets zum Kampf gerüstet, in Schlachtp Ordnung und geschlossenen Gliedern. Mit hereinbrechender Nacht erschien er vor den Thoren von

τοῦ το ἀπέναντον καὶ οὐκ εἶχε ἐλπίδα· ἀλλὰ γὰρ ἔπρεξε ταῦτα ἐνδύτῳ.

Quin urbe et gaza servatis, haud longe positas naves nostras cepisset, spemque omnem cum navigationis tam victoriae nobis incidisset. At neutrum fecit.

Carthago. Die Stadt war mit zahllosen Lampen erleuchtet; der laute Jubel des Volkes scholl dem Befreier Africa's entgegen. Es war am Vorabende des Festes des heiligen Cyprianus, des schon seit Jahrhunderten hochverehrten Schutzpatrons der africanischen Kirche. Auch die Arianer feierten jedes Jahr dieses Fest. Die nach dem Heiligen genannte, vor den Thoren der Stadt liegende Kirche hatten die Katholiken ihnen längst schon abtreten müssen. Herrlicher als sonst hatten jetzt die Arianer diese Kirche geschmückt; prächtiger als gewöhnlich wollten sie diesmal, zur Siegesfeier ihres Herrn, das Fest des Heiligen begehen. Als aber die Nachricht von der Niederlage der Vandalen sich verbreitete, verließen sie von selbst die Kirche, und bevor das Heer der Römer ankam, hatten die Katholiken sich schon wieder in Besitz derselben gesetzt.

36. Damit die Soldaten nicht, in der Hoffnung, bei dem Dunkel der Nacht unbekannt zu bleiben und so der Strafe zu entgehen, sich irgend einem Exceß überlassen möchten, wollte Belisarius nicht bei nächtlicher Weile in die Stadt einziehen, sondern lagerte außerhalb der Mauern derselben, in der Nähe der nach dem heiligen Cyprianus genannten Kirche.

37. In einem Gefängnisse der Burg lagen mehrere morgenländische Kaufleute in Banden. Des Verrathes angeklagt, waren sie als geheime Rundschafter des römischen Kaisers dem Tode geweiht; die Vollziehung des Urtheils sollte bloß bis zur triumphirenden Rückkehr des Gelimer's verschoben werden. Jetzt trat der Kerkermeister zu ihnen in das Gefängniß. Hestig erschrakn die Gefangenen über den ungewohnten, nächtlichen Besuch. „Was wollt Ihr mir geben,“ sagte der Kerkermeister, „wenn ich Euch so

„gleich und noch in dieser Stunde in Freiheit seze!“ —
 „Alles, was wir bei uns haben, und das Zweifache
 „noch, sobald wir in unserm Vaterlande wieder anges-
 „kommen seyn werden.“ — „Ich begehre weder Gold
 „noch Silber; was ich von Euch fordere, ist bloß
 „Eure Fürsprache bei Euerem und nun auch meinem
 „Herrn.“ Indem er dieses sagte, führte er sie auf
 eine an das Gefängniß stoßende Galerie, öffnete ein
 nach dem Hafen gehendes Fenster und zeigte ihnen die
 so eben einlaufende römische Flotte.

38. Nach ihrer Trennung von dem Landheer
 war Belisarius Flotte mit behutsamer Langsamkeit
 längs der Küste fortgesegelt und hatte nun das her-
 matische Vorgebirg erreicht. Dem von dem Oberfelds-
 herrn erhaltenen Befehle zu Folge, wollte Archelaus,
 der Intendant der Flotte, ungefähr zwanzig Meilen
 unterhalb Carthago vor Anker gehen; aber Calonymus
 und noch einige, dieser Gewässer vorzüglich kundige
 Steuerleute stellten vor, daß bei den jedes Jahr, um
 die Zeit des Festes des heiligen Eyprianus, an den
 Küsten herrschenden Stürmen, die man daher auch
 Eypriana nannte, es hier keinen sichern Ankerplatz
 gäbe; die Schiffe würden Gefahr laufen, entweder
 zu stranden, oder zerstreut und an den Klippen zer-
 schmettert zu werden. Die Flotte ging also wieder
 unter Segel und legte sich, ganz nahe bei Carthago,
 in dem Hafen von Stangus vor Anker. Hier ver-
 nahm Calonymus die Siege des Belisarius; und un-
 ringedenk des Verbotes seines Oberfeldherrn, steuerte
 er nun sogleich mit einigen Schiffen nach Carthago,
 und lief, da die Einwohner aus eigenem Antriebe die
 Kette, mit welcher der Hafen gesperrt war, hinweg-
 genommen hatten, bei dem Scheine zahlloser Fackeln
 in dem Hafen von Mandracium ein. Noch in dersel-
 ben Nacht trat Calonymus mit einer Schaar bewaff-

mehr Matrosen an das Land, plünderte die am Hafen gelegenen Magazine mehrerer Kaufleute, erpreßte von andern große Summen Geldes und kehrte dann mit Beute beladen wieder auf sein Schiff zurück.

39. Kaum war Belisarius von der Ankunft seiner Flotte benachrichtiget, als er sogleich an den Archelaus den Befehl sandte, daß der größte Theil der Seesleute gelandet werden sollte, um dem Triumphzug der Römer sich anzuschließen und auf diese Weise die Stärke des siegenden Heeres dem Scheine nach zu vermehren. Bevor Belisarius in die Stadt einrückte, erließ er an das Heer noch einen Tagesbefehl, in welchem er dasselbe erinnerte, daß Carthago eine römische Stadt sey. Die Einwohner, in ihrem Herzen stets römisch gesinnt, wären bloß durch Gewalt der vandallischen Herrschaft unterworfen worden. Um sie von diesem Joch zu befreien, habe der Kaiser ihn und das Heer gesandt, und dieses würde den Ruhm seiner Waffen besiedeln, wenn es diejenigen unterdrücken wollte, zu deren Schutz es von der Hand der Vorsehung geleitet, in Afrika gelandet wäre.

40. In dicht geschlossenen Reihen und jeden Augenblick bereit, einem feindlichen Ueberfalle mit Nachdruck zu begegnen, zog Belisarius in Carthago ein. Der frohe Ruf des herbeiströmenden Volkes, das aus allen Gesichtszügen hervorsprechende Wohlwollen der Einwohner gegen die Römer, benahmen jedoch dem Feldherrn bald jede Besorgniß irgend eines in verrätherischem Hinterhalte lauernden Feindes. — Die Ueberwinder des Amataß unter dem tapfern Johann von Armenien eröffneten den Zug. In einiger Entfernung folgte Belisarius, an der Spitze der stolzen, trefflich berittenen römischen Reiterei mit ihren blanken, schon von ferne her schimmernden Helmen,

Schilden und Schwertern. Auf diese kam: das Fußvolk, in fünf Divisjonen getheilt und von eben so vielen Unterfeldherren geführt; dann die Reitergeschwader der Scythen und Hunnen; hierauf die Bersoldarten und Matrosen, wohl bewaffnet, jedoch in minder geschlossenen, sich vorsätzlich verlängerten Reihen; und den ganzen Zug schloß endlich die Reiterei der Heruler unter der Führung des klugen und kriegsberfahrenen Pharas. Die Soldaten, in einer Art froher Betäubung über die ganz unerwartete, wahrhaft wunderbare Reihe von Siegen und glücklichen Ereignissen, gehorchten gerne dem menschenfreundlichen Gebote ihres Oberfeldherren. Person und Eigenthum wurden nicht in dem Mindesten verletzt; keine Klage ward gehört, der allgemeine Jubel auch nicht durch eine einzige gegründete Beschwerde gestört. Die Magazine und Läden der Kaufleute blieben offen; keine Werkstätte ward geschlossen, kein friedliches Geschäft in seinem Gange unterbrochen, und sorgenlos und ohne Scheu trieb in der, so eben erst von einem siegenden Heere besetzten Stadt das Volk sich in den Straßen umher. Die Soldaten wurden, nachdem die nöthigen Wachen und Posten aufgestellt waren, bei den Bürgern einquartirt, und diese umarmten ihre Gäste wie Freunde und Brüder, die nach langer, schmerzlicher Trennung ein glückliches Geschick ihnen wieder in die Arme geführt hatte. Heer und Volk schienen nur eine Familie auszumachen, und ein allgemeines Fest in dem Innern der Häuser, wie auf allen öffentlichen Plätzen, feierte nun in einem immer zunehmenden Freudentaumel diese so lange fruchtlos ersehnte, glückliche Wiedervereinigung.

41. Bei seiner, sich über Alles erstreckenden Wachsamkeit hatte indessen Belisarius gleich Kunde erhalten von der in der Hafenstadt von einer Schaar Matrosen

unter Salonymus' strükten Plünderung. Der Feloherm ließ den Obersteuermann rufen, gab ihm einen scharfen Verweis und zwang ihn, mit einem Eide zu versprechen, den Beraubten das Ihrige wieder zurück zu geben. Salonymus schwur den Eid, behielt aber demungeachtet das geraubte Gut. Dem Frevler folgte die Strafe auf dem Fuße. Salonymus ging bald darauf nach Constantinopel zurück, verlor gleich nach seiner Ankunft den Verstand, fiel hierauf in wüthenden Wahnsinn, zerfleischte mit den Zähnen sein eignes Gebein und starb in voller Raserei. Nach dem deutlichen und ausdrücklichen Zeugniß des Prokopius, ward das schreckliche Ende des Salonymus allgemein als eine göttliche Strafe für seinen, mit Raub verbundenen Mord betrachtet.

Proc. II, V.
92

42. Belisar nahm seine Wohnung in dem Palaste. Schon seit drei Tagen waren die Hofbeamten mit den Vorbereitungen eines Festes beschäftigt, welches zur Ehre des, nach Besiegung der Römer im Triumph zurückkehrenden Belimer's, sollte gefeiert werden. Diese Vorbereitungen waren nicht vergebens gewesen; denn sie dienten jetzt, Belisars Siege zu verherrlichen. Zu einem großen Gastmahl, welches auf seinen ausdrücklichen Befehl in dem königlichen Speisesaale, Delphico genannt, mußte gehalten werden, lud Belisarius alle Unterfeldherren und vornehme Officiere seines Heeres ein. Er selbst saß auf dem gewöhnlichen, reich geschmückten und etwas erhöhten stehenden, königlichen Sitze und ließ sich vom dem hiesigen bestimmten Palastbeamten, unter den nämlichen Ceremonien und mit der nämlichen Ehrfurcht, die sie sonst ihren Königen zu erzeigen pflegten, in goldenen und silbernen Gefäßen bedienen. Es war offene Tafel; Jedem aus dem Heere, Jedem aus dem Volke war der Zutritt gegönnt. Alle Augen waren

auf den glorreichen Befreier Afrika's gerichtet; aber nie ward auch der Meid gegen denselben heftiger geweckt. Jede seiner Mienen, jede Gebärde, jedes Wort ward der böchsten Deutung unterworfen, um an dem Hofe von Constantinopel eine Klage des Hochverraths gegen den großen Feldherrn darauf zu begründen. — Allen in die Kirchen geflüchteten Vandalen gab Belisarius jetzt die Freiheit, mit dem Versprechen voller Sicherheit ihrer Person wie ihres Eigenthums.

43. Den Festen und ihrem leeren Prunkte schenkte Belisarius nur einen einzigen Tag; schon am dem folgenden nahmen seine gewohnte Thätigkeit ungleich wichtigere Geschäfte wieder in Anspruch. Sein erstes Augenmerk war jetzt die Befestigung von Carthago. — Als Genferich alle Festungen in Afrika schleifen ließ, machten ganz allein die Festungswerke der Hauptstadt eine Ausnahme. Aber eine beinahe hundertjährige, unter Genferich's schwachen Nachfolgern äußerst schläfrige, matte und kraftlose Regierung hatte auch diese in völligen Verfall gerathen lassen. Belisar beschloß sie wieder herzustellen. Wie ganz unglaubliche Edfertigkeit ward dabei zu Werke gegangen. Belisar war überall gegenwärtig und ermunterte durch Reden und Belohnungen die Arbeiter. Soldaten, Matrosen und Bürger wetteiferten jetzt mit einander; zu sehend erhoben sich Mauern und Thürme; und binnen etwas mehr als drei Monaten war die Stadt, welche, noch vor kurzem Gelimer mit einem ganzen Heere nicht zu vertheidigen wagte, in eine beinahe unbezwingbare Feste verwandelt.

XI.

1. Selbst bei völlig entarteten, schon bis zum Verderben gebildeten Völkern erwacht bisweilen, wenn der ganze Staat in Gefahr ist, der ehemalige Gemeingeist wieder. Auch die Vandalen schreckte jetzt die so ganz unerwartete, reißend schnelle, alle Grundfesten ihres Reiches erschütternde Revolution aus ihrem bisherigen Schlummer. Die erschlafften Geister wurden wieder geweckt und die gelähmten Gemüther kamen auf das neue zum Gefühle und zum Gebrauche ihrer Kraft.

2. Gelimer hatte einen Theil seiner Truppen wieder gesammelt und sich damit in den Ebenen von Bula, ungefähr vier bis fünf Tagereisen von Carthago, gelagert. Dahin strömten nun aus allen Provinzen des Reiches die Vandalen mit ihren Schätzen, Weibern und Kindern; und es dauerte nicht lange, so standen, ohne die maurischen Räuberhorden zu rechnen, welche aus Hoffnung der Beute sich seinem Heere angeschlossen, mehr als hunderttausendrüstige Krieger unter Gelimer's Fahnen.

3. Vor der Ankunft seines Bruders Thazon mit den Truppen aus Sardinien wollte indessen Gelimer nichts gegen die Römer unternehmen. Die Wiederoberung Sardiniens war ihm noch unbekannt; denn der Bote, welcher die Siegesnachricht überbringen sollte, war den Römern in die Hände gefallen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Decimus schrieb also Gelimer seinem Bruder einen äußerst kläglichen Brief, in welchem er ihn bat, eiligst mit dem Heere nach Africa zurück zu kehren, die Wiederoberung Sardiniens auf eine bessere Zeit aufzuschieben und

dem Usurpator Godas einstweilen seine Beute zu überlassen. „Wenn das Herz des Staatskörpers,“ sagte Gelimer, „in Gefahr ist; so muß man diesem vor Allem zu Hülfe eilen, und es würde Thoreheit seyn, sich zuerst mit einem äußern Gliede desselben zu beschäftigen.“ — Auf diesen Brief schiffte sich Tzazon mit seinen sechstausend Mann schleunigst ein, landete nach vier Tagen auf der Küste von Mauritanien und eilte in den angestrengtesten Märschen, mit seinen Truppen zu dem Heere seines Bruders zu stoßen. — Traurig und beugend und selbst für Gelimer's Feinde rührend war das Wiedersehen. Gleich den königlichen Brüdern, umarmten schweigend und weinend sich auch die Vandalen. Keine gegenseitigen Fragen wurden gewechselt. Die Eroberer Sardinien's forschten nicht nach den Unfällen in Afrika, und die in Afrika geblieben waren, nicht nach den glücklichen Ereignissen in Sardinien. Das Bild des gegenwärtigen, gemeinschaftlichen Unglücks erfüllte ihre ganze Seele, ließ keiner andern Vorstellung mehr Raum.

4. Nach Vereinigung beider Heere rückte Gelimer vor Carthago, schlug unter den Mauern der Stadt sein Lager auf und bot den Römern die Schlacht an. Aber Belisarius wollte diese nicht liefern, bis die neuen Festungswerke größtentheils vollendet wären. Seiner Seits wagte auch Gelimer keinen Angriff auf eine Stadt, die von fünfzehntausend Römern unter der Anführung eines Feldherrn, wie Belisarius, vertheidiget ward. Er zog sich also wieder zurück, theilte sein Heer in mehrere Haufen, besetzte damit alle Straßen, welche nach Carthago führten, zerstörte eine prächtige Wasserleitung, schnitt der Stadt alle Zufuhren ab und befeindete dieselbe auf alle nur mögliche Weise. Zu gleicher Zeit suchte

Gelimer mit Hülfe einiger seiner in Carthago zurückgebliebenen Anhänger geheime Unterhandlungen mit den, im römischen Dienste stehenden Scythen und Hunnen anzuknüpfen. Er wußte, daß sie, ohnehin im höchsten Grade unzufrieden mit der Strenge der römischen Disciplin, nur mit dem äußersten Widerwillen in diesem Kriege dienten, weil sie in dem falschen Wahne standen, daß auch, nach glücklicher Beendigung desselben, sie als Besatzung in Afrika bleiben, mithin nie mehr ihr Vaterland wiedersehen würden. Durch glänzende Versprechungen gelang es Gelimer'n, sämtliche Anführer dieser Schaaren in sein Interesse zu ziehen, und sie versprachen ihm, im Augenblicke der Schlacht ihre Waffen gegen die Römer zu wenden. Auch auf den geheimen Beistand der Arianer, besonders jener, welche in dem römischen Heere dienten, setzte Gelimer große und nicht ungegründete Hoffnungen.

5. Zum Glücke ward Belisarius durch einen abermaligen, seinen Waffen günstigen Zufall noch zu rechter Zeit von diesen geheimen Umtrieben in Kenntniß gesetzt. Taurus, einer der angesehensten Einwohner von Carthago, ein Arianer und Gelimer's vornehmster Unterhändler, verlor einen von dem Könige der Vandalen eigenhändig geschriebenen Brief. Ein Officier der Leibwache fand denselben, brachte ihn dem Feldherrn, und das ganze Complot war entdeckt. Taurus ward auf dem großen Marktplatz von Carthago aufgehangen. Dies Beispiel der Strenge schreckte andere von ähnlichen Unternehmungen ab. Gegen die Massageten und Hunnen glaubte Belisarius, noch einige Zeit die Miene der Verstärkung annehmen zu müssen. Er ließ sie nicht fühlen, daß er von ihrer Treulosigkeit unterrichtet sey, es zeigte sich im Gegentheile ihnen noch willfähriger als

je, und da sie den Krant sehr liebten, so ließ er jetzt öfters sehr reichliche Spenden an Wein, unter sie vertheilen. Diese liebevolle Behandlung gewann ihm auf das neue wieder die Herzen der Barbaren; sie entdeckten ihm jetzt selbst ihre Verrätherci und gelobten, durch verdoppelten Diensteyfer und unverbrüchliche Treue, ihren Fehler wieder gut zu machen. Um ihnen alle Besorgniß zu benehmen, versprach Belisarius unter einem Eide, sie sämmtlich, sobald der Krieg beendigt seyn würde, in ihr Vaterland zurück zu schicken.

6. Auf jeden römischen Kopf hatte Belimer in dessen einen ungeheuern Preis gesetzt; aber er verschwendete unnöthigerweise sein Geld; zwar wurden ihm von den Bauern und Landleuten viele römische Köpfe gebracht; aber es waren keine Köpfe römischer Soldaten, sondern bloß von Fuhrleuten und Tröskububen, welche, um zu plündern, bisweilen in den herumliegenden Dörfern umherstreiften. Aber bei allem dem kam dadurch doch einmal in die größte Gefahr ein gewisser Dorotheus, einer der ausgezeichnetsten Officiere des römischen Heeres. Mit einem Detachement von zwei und zwanzig Reitern hatte ihn Belisarius zu einer Recognoscirung ausgesandt. Er fand weit und breit keinen Feind. Aber durch einen ziemlich langen und beschwerlichen Marsch waren Mann und Roß ermüdet. Dorotheus gönnte ihnen einige Ruhe und beschloß daher, die Nacht in einem Maierhose zuzubringen. Sich in völliger Sicherheit wähnend, sattelten die Reiter ihre Pferde ab, pflegten sich selbst so gut, sie konnten und überließen ihre ermüdeten Körper einem erquickenden Schlofe. Aber den Bauern des Dorfes gelüstete nach den Köpfen der Römer, oder vielmehr nach dem Preis, welcher darauf gesetzt war. Selbst zu schwach oder zu feig,

das kleine Ortschaften zu überfallen und zu erlösen, hatten sie durch einen Eilboten Belimer's davon Kunde gegeben. Dieser sandte dreihundert Mann mit dem Befehle, die römischen Reiter wo möglich alle lebendig gefangen zu nehmen. Ungefähr gegen Mitternacht kamen die Vandalen an. Damit aber ja kein Römer, geschützt durch mächtliches Dunkel, ihnen entkommen möchte, verschoben sie den Angriff bis zum Anbruch des Tages und umringten nur einstweilen das Haus. Unglücklicherweise für die Vandalen erwachte zuerst von den Römern noch vor Tagesanbruch, hörte leises, baldweilen mit Waffengeräusch vermischtes Murmeln auf der Straße, ging an das Fenster, überhangte sich von dem, was er schon grabnet hatte, und rief nur seine Kameraden aufzuwachen. In der größten Stille gehen diese in den Stall, fassen ihre Pferde und greifen zu ihren Waffen. Dicht an einander geschlossen, stellen sie sich vor das Thor. Plötzlich wird dieses auf geöffnet; mit Ungestörtem stürzt der kleine Haufen heraus. Was sich widersteht, wird rechts und links niedergestoßen und, den hängenden Zügel dahin fortgerissen, zusammen die Schwärme glücklich den Händen ihrer Feinde. Dorotheus verlor nur zwei Mann; er selbst erhielt vier Wunden, wovon jedoch keine sein Leben in Gefahr setzte.

7. Von seinen Intriguen und gebrünnelten Verbindungen in Carthago nichts mehr hoffend, entschloß sich Belimer endlich zu einer Hauptschlacht. Bei Arthabaren, ungefähr zwanzig römische Meilen von Carthago, zog er seine ganze Macht zusammen. Auch die Römer, stolz auf ihre bisherigen Siege und daher voll Verachtung gegen den, obgleich zehnmal stärkeren Feind, traten vor. Bereitwillig zu schlagen. Um die Stellung des feindlichen Heeres genauer zu erkunden und durch kleinerer Abtheilungen dasselbe, einzelne

zu beschäftigen; fandte Belisarius den Johann von Armenien mit dem leichten Fußvolk und der gesammten römischen Reiterei voraus. Er selbst behielt nur seine Leibwache, nebst fünfhundert Reitern und mit diesen folgte er dem Johann von Armenien beinahe auf dem Fuße. Das schwer bewaffnete Fußvolk hatte Befehl, erst am folgenden Tag Carthago zu verlassen. Während ihres Marsches wurden die Römer nicht im mindesten von den Vandalen beunruhiget und in einer Entfernung von höchstens drei Stunden von dem Feinde, schlugen sie am Abend des Tages ihr Lager auf.

8. Belisarius war nicht gesonnen, gleich am folgenden Tage schon eine Schlacht zu liefern; auch vermuthete er nicht, von Gelimer's dazu gezwungen zu werden. Die römischen Soldaten waren also ruhig in ihren Zelten und gerade mit Zubereitung ihres Mahls beschäftigt, als auf einmal vor den Thoren die Nachricht einlief, daß der Feind mit seiner gesammten Macht gegen das römische Lager anrückte. Augenblicklich standen die Römer unter den Waffen. Die römische Reiterei, nebst der Leibwache des Feldherrn als der Hauptfähne, bildete das Centrum; auf den Flügeln standen die Reitergeschwader der Vandalen genossen. Das leichte Fußvolk, von Belisarius selbst geführt und auf seinen beiden Flanken durch fünfhundert Reiter gedeckt, stand in dem zweiten Treffen. Das Corps der Scythen bildete die Reserve, war aber so gestellt, daß auch nicht die mindeste verrätherische Bewegung dem Auge des Feldherrn hätte entgehen können.

9. Kaum hatte Belisarius seine Linien formirt, als man auch schon die feindliche Colonne erblickte. Sie war nicht sehr breiter, doch trank sie die Schweren

Der den Römern entwickelte Gelimer seine Schlachtreihen. Er stellte sein ganzes Heer nur in ein einziges Treffen. Die Linie war unabsehbar und das ganz unverhältnißmäßig schwächere Heer der Römer auf beiden Seiten weit überflügelte. Statt die Römer unverzüglich anzugreifen, erwarteten demungeachtet die Vandalen selbst den Angriff des Feindes; und auf Tazon, welcher mit dem Kern des Heeres in dem Mittelpunkte desselben stand, beruhete nun einzig und allein, wie es schien, alle Hoffnung Gelimer's und der zum Kampfe ausgezogenen vandalischen Nation.

10. Belisarius, der die Gefahren seiner Stellung wohl einsah, beschloß sogleich mit seiner ganzen Macht das feindliche Centrum anzugreifen. Auf seinen Befehl ging Johann von Armenien mit der gesammten römischen Cavallerie über den Bach und begann die Schlacht. Aber unerschütterlich wie Mauern standen Tazon's Truppen; sie hatten ihre Wurfspeie und Lanzen von sich geworfen, und empfingen den Feind mit dem blanken Schwerte; und hätten alle übrigen Corps gleichen Muth, gleiche Entschlossenheit gezeigt; so würde an diesem Tage Gelimer auf das neue wieder den Thron von Carthago bestiegen haben. Dreimal wurden die Römer über den Bach wieder zurückgeworfen. Aber nun eilte auch Belisarius mit seinen fünfhundert Reitern herbei. Johannes von Armenien ergriff die Hauptfahne, und unter dem Rufe: „Sieg oder Tod!“ stürzten beide Feldherren sich mitten unter den Feind. Unwiderstehlich war jetzt der Angriff der Römer; Tazon und viele seiner Braven um ihn her wurden erschlagen, und das Centrum des feindlichen Heeres ward völlig gesprengt. — Noch waren Gelimer's beide Flügel nicht zum Gefechte gekommen. Durch eine geschickte

Schwenkung hätten sie nun leicht den Heinen römischen Heerhaufen in die Flanken und den Rücken nehmen können; aber Tzazon's Tod und die Niederlage seiner Truppen verbreiteten solche Bestürzung, daß alle Vandalen die Flucht ergriffen. Das ganze Schlachtfeld war mit Fliehenden bedeckt, die, ohne an einen fernern Widerstand zu denken, bloß ihr befestigtes Lager zu erreichen suchten; und Belisarius hatte nun — was wirklich ganz unglaublich zu seyn scheint — bloß mit seiner, höchstens in sechstausend Pferden bestehenden Cavallerie, ein Heer von wenigstens hundert und vierzigtausend Mann in die Flucht geschlagen. Der Verlust der Römer war fünfzig, jener der Vandalen ungefähr tausend Mann, wovon jedoch die mehrsten nicht in der Schlacht, sondern erst auf der Flucht den Tod gefunden hatten.

11. Der Feind ward nicht lange verfolgt. Belisarius ließ zum Rückzuge blasen; denn der Tag fing an sich zu neigen, und doch sollten an demselben noch die Römer das Lager der Vandalen erstürmen. Mit Schmerzen erwartete daher Belisarius die Ankunft seines Fußvolkes. Als dieses zu ihm stieß, war die Nacht schon eingebrochen; aber demungeachtet führte Belisarius, ohne Zeit zu verlieren, sein Heer gegen das feindliche Lager. Sobald Gelimer hörte, daß die Römer sogar sein befestigtes Lager stürmen wollten, verfiel er in eine völlige Apathie, und ohne die mindesten Anstalten zu treffen, ohne irgend einen Befehl zu ertheilen, entwich er heimlich und nur von wenigen seiner Vertrauten begleitet aus dem Lager. Die Flucht des Königs ward bald ruchbar. Die Verwirrung stieg jetzt auf das höchste. Alles hielt man für verloren und ohne auf das Jammergeschrei ihrer Weiber und Kinder zu achten, suchten alle Vandas

len ihr Heil bloß in der Flucht. Mit leichter Mühe wurde das Lager von den Römern erobert; alle Vandalen, die durch schleunige Flucht sich noch nicht gerettet hatten, wurden ermordet, ihre Weiber und Töchter der frechsten Willkühr der Sieger überlassen und der ganze ungeheure, seit länger als einem Jahrhundert aus allen Gegenden der Welt zusammen geraubte und hier aufgehäufte Reichthum ward eine Beute der Römer.

12. Aber für den Feldherrn hatte nun eine schwere und bange Stunde geschlagen. Belisar's ganzes Heer überließ sich der zügellosesten Ausgelassenheit. Zum Unglück verhüllte eine besonders dunkle Nacht mit ihrem schwarzen Schleier die greulichsten Scenen der Grausamkeit, Raubsucht und Wollust. Dem Feldherrn war es daher durchaus nicht mehr möglich, den rohen Ausbrüchen wilder Leidenschaften zu steuern. Weder Befehle noch Bitten wurden mehr gehört. Ganze Schaaren verließen ihre Fahnen; keine Cohorte, keine Manipel war mehr um ihre Führer versammelt. Die römischen Soldaten, sonst so folgsam der Stimme ihres Feldherrn, aber jetzt taumelnd von Raubsucht und Wollust, zerstreueten sich über die ganze Gegend in einem Umfange von mehreren Meilen. Jeder Wald, jedes Gebüsch, jede Höhle, jedes einzeln stehende Gebäude, kurz jeder Ort, wo sie noch verborgene oder vergrabene Kostbarkeiten vermuthen konnten, ward sorgfältig durchsucht; und das ganze Heer, völlig aufgelöst und zerstreut, streifte in kleinen Haufen von höchstens fünf bis sechs Mann, mit Beute beladen und vom Rauben und Morden ermüdet, ohne Führer und in wilder Unordnung in weiter Ferne umher. Hätten nur einige tausend Vandalen sich wieder ermannt;

hätten sie, wenn auch bloß um die Flucht und den Rückzug der Ihrigen zu decken, sich wieder gegen den Feind gekehrt; so würde schwerlich auch nur ein Einziger der siegenden Römer dem Schwerte der besiegten Vandalen entronnen seyn.

13. Kummer, und besorgnißvoll und dabei noch tief gebeugt durch die Schande, womit sein Heer sich bedeckte, durchwachte Belisarius auf dem Schlachtfelde eine lange Nacht. Als der Morgen graute, pflanzte er die Hauptfahne auf einem Hügel auf, sammelte zuerst einige von seiner Leibwache um sich her und brachte dann den Tag damit zu, das Heer nach und nach zu sammeln und Zucht und Ordnung wieder herzustellen.

14. Seine ganze Aufmerksamkeit schenkte hierauf Belisar dem besiegten Feinde. Alle gefangenen Vandalen, so wie auch jene, welche sich in die Kirchen der umliegenden Dörfer und Städte geflüchtet hatten, nahm er in seinen Schutz; begab sich selbst überall hin, sprach ihnen Muth zu, ließ sie jedoch entwaffnen, in mehreren Abtheilungen nach Carthago abführen, und gab Befehl, sie dort mit der größten Schonung und Milde zu behandeln.

15. Belisarius hätte gewünscht, den Gelimer entweder auf der Liste der Todten oder Gefangenen zu sehen; denn mit dem Tode oder der Gefangenschaft dieses Königs hatte der Krieg ein Ende. Dem Johann von Armenien, einem seiner besten und treuesten Unterfeldherren gab er also den Auftrag, mit zweihundert Reitern den fliehenden Gelimer zu verfolgen und wo möglich sich desselben todt oder lebendig

zu beschuldigen. Maffios verfolgte nun der brave Verwundene: dem flüchtigen Fürsten; und schon war er dem Ziele seiner Wünsche ganz nahe, als ein höchst unglücklicher Zufall ihn einer Ehre beraubte, die er seiner hohen Verdienste wegen vor allen Andern verdienst hätte. In dem Gefolge des Johannes von Armenien befand sich auch der oben schon erwähnte Uliaris von der Garde des Belisarius. Er war im Ganzen genommen ein braver Officier, aber leider dem Trunke sehr ergeben und oft, bevor noch die Sonne aufging, schon berauscht. Am sechsten Tage seines Marsches brach Johannes von Armenien sehr frühe auf. Bismalich nahe hinter ihm ritt Uliaris und war, seiner löblichen Gewohnheit nach, schon wieder besoffen. Ein Vogel flog vorüber und setzte sich auf einen nahe stehenden Baum. Uliaris wollte ihn schießen; aber unmerklich im Rausche den Bogen gehörig zu führen, traf sein Pfeil nicht den Vogel, sondern den Johannes von Armenien; dieser stürzte sogleich vom Pferde; Alles lag herbei; die Wunde war tödtlich, denn der Pfeil hatte ihm den Hals durchbohrt. Am ferneren Verfolgung des Belimer's ward nun nicht mehr gedacht; jedermann war bloß mit der Erhaltung eines so kostbaren Lebens beschäftigt. Uliar angewandten Sorgfalt ungeachtet starb, von dem ganzen Heere schmerzhaft bedauert, der tapfere Johann von Armenien am Abend des dritten Tages. Als Belisarius die traurige Botschaft erhielt, eilte er selbst herbei, vergoß Thränen auf dem Grabe des Edeln, befahl dem Andenken des Verstorbenen ein, dessen Verdiensten entsprechendes Denkmal zu errichten und wies eine jährliche Rente an, welche zur Erhaltung des herrlichen Monuments sollte verwendet werden. — Dem Uliaris hatte Belisarius schon das Urtheil gesprochen, aber alle, welche Augenzeugen des unglücklichen Ereignisses waren, baten für ihn um Gnade.

nach als Belisarius hörte, daß für den sterbenden Johannes unter einem Eide hatten versprochen müssen, bei dem Oberfeldherrn mit Voten nicht nachzulassen, bis er den Thron begnadigt und den unwillkürlichen Mord ihm vergichen haben würde; so gab er nach, und hielt es für heilige Pflicht, der letzten Bitte des Sterbenden in ihrem ganzen Umfange zu willfahren. — Johannes von Armonien war Held und Christ, ein Krieger ohne Furcht und Tadel, und keine böse That bedrückte je sein Gewissen.

16. Belisarius zog mit dem Heere nach Syppos Regins, dem ehemaligen bischöflichen Sitz des heiligen Augustinus. Hier erfährt er, daß Selimer die an den äußersten Grenzen Annidvius, auf einem unzugänglichen Felsen liegende, feste Burg Mervas ertricht habe. Das Schloß konnte nicht erstickt, bloß durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Pharas, der Anführer der Perser, ein Mann von geprüfter Anhänglichkeit an die Römer und der mit seinen Landknechten keines der ihnen anlebenden Eckertheile, erhielt den Auftrag, mit einer von ihm selbst auserlesenen Mannschaft, auf deren Treue er sich verlassen konnte, Mervas während der Wintermonate zu belagern.

17. Daß den Belisarius anfallen sollten Schritte in diesem Kriege begleitende Stütz überließerte ihm zu Syppo nur auch Selimer's sammtliche Schätze und Rohbarkeiten. Gleich im Anfange des Kampfes mit den Römern hatte der König sie dem Bonifacius, einem seiner treuesten Räte, übergeben mit dem Befehle, sie nach Syppo zu transportiren; wozu der Ausgang des Krieges abzuwarten aus im Falle, daß derselbe eine für die künftige Wendung wichtigen sollte, damit nach Umständen zu entscheiden. Nach der

mühseligen Schlacht bei Ercameron hatte also Bonifacius sich mit diesen Schätzen eingeschifft; aber anhaltende Stürme warfen ihn wieder auf die afrikanische Küste zurück. Vergebens wartete er hier einige Zeit auf günstige Winde; und als endlich auch die Matrosen, trotz allen Bitten, Geschenken und Versprechungen, nicht mehr zur See gehen wollten; so hielt er dieses für einen Wink der Vorsehung, sandte einige seiner Leute nach Hippo und überlieferte, jedoch erst, nachdem er sich selbst eine nicht unbedeutende Belohnung gesichert hatte, sämtliche von seinem Könige ihm anvertraute Schätze den Händen des Belisarius.

18. Die Jahreszeit und die Ueberzeugung, daß jetzt nirgends mehr ein Feind zu bekämpfen sey, bewogen den Oberfeldherrn, mit dem Heere nach Carthago zurückzukehren und dort die Winterquartiere zu beziehen. Den Salomon, einen seiner Unterfeldherren, sandte er nach Constantinopel, um dem Kaiser zu melden, daß er binnen drei Monaten die Eroberung Afrikas vollendet und das ehemalige vandalische Reich auf das neue in eine Domaine des römischen Kaisers verwandelt habe. Justinian war gerade mit seiner neuen Gesetzgebung beschäftigt, als er die unerwartete, frohe Siegesbotschaft erhielt. Alle Geschäfte wurden nun auf einige Tage unterbrochen, öffentliche Dankgebete angestellt, und der Kaiser selbst begab sich nach der Hauptkirche, um dort Gott laut für den ihm erwiesenen Schutz zu danken. Aber indem Justinian jetzt that, was jeder gottesfürchtige Monarch thun mußte, erwähnte er nur obenhin und ganz leise der Verdienste seines Feldherrn, und vergaß demnach, auch das Werkzeug geziemend zu ehren, dessen Gott sich bedient hatte, um Afrika wieder mit dem römischen Reich zu vereinigen. Indessen begann

er sich doch noch eines Bessern, und wie weit in der Folge sehen, welche ganz ungewöhnliche Ehrenbezeugungen er dem zweiten Africanus nach dessen Rückkehr in Constantinopel erwies.

19. Viele der entlegenen Städte schickten jetzt nach Carthago Deputirte, durch die sie ihrem nunmehrigen Herrn huldigten und den Belisarius ihrer Treue und völligen Unterwürfigkeit versichern ließen. Auch die bisher von den Vandalen abhängigen Inseln ergaben sich ohne Schwertstreich. Nur Sardinien zögerte, sich den Römern zu unterwerfen. Man bezweifelte noch auf dieser Insel die glänzenden Siege n völligen Sturz des vandalischen Tyrannen, ein römischer Hauptabgeschlagener Kopfe des Trazon nun erkannte auch diese Insel für ihren Herrn. Von Sardinien, Corsica, und auch hier brachte des einst so fürchtbaren Trazon hervor.

20. Nach Casarea in Mauritanien, einer großen, sehr bevölkerten Seestadt, schiffte nur mit einer einzigen Cohorte ein römischer Tribun; ein anderer segelte nach Septum an der Meerenge von Cadix. Willig und ohne Widerstand unterwarfen sich beide Städte der römischen Herrschaft. Von dem Kaiser ward Septum (nunmehr Ceuta) nachher ungemein erweitert und verschönert; denn Justinian's Ehrgeiz fühlte sich geschmeichelt, daß sein Scepter jetzt bis an die Säulen des Herkules reiche.

21. Nach Majorca, Minorca und Ibiza (heute zu Tage Ivorca) ward, um von diesen Inseln aus

Wegen des Kaisers Befehl zu stehen, der verdienstvolle Apollinaris geschickt. Auch diesem war der Rath des Belisarius überall vorangereitet, und nirgendes fand er den mindesten Widerstand. Apollinaris war ein Afrikaner und stand ehemals in Königs-Gildens Diensten. Als dieser von seinem Vetter Gelimer von dem Throne in das Gefängniß gestürzt ward, entfloß der treue Diener aus Afrika und ging nach Constantinopel, um für seinen unglücklichen Monarchen den Schutz des römischen Kaisers zu erflehen. Er begab sich nachher auf die Flotte des Belisarius, begleitete diesen nach Afrika, diente während des Krieger mit ungemeinem Eifer, erprobte sich stets als einen eben so verständigen, wie redlichen Mann, und erhielt nun von den Römern zur Belohnung seiner treu geleisteten Dienste die Statthalter-schaft oben erwähneter Inseln.

22. Als völlig vollendet konnte man jetzt die Eroberung Afrika's noch nicht betrachten; denn Gelimer lebte und war nicht in der Gewalt der Römer. Aber Nedene ward von Pharas enge blockirt, und die Truppen unter Wachsamkeit dieses Heerführers bürgten dafür, daß der vandalische Fürst würde weder entkommen, noch irgend eine Hülfe von außen erhalten können. Um alle Spuren der bisherigen vandali-schen Regierung so schnell als möglich zu tilgen, wurde nun die ganze Civil- und Militär-Verwaltung der eroberten Länder auf das neue organisirt, oder vielmehr auf den ehemaligen römischen Fuß wieder-gesetzt. Afrika ward in sieben Provinzen getheilt, nämlich in Mauritania Tigitana, Mauritania Cäsar-ensis, Numidien, die Provinz von Carthago, Byzacene, Tripoli und Sardinien; und man hielt diese neuen, von dem Mittelpunkt des Reiches so weit-entlegenen Besitzungen für wichtig genug, um für sie

einen eigenen Präfectus Prætorio zu ernennen.^{*)} Archelaus, der bisherige Intendant der Flotte ward zu dieser Würde erhoben; und da es des Kaisers Wille war, daß die Afrikaner recht bald den Unterschied zwischen der humanen römischen Verwaltung und der drückenden vandalischen Regierung fühlen sollten; empfahl er dem Archelaus nichts dringender, als Gerechtigkeit in der Verwaltung und schonende Milder gegen die Alerthanen. Unter dem Präfectus Prætorio standen sieben hohe Unterbeamten, nämlich vier Consulares und drei Präfecten, wovon ein jeder in einer der sieben Provinzen seinen Sitz hatte, und unter der Aufsicht und Leitung des Präfects sämtliche Civilgeschäfte der Provinz zu besorgen hatte.

23. Damit kein Heer von Beamten das Mark der Provinzen verschlinge, ward die Anzahl derselben, ja sogar das Ganzeipersonale, von dem Kaiser genau bestimmt. Mit der nämlichen Genauigkeit regelte Justinian auch die Besoldungen und Sporteln und, eifersüchtig auf die Liebe und Zuneigung seiner neuen Unterthanen, setzte er Todesstrafe auf jede Art der Erpressung, so wie überhaupt auf jedem Mißbrauch

*) Ehemals und nach der alten Eintheilung des römischen Reiches hatte Afrika keinen besondern Präfectus Prætorio. Ein Theil des Landes, nämlich Mauritania Tingitania, war, weil man es als einen Anhang von Spanien betrachtete, der Verwaltung des Präfectus Prætorio von Gallien, und das übrige römische Afrika der Verwaltung des Präfectus Prætorio von Italien überlassen. Da jetzt Spanien und Italien in den Händen der West- und Ostgothen waren, so war theils dadurch, theils wegen der Wichtigkeit und Ausdehnung der afrikanischen Besitzungen, Justinianus gezwungen, für Afrika einen eigenen Präfectus Prætorio anzuordnen.

der christlichen Gewalt, entweder um das Volk zu bedrücken, oder das Recht zu beugen, oder gar die Gerechtigkeit an den Meistbietenden zu verkaufen. Justinian setzte ferner eine Frist von fünf Jahren fest, während welcher es einem jeden Afrikaner erlaubt seyn sollte, die ihm von den Vandalen geraubten, oder unrechtmäßig entzogenen Güter wieder zurückzufordern; und dieses Recht sollte sich auch auf die Nachkommen der beraubten Familien erstrecken, selbst bis in das dritte Glied und sogar von der Seitenlinie her. Freilich mehrten und vervielfältigten sich nun dergleichen Forderungen bis in das unendliche, und durch die ungemein verwickelten Rechtsfragen, welche dadurch erzeugt wurden, ward nicht selten der Richter wie der Schwalter Scharfsinn auf harte Probe gesetzt.

24. Belisarius erhielt den Auftrag, die Land- und Seemacht zu bestimmen, welche nicht bloß zur Behauptung der neuen Besitzungen, sondern auch zur Erweiterung ihrer Grenzen nöthig seyn könnte. Fünf Befehlshaber, deren jeder den Titel eines Dux erhielt, wurden demnach ernannt. Sie waren sämmtlich dem Prätorianischen Präfekte untergeordnet; und dieser war, nach dem System der damaligen Zeit, mit der vereinten, höchsten Militär- und Civilgewalt beauftragt. Die Militärposten, welche Belisar ihnen anwies, waren: Tripoli, Leptis, Cirta, Casarea und Salariis (Cagliari) in Sardinien. Um die Meerenge von Cadix zu bewachen und die Westgothen in Spanien zu beobachten, wurde ein Legionär-Tribun mit einer angemessenen Besatzung nach Ganta geschickt. Er hatte den Befehl, die jenseitige Küste nicht aus dem Auge zu lassen und jede kriegerische Bewegung der Westgothen sogleich dem Dux von Mauritanien zu melden, welcher dann unverzüglich den Oberstatthalter

halter in Carthago davon in Kenntniß zu setzen hatte.

25. Justinian ließ auch einige Schiffe bauen, aber es waren bloß kleine, leichte Fahrzeuge, mehr geeignet, die Verbindung an den Küsten zu unterhalten, als den Grund zu einer künftigen Seemacht zu legen. Zu Folge seines, ihm so werthen Befestigungssystems glaubte der Kaiser, keiner Kriegsflotte zu bedürfen, und er betrachtete nicht, gleich dem ungleich staatsklügern Senserich, das Meer als die sicherste Vormauer und festeste Grundlage der Größe seines afrikanischen Reiches.

26. Um die vielen, unter der vandalischen Herrschaft völlig zerfallenen Städte wieder herzustellen, sie mit Mauern zu umgeben, mehrere davon zu befestigen, andere wieder zu erweitern und zu verschönern und selbst einige neue zu erbauen, wies Justinian ungeheure Summen an. Carthago ward mit Kirchen, Klöstern, prächtigen Säulengängen und warmen Bädern geschmückt; dergleichen auf Saga in der Praeconsularischen Provinz. Leptis und Adrumet erhoben sich wieder in ihrer vorigen Pracht. Der von dem Kaiser Septimus Severus in dem Dorfe, wo er geboren ward, errichtete, aber jetzt in schon völlig verwitterten Ruinen liegende Palast ward in dem im Anfange des dritten Jahrhunderts herrschenden Styl und Geschmack wieder erbaut. Ceuta ward eine große, mit einer Menge öffentlicher Gebäude geschmückte Stadt und zugleich auch eine, die Meerenge beherrschende, unbezwingbare Feste. Auch in Cardinien erhielt Forum Trajani, von dem Kaiser dieses Namens erbaut, neue, an Höhe und Festigkeit beinahe jenen der Hauptstadt dieser Insel gleiche mauernde Mauern. Kurz, man zählt bloß in Afrika

mehr als hundert und fünfzig von Justinian theils neu erbaute, theils ungemein erweiterte, verschönerte oder befestigte Städte und Schlösser. In Ehren Justinian's und Theodoros ward nun Caelethago Justinianen und Baga Theodorias genannt.

27. Alle diese wackern, den Glor Afrika's und das Glück seiner Völker bezweckende Verfügungen des Kaisers wurden indessen bald von einer gewissen Menschenart vereitelt, welche der Himmel bloß zur Zerküftung der gefallenen, sündigen Menschheit geschaffen zu haben scheint. Von Constantinopel waren nämlich zwei kaiserliche Finanzbeamte, Zryphon und Cassianus, nach Afrika geschickt worden. Beide waren Männer, wie es leider! auch heut zu Tage zum Unglück der Länder noch der Menge und der Fülle gibt; Männer nämlich, deren ganze Finanzkunst bloß in der Arithmetik bestand, deren beschränkter, in den engen Kreis einiger wenigen, höchst dürftigen Ideen gebannter Verstand keinen andern Begriff festzuhalten vermochte, als bloß jenen des Herbeischaffens, und die endlich, wenn die Staatskassen gefüllt waren, und das Credit und Debet ein günstiges Verhältniß darbot, sich mit der breitesten Selbstgefälligkeit in ihrer hohen Weisheit spiegelten und, gleich einer ausgemachten Sache, sich als die ersten Stützen des Staats und die vollendetsten Geschäftsmänner betrachteten. Um in der Gunst des Kaisers vorzurücken und zugleich für ihre Wirksamkeit einen recht ausgedehnten Spielraum zu erhalten, hatten sie dem Monarchen die übertriebensten Begriffe von dem Wohlstande der afrikanischen Länder und den unerschöpfbaren Quellen ihres Nationalreichthums beigebracht. Justinian, der ohnehin während seiner ganzen Regierung nichts für das Wohl des Staates so

heissen und erspriesslich; sondern als wenn irgend einer seiner Unterthanen durch Industrie oder Gewerbefleiß hier Obolen gewonnen, wenigstens drei Viertel davon in die kaiserlichen Kassen fließen müßte, übrig also dem Aegypten und Syrien, in Afrika ein seiner so eben erwähnten Ansicht vollkommen entsprechendes Steuer- und Finanzsystem aufzustellen. Zum Unglück hatte Manzerich die alten römischen Steuern und Heberollen verbrennen lassen. Es wurde also ein neuer Kataster gefertigt werden, und man hatte die in zahllose Rubriken verfallende Lide von direkten und indirekten Steuern, Abgaben, Brindagen, Gebühren, Zuschüssen u. gar kein Ende. Alles ward vermessen und noch einmal gemessen, geschätzt und abermals und noch einmal geschätzt; der Städter wie der Landmann in dem Gebrauche seines Eigenthums bevormundet, jedes Auspucken des Gewerbefleißes so gleich durch eine Abgabe gefesselt und gebrannt; jedes Vermögen wie jede Erbschaft mit dem sogenannten Staate brüderlich getheilt *), und überhaupt jedes.

*) Solche brüderliche Theilungen zwischen dem Fiskus und lachenden wie weinenden Erben waren in dem byzantinischen Reiche nichts seltenes. Procopius erzählt uns einen merkwürdigen Fall. In Ascalon war ein gewisser Maximilianus mit der einzigen Tochter des Anatolius, eines Rathsherrn dieser Stadt, verheirathet. Nun bestand allda ein uraltes Gesetz, welchem zu Folge, wenn ein Rathsherr ohne männliche Kinder starb, ein Viertel seines Vermögens an die Stadt verfallen war. Dieses abgeschmackte Gesetz war jedoch bis zu Justinian's Zeiten wie in Wollung gesetzt worden. Da man aber indeffen auf den glücklichen Gedanken gefallen war, die Städte der Verwaltung ihres Eigenthums zu berauben und dafür eine Central-Verwaltung zu errichten; so fand auch Justinian sehr sehr erspriesslich, jenem alten Gesetze wieder neue Kraft zu geben und war auf:

Eigenthum wie jedes Schicksal geistiger oder physischer Kraft gleichsam als ein Staatsgut betrachtet. Eine Legion von Oben- und Untereinkommern, von Steuern, Zöll- und Decimanten, von Kammerkassentoren, Inspektoren, Visiratoren, Controllanten nach demnach angestellt, das größtentheils bloß dem Schein und dem Namen nach abgeschaffte Gutsargiron in manchen seiner Jurige wieder in das Leben zurückgeführt; auf Pferde, Ochsen, Schafe und Hunde — warum nicht auch auf Aepfen? — schwere Abgaben

der unbedeutenden Abänderung, daß in Zukunft statt ein Viertel drei Viertel an den Fiskus sellen bezahlt werden. Als nun Anatonius starb, zahlte seine Tochter, Maximilians Gattin, die durch das Gesetz geforderte drei Viertel an die kaiserliche Kasse. Nicht lange nachher ging ihr Gemahl, Maximilianus, mit Tode ab; auch sie starb bald darauf und hinterließ bloß eine hochbejahrte, gebrechliche Mutter. Da die Tochter selbst schon dem obigen Gesetze volle Genüge geleistet hätte; so war ihre alte Mutter einzige Erbin. Aber Justinian verstand dies besser und zog ohne weiteres Maximilians und seiner Gattin ganze Verlassenschaft an sich, und zwar aus dem sehr begreiflichen Grunde, daß es eine Schande wäre, wenn eine Frau erst in ihrem hohen Alter bloß durch den frühzeitigen Tod ihres Mannes und ihrer Tochter und deren Gatten, zu einem so großen Reichthum gelangen sollte. Da aber der menschensfreundliche Kaiser es nicht über sein sanftes Herz gewinnen konnte, die alte, ehrwürdige Matrone verhungern zu lassen; so ließ er ihr ein Jahrgeld an; sagte aber in dem Rescript, welches ihr solches zusicherte, daß er es ihr bloß aus Gottesfurcht ertheile, indem die kaiserliche Majestät genötigt wären, nur fromme und gottesfürchtige Werke zu thun. — Es ist schwer zu entscheiden, in welcher Eigenschaft Justinian hier größer und glänzender erscheint: als Jurist oder als Kaiser.

gelegt und endlich gar die Luft bestrahlt^{*)}; Burg. Es ward so trefflich gewirthschafter, daß, wenn auch die afrikanischen Provinzen wirklich so reich gewesen wären, als man sie dem Kaiser vorgemalt hatte, sie doch nothwendig in kurzer Zeit bettelarm hätten werden müssen. Natürliche Folgen davon waren allgemeines Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit der römischen Herrschaft, Apathie und völlige Theilnahmlosigkeit an dem Wohle wie an allen Ereignissen des Staates, mit unter nicht selten erlühnholte Theuerung, übermäßige Marktpreise und endlich zusehende Verarmung der nämlichen Länder, welchen Justinian im Eingange aller seiner Gesetze Bürgerglück und ehemalige römische Freiheit verheißen hatte.

XII.

1. In Medene, auf einem der unzugänglichsten Felsen der hohen und rauhen Gebirge von Papua,

^{*)} Auch der Luft; voll war in dem mercentiatischen Reiche längst schon eingeführt. Es war eine gesetz- und regellose Taxe, die gar keinen Namen hatte. Der prätorianische Präfect mußte nämlich dem Kaiser jährlich ein Geschenk von hundert und zwanzigttausend Pfund Goldes machen; wobei es aber jenem überlassen blieb, dieses Geld herbeizuschaffen, wie er konnte und wie er mochte. Da nun die diesfalls zu erhebende Abgabe gewöhnlich keinen bestimmten Gegenstand hatte; so nannte man sie die Luftsteuer. — Es ist wahrlich zu bejammern, daß die byzantinischen Financiers auf halbem Wege stehen blieben. War einmal die Luftsteuer eingeführt, warum, wie heute zu Tage in einigen Ländern üblich ist, nicht auch eine Sicht- oder Fenstersteuer?

hätte jedoch Selimer schon viel mehrern Muthen mehr mit Mangel und dem äußersten Mende, als mit den Römern zu kämpfen gehabt. Zwar war Pharas einmal auf dem Gedanken gewesen, die Wachsamkeit der Besatzung auf die Probe zu stellen, und einen Versuch zu machen, die Feste bei nächtlicher Weile zu erstürzen; aber nachdem hundert und zehn Männer und Heculer von den Wahren über den Felsen wieder herabgestürzt worden, begnügte er sich damit, die Festung noch enger einzuschließen und das übrige von der strigenden Noth der Belagerten abzuwarten.

2. Selimer, im Purpur geboren und von der Wiege an schon an Ueberfluß und alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, mußte sich jetzt die Lebendart eines halb wilden, mit den Genüssen civilisirter Völker, ja sogar mit dem Gebrauche des Brodes und Weines noch unbekannten Völkervolkes gefallen lassen. Er, der bis jetzt nur prachtvolle, in paradiesischen Gegenden gelegene Paläste bewohnt hatte, sah sich in eine niedrige, von Horden und Ethn errichtete, mit Rauch erfüllte und dem Lichte beinahe völlig verschlossene Hühnerhütte eingesperrt; und derjenige, dem in Anschung seiner Nahrung bis jetzt das Kostbare, was viel Bekümmern hervorbringen konnten, täglich zu Gebote stand, mußte sich nun mit einem, in der Asche nur halb ausgebackenen Gersten- oder Haferbrod begnügen und selbst auch dieses noch oft entbehren. Zwei seiner Knechte waren vor Elend schon an seiner Seite gestorben. Selimer's feste Gesundheit troßte jedem Ungemach; aber mehr als Noth und Mangel beugte ihn der Stolz und Uebermuth seiner rohen Beschäfer, und Tag und Nacht quälte ihn der Gedanke, daß das verrätherische Hühnergeschlecht am Ende ihn doch noch an die Römer verrathen möchte.

.....

710. A. Der Kaiser, welcher die besten Zustände erhielt
des Reiches, hatte seinen von Ptolemäus einen Brief,
worin ihm dasselbe den menschenfreundlichen Rath
gab, sich dem Kaiser zu ergeben und von dessen Groß-
macht ein seiner Geburt und seinem Range angemessenes
Leben zu erwarten. „Gleich Dir?“ schrieb ihm Ptolemäus,
„bin ich sehr gebornet Könner, bin von Wissenschaften,
wie der Beredsamkeit unendlich. Ich schreibe Dir
„was mein Herz mir einflößt, und gesunder
Menschenverstand und Erfahrung mich lehren. Was
rath ich? Du durch eine gewaltige Hartnäckigkeit
Dich und Deine Familie zu Grunde richten? Vielleicht
aus Liebe zur Freiheit? Aber, theuerster Be-
ruher! bist Du nicht gerade jetzt der elendeste aller
Sklaven, der Sklave des nichtswürdigen Mord-
brenns? Hast Du es für eine Schmach, Zu-
stinian's Unterthan zu seyn? Belisar und Ich,
dessen Geburt der Deinigen nicht nachsteht, halten
es für eine Ehre, Diener und Unterthanen des
römischen Kaisers zu seyn. Dieser edle Monarch
wird Dir und Deiner Familie ein reiches Einkom-
men im Lande anweisen, Dich in den römi-
schen Senat aufnehmen und zur Würde eines Prae-
toris erheben. Auf das Wort eines Feldherrn,
auf Belisar's Wort kannst Du Dich mit voller Zu-
versicht verlassen. Wenn der Himmel und Erden
auferlegt, dann ist es Tugend, sie mit Schuld zu
tragen; bietet er uns aber die Mittel an, uns
fern Seiden ein Ende zu machen, und wie stoßen
sie von uns; dann ist es Thöricht, oder eine gegen
Gottes Willen sich empörende Verwegenheit.“

711. A. Ptolemäus menschenfreundliches Schreiben machte
einen wohlthätigen Eindruck auf Belisar's Herz.
Aber noch vermehrte sein Rath, sich der Gewalt
eines Monarchen zu übergeben, der ihn vom Throne

in das dunkle Licht gestürzt hätte. Indessen dankte er doch dem Pharas für seine Theilnahme und seinen wohlmeinenden Rath; und bat ihn, ihm drei Gelde zu senden, nämlich ein Brod, um seinen Hunger zu stillen; denn längst schon hatte er keines mehr genossen; einen Schwamm, um seine Thränen zu trocknen; und eine Lili, um durch Saftenspiel die Silber seiner häßlichen Schnur zu verschönern. Pharas schickte dem Gelimer auf der Stelle, was er begehrt hatte; verdoppelte aber auch um so mehr seine Nachsicht, nur um desto baldiger den vandalischen Fürsten zu dem zu bewegen, was Klugheit, wie sein und seiner Familie Wohl ihm jetzt offenbar zur Pflicht machten.

5. Des edlen Pharas Hoffnungen gingen bald in Erfüllung. Eine, Gelimer'n heftig ergreifende Scene gab dessen noch immer schwankenden Entschluß endlich eine feste Bestimmung. Seinem Flei-

laben von noch sehr
rt seines Oheims ein
von einem schmutzigen
inde gerissen. Diese
es nach Brod schreiens
artfönn. Er schrie
hlossen sey, seinem
er, daß die Bedrö-
in dem letzten Schrei
in Oberfeldherren uns

terzeichnet wurden. Belisarius zögerte nicht mit der Bestätigung.

überbrachte
Medene, und
Heuler
Berges.

1. Namens Cyprignus,
2. Gelimer verließ nun
3. Bandal und der edle
4. brüderlich am Fuße des

von dem ...

6. Unverzüglich brach Theodas mit seinem Corps und dem erlauchten Gefangenen nach Carthago auf. Als Gelimer durch die neuen, hohen und festen Mauern seiner ehemaligen Hauptstadt einzog, bewunderte er die Thätigkeit der Römer und bemerzte seine eigene Nachlässigkeit, welche die einzige, einst zahlreichen Heeren tragende Feste in so gänzlichen Verfall habe gerathen lassen. In dem Vorlaße, den Belisarius in der Vorstadt Atlas bewohnte, empfing er, von seinen Unterscheidern und mehreren hohen Beamten umgeben, den gefangenen König. Als Gelimer in den Saal trat, blieb er einen Augenblick an der Schwelle stehen und brach in ein lautes Gelächter aus. Die Umstehenden glaubten, daß seine gehäuften und großen Unglücksfälle ihm den Verstand zerrüttet hätten; aber dem war nicht so. Ein Monarch, der noch unlängst über viele Millionen Unterthanen und einen halben Welttheil zu gebieten hatte, der in der Reihe seiner Ahnen eine Menge mächtiger und gefürchteter Könige zählte, erblickte jetzt zum erstenmal in seinem Leben einen fremden Herrn und Gebieter. In diese, ihm ganz unbekannte Lage wußte er sich nicht zu finden, und seine, von den schmerzhaftesten Gefühlen und Empfindungen gepreßte Brust erleichterte sich in dem mehr furchtbaren als fröhlichen Ausbruch eines wilden Gelächters, welches, indem es seine Verlegenheit deckte, zugleich auch seinem ohnehin schon gebeugten Stolz eine neue Demüthigung ersparen konnte.

7. Belisar sandte einen Officier von dem Heere an Justinian, um demselben Gelimer's Gefangennehmung zu melden, zu gleicher Zeit auch den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, seine Statthalterschaft niederlegen und nach Constantinopel zurück

kommen zu dürfen. Unsrätig erforderte das Wohl der Länder und selbst Justinian's eigenes Interesse Belisar's längere Gegenwart in Afrika. Nur ein Mann, so allgemein beliebt und bewundert, wie Er, konnte dort die Herrschaft der Römer befestigen und dem Kaiser auch die Herzen seiner neuen Unterthanen unterwerfen; *) und nur ein Held, so gefürchtet wie Belisar, konnte die halb wilden, treulosen moabrischen Fürsten an Unterwürfigkeit gewöhnen und in Ruhe erhalten. Aber Belisar hatte geheime Feinde an dem Hofe, hatte ihrer auch in seinem eigenen Heere; und der Neid, der stets an dem höhern Verdienste naget, weil dasselbe ihn stets und unaufhörlich in Verzweiflung setzt, beschuldigte bei dem Kaiser den Belisarius, daß er damit umgehe, sich selbst zum unbeschränkten Herrn von Afrika zu machen. Da Justinian diesen Einflüsterungen Gehör zu geben schien, wenigstens nicht, wie er hätte thun sollen, sie mit Verachtung und Unwillen zurückwies; so wurden dieselben nun öfters wiederholt, und gerade stand jetzt einer der untern Diener dieser schändlichen Kabale schon wieder im Begriffe, sich mit mehreren, mit ähnlichen Anklagen gefüllten Briefen nach Constantinopel einzuschiffen. Zum Glücke erregten einige etwas zweideutige Handlungen desselben gegen ihn den Verdacht, daß er wohl ein geheimer von den Gothen abgeschickter Epiot seyn könnte. Er wurde also in dem Hafen von Carthago verhaftet; seine Papiere und Brieffschaften wurden ihm abgenommen, und Belisar kam hinter das ganze teuflische Gewebe von Neid, Bosheit und Lügen. Um die Verläumdungen seiner Feinde zu Schande zu

*) Wäre Belisar in Afrika geblieben; so würde man auch schwerlich den Tryphon und Eustacius dahin gesandt haben.

machen, wählte Belisar den kürzesten Weg, und beehrte, wie wir so eben erzählt haben, von dem Kaiser die Erlaubniß, sein Commando niederlegen und an den Hof zurückkehren zu dürfen.

B. Belisar hatte vor einigen Monaten den Salomon nach Constantinopel gesandt; diesen schickte Justinian ihm nun wieder zurück und ließ ihm sagen, daß er es ganz seiner Wahl überlasse, das zu thun, was er für das Beste erachte, in Afrika ferner zu bleiben oder nach Constantinopel zurückzukehren. Belisar, dem Justinian's argwöhnischer Charakter nicht unbekannt war, ließ sogleich die Flotte in segelfertigem Stand setzen, gab Befehl, alle erbeuteten Waffen und Schätze, nebst Gelimer'n und allen gefangenen Vandalen, deren Anzahl sich auf mehrere Tausende belief, einzuschiffen und begab sich hierauf mit Salomon an Bord des Admiralschiffes. Aber noch hatte die Flotte die Anker nicht gelichtet, als Belisarius schon eine ungemein beunruhigende, traurige Nachricht erhielt. Belisarius Namen nämlich hatte ganz allein bis jetzt den wilden, raubgierigen, stets zur Empörung geneigten Geist der moabrischen Fürsten und Völker gezügelt. Als es ruchbar ward, daß Belisarius abreisen werde, verbreitete sich, gleich einer Trauerpest, diese unglückliche Nachricht schnell in allen Provinzen. Auch die moabrischen Fürsten erhielten Kunde davon, glaubten Belisarius sey schon abgereiset, und waren nun mit ihren zahllosen Horden in das römische Gebiet eingefallen, wo sie, ihrer grausamen Art Krieg zu führen gemäß, wieder Alles mit Feuer und Schwert verheerten. Aber selbst die Gefahren, welche jetzt dem römischen Afrika droheten, konnten Belisar nicht bewegen, seine Reise nach Constantinopel zu verzögern. Indessen that er doch, was, da er selbst nicht bleiben wollte, unter diesen Umständen noch das Beste war.

Er befohl nämlich dem Salomo, in Afrika zu bleiben, übertrug ihm den Oberbefehl über das Heer und verstärkte es mit dem größten Theile seiner Leibwache, welche er dem Salomon zurückließ. Ein neuer furchtbarer Krieg nahm jetzt seinen Anfang; er dauerte beinahe fünfzehn Jahre, bedeckte die weiten Ebenen Afrika's mit Leichen und Trümmern, hatte Aufruhr in dem Heere und blutige innere Kriege zur Folge, führte grenzenloses Elend über alle Provinzen herbei, und hätte doch sammt allen seinen Drangsalen so leicht verhütet werden können, wäre Belisarius nicht, durch Justinian's Engbergigkeit und dessen niedere Eifersucht auf seinen Feldherrn, gezwungen worden, Afrika zu verlassen, bevor er noch sein so glorreich begonnenes, mit so vielem Glücke geführtes, und unter dem offenkundigen Schutze des Himmels schon so weit und so herrlich gediehenes Werk völlig vollendet hatte.

9. Wind und Wetter ehrten den Helden. Weder der Stürme noch Windstillen hemmten oder unterbrachen seine Reise und die Flotte lief in dem Hafen von Constantinopel ein, bevor man allda noch mit Gewißheit wußte, daß sie von Carthago abgesegelt sey. Freudig ward Justinian überrascht; Belisar's edles Benehmen entfernte allen Verdacht, und selbst der Reid mußte jetzt auf einige Augenblicke verstummen. Justinian war nun darauf bedacht, seinen Feldherrn auf eine Art zu ehren, wie seit den Zeiten August's kein Unterthan mehr war geehrt worden. Er gestattete ihm die Ehre des Triumphes; eine Feierlichkeit, welche die zweite Roma, seit ihrer Gründung bis jetzt noch nicht gesehen hatte.

10. Der Kaiser bestimmte den festlichen und merkwürdigen Tag, an welchem das schmachvolle Andenken an den 1. Julius des Jahres 455, wo Vandalen

sich mit den geraubten Schätzen und Denkmälern des alten Rom's siegprangend in Carthago einzog, auf immer sollte vertilget werden. — Von dem Palaste des Belisarius ging der feierliche Zug durch die vornehmsten und bevölkertesten Straßen der ungeheuren Hauptstadt nach dem Cirkus. Alle Schätze und Reichthümer der einst so gefürchteten, jetzt völlig in Staub getretenen vandalischen Nation wurden vorangetragen. Prachtige Waffentrümmen, goldene Throne und Kronen; nicht zu berechnende Kostbarkeiten an Juwelen, edeln Steinen und aus gediegenem Golde und Silber künstlich gearbeitetem Geschirre; eine Menge mit den feinsten Perlen und Edelsteinen gesüßter, purpurner Gewänder; alle glänzende Trophäen einer kriegerischen, einst mächtigen Nation; herrliche Bildsäulen, Gemälde und Vasen, unsägbare Denkmäler alter griechischer und römischer Kunst; sieben große Körbe, gefüllt mit gemünztem Golde, und endlich die einst von Titus erbeuteten und von Vespasian aus Rom hinweggeführten, großen, goldenen Gefäße und Leuchter des Tempels von Jerusalem.

11. Hierauf folgte ein langer Zug gefangener Vandalen, der Edelsten aus der Nation, ausgezeichnet durch hohen, germanischen Wuchs und schlanken, männlichen Körperbau. Vor ihnen her ging Belisarius in Purpur gekleidet. Die Spuren seiner ehemaligen Majestät waren auf seiner Stirne noch nicht erloschen, und in seinem Gange, wie in allen seinen Gebärden, lagen Anstand und Würde.

12. Eines Triumphwagens, gleich den alten römischen Triumphatoren, wollte Belisarius sich nicht bedienen. Gehüllt in das stille Bewußtseyn seiner Größe, ging er zu Fuß, an der Spitze seiner Bedienten, der treuen Gefährten seiner Thaten mit seinem

Ruhm. Er und Gelimer zogen jetzt alle Blicke der staunenden Menge auf sich; denn, unverkennbar dem sinnigen Zuschauer, trugen Beide ein von der Hand der Vorsehung selbst ihnen aufgedrücktes Gepräge an der Stirne. Belisarius als der Ueberwinder, mit höchstens fünf bis sechstausend Reitern,* eines der mächtigsten Reiche damaliger Zeit; Gelimer, als der Ueberwundene, an der Spitze eines Heeres von mehr als hundert und sechzigtausend Mann. Beide lehrten jetzt die Völker und deren Monarchen, daß es der König der Könige sey, welcher Kronen und Scepter, Macht und Herrschaft, nach seinem weisen und gerechten Wohlgefallen vertheile, und daß alle Nationen und ihre Beherrscher, wie zahlreich auch die erstern und wie mächtig auch die andern seyn mögen, dennoch vor Ihm sind, als — wenn sie nie gewesen wären.

13. Auf zwei goldenen Thronen saßen im Circus Justinian und Theodora. Jetzt betrat Gelimer den Hypoprom, hielt stille, überschaute stolz und ungebeugt den weiten Kreis, die zahllose Menge des Volkes, den Glanz des Kaisers und die Pracht seines Hofes, und rief dann einigemal laut aus: Vanitas vanitatum et omnia vanitas! langsam und ruhig schritt er dann vorwärts, legte, als er in die Nähe des kaiserlichen Paares gekommen war, den Purpur ab, trat näher hinzu, warf sich auf die Erde und be-

* In dem ganzen Feldzuge hatte Belisar nie Gelegenheit gehabt, sein Fußvolk zu brauchen; Alles war bloß mit 5- bis 6-tausend Pferden bestehenden Reiterei geschehen. Nur bei der Einnahme des feindlichen Lagers in der Ebene von Tricameren war das Fußvolk gegenwärtig; aber die Vandalen hatten es schon verlassen, bevor noch der Sturm begann.

rührte mit der Stirne die Stufen von Justinianus und Theodorens Thron. Um dem gestürzten Könige vielleicht die bitterste Empfindung seines Lebens zu lindern, trat nun auch Belisarius in seinem Siegeskranze herbei, warf sich, gleich Belimer'n, auf die Erde, und erwies denen, die auf dem Throne saßen, gleiche slavische Ehrenbezeugung: eine Ehrenbezeugung, die dem Geiste des Christenthums Hohn spricht, und welche selbst die Colern aus den heidnischen Cäsaren stets von sich zurückgewiesen hatten. *)

14. Justinian ernannte jetzt den Belisarius zum alleinigen Consul für das folgende Jahr; und um dessen glänzende Verdienste noch würdiger, durch ein bleibendes Nationaldenkmal zu ehren, ließ er goldene und silberne Münzen prägen, auf der einen Seite mit dem Brustbilde des Kaisers und auf der andern mit jenem des Belisar's und der Aufschrift: Belisarius der Stolz des römischen Reiches. **) Als Belisar am ersten Tage des folgenden Jahres sein Consulat antrat, feierte er einen zweiten Triumph. Auf seinem curulischen Stuhle ward er von gefangenen, edeln Vandalen nach dem senatorischen Palast getragen; auf dem Wege dahin warf er Geld, goldene und silberne Gefäße und andere von den Vandalen erbeutete Kostbarkeiten mit vollen Händen unter

*) Kaiser August wollte sogar nie zugeben, daß man ihn Dominus nenne.

**) Von den Zeiten August's bis auf Justinian hat man nur ein einziges Beispiel, daß diese, nach den Vorstellungen der Römer, nur dem herrschenden Imperator, überragende Ehre auch einem nicht zum Cäsar und Nachfolger ernannten Unterthan erzeigt ward.

das neben und um ihn her wogende Volk. In weit größerer Entfernung als gewöhnlich kamen alle Senatoren in festlicher Kleidung ihm entgegen und nun ward Belisarius abermals durch dreimaligen frohen Zuruf des Senates und des Volkes als Consul, Held und glorreicher Ueberwinder Africa's begrüßt.

15. Alle von Belisar dem Gelimer im Namen des Kaisers gemachten Verheißungen wurden treulich erfüllt. Er erhielt ausgedehnte und einträgliche Domainen in Galatien, wo er mit seiner Familie bis an das Ende seiner Tage in Reichthum und Ueberfluß lebte. Auch in den Patricierstand wurde Justinian ihn erhoben haben; aber ein Gesetz schloß die Arianer von dieser Würde aus; und da Gelimer sich weigerte, seinem arianischen Banne zu entsagen, so wollte auch der Kaiser sein erst unlängst gegebenes Gesetz nicht brechen. Hilderich's Töchter, des großen Theodosius Sprößlinge in weiblicher Linie wurden von Justinian und Theodora mit Wohlthaten und Reichthümern überhäuft und nachher an dem Hofe von Constantinopel auf eine ihrer erlauchtesten Geburt anständige Weise versorgt.

16. Aus den gefangenen Vandalen bildete Justinian fünf Reitergeschwader, welche Vandali Justinianer genannt wurden und ihre Standquartiere am Euphrat und Tigris erhielten. Procopius versichert, daß es eine treffliche Reiterei gewesen wäre, die in den persischen Kriegen dem Kaiser mit Eifer und Auszeichnung gedient hätte.*)

*) Warum in den persischen Kriegen und nicht damals, als es die Unabhängigkeit und Existenz ihrer eigenen Nation galt? — Weil, wenn es Gottes Wille ist, daß der

17. Vor dem Ausbruche des Krieges zählte die vandalische Nation etwas mehr als sechshunderttausend Seelen. Der Kampf dauerte nur drei Monate, war, wie der Leser weiß, nichts weniger als blutig, und sechs bis achthundert Tode entschieden den Gewinn oder Verlust einer Schlacht. Nur wenige Vandalen wurden daher erschlagen, nur einige Tausende zu Gefangenen gemacht, und dennoch verschwindet gleich nach Beendigung des Krieges die Nation und ihr Name auf immer aus der Geschichte. Nicht aufgerieben ward demnach die Nation, wohl aber unter andere Völker zerstreut und zersplittert; und ohne politischen, bürgerlichen oder religiösen Haltpunkt, vermischten die Vandalen, sowohl die, welche in dem römischen Afrika zurückgeblieben, als auch jene, welche zu den Mohren geflohen waren, sich nun frühzeitig mit den Eingebornen, und die Nation erlosch schnell von selbst, gleich einem Lichte, dem es an nährenden Brennstoffe gebricht.

18. Auf der Fahrt nach Constantinopel errangen sechshundert gefangene Vandalen wieder ihre Freiheit; sie hatten sich auf einem der Schiffe empor, ihre Wachen überwältigt und die Steuerleute gezwungen, nach den Küsten von Afrika zurück zu segeln. Da sie sich aber weder auf dem römischen Gebiete, noch in der Nähe desselben in Sicherheit glaubten; so zogen sie tiefer in das Innere des Landes und suchten sich jenseits der atlantischen Gebirge neue, außer dem Bereiche der römischen Waffen liegende Wohnsitze; und ein gelehrter Engländer,

Kranke sterben soll, auch der geschickteste Arzt sich täuschen, oder der Apotheker aus Versehen eine falsche Pflanze öffnen wird. —

welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts tiefer, als andere vor ihm, in das Innere von Afrika gedrungen war, glaubte in einem afrikanischen Völkchen, das durch weiße Gesichtsfarbe und langes, blondes, flachbartiges Haar sich auszeichnete, Abkömmlinge jener vandalischen Colonie gefunden zu haben: eine Vermuthung, die, weil auf schlechte Gründe gestützt, auch bis jetzt bloß eine, auf ihrem schwachen Werthe beruhende Vermuthung geblieben ist.

19. Unstreitig würde dieses schnelle, ja wohl plötzliche und ganz spurlose Verschwinden eines vor kurzem noch so zahlreichen, mächtigen und weit gebietenden Volkes eine in der Geschichte völlig unerklärbare Erscheinung seyn, wenn der religiöse Geschichtsforscher nicht auch hier wieder mit Staunen und anbetendem Danke den Finger der Allmacht erblickte. Seit Genserich bis auf Selimer, nur mit Ausnahme Hilderich's, hatten alle vandalischen Könige und ihr Volk die Kirche des Sohnes Gottes ununterbrochen angefeindet, deren Hirten geschlagen, die Heerden zerstreut, sie grausam und tigerartig verfolgt und, Greuel auf Greuel häufend, sich und ihr Volk mit einer furchtbaren Blutschuld belastet. Gottes Langmuth war endlich erschöpft. Die Stunde des Gerichts hatte geschlagen und die auf der Wagschale des Weltrichters zu leicht befundene Nation ward verworfen, der Scepter von Afrika ihr entrissen und ihr Name von dem Erdkreis vertilget.

20. Justinianus, dessen Schwert noch nie einem Feinde in das Auge geblitzt hatte, schmückte sich nun mit den stolzen Titeln: Africanus und Vandalicus; freilich mit etwas größerem Rechte, als mit welchem

er vorher schon den nicht minder streifenden Beinamen Slavonicus sich beigelegt hatte. *)

*) Es ist nicht wohl möglich, die Geschichte des merkwürdigen vandalischen Krieges mit unbefangener Aufmerksamkeit zu lesen, ohne auch in dem ganzen Gange, wie in allen Ereignissen desselben die überall sichtbar vorwaltende, alles leitende, lenkende, züchtigende und schützende Hand der Vorsehung zu erkennen. Wo alle nur gedentbare Hülsquellen versieget sind, da wird auch der Held in seiner Entschlossenheit keine neuen entdecken; und die Fesseln, welche Raum, Zeit und die Natur selbst, dem Menschen anlegen, vermag nur der Arm der Allmacht zu sprengen. Also blos deswegen und damit diese, aus lebendiger Darstellung der Thatfachen hervorgehende Wahrheit mit aller Zubringlichkeit des Gefühles dem Verstande wie dem Herzen des Lesers sich nähern möge, haben wir bei der Geschichtserzählung dieses merkwürdigen Krieges es für unsere Pflicht gehalten, stets in das vollständigste Detail, sowohl seiner Hauptereignisse als auch der dieselben begleitenden Nebenumstände, einzugehen. Eine Alles in einige wenige Totalverstellungen zusammenziehende Kürze wäre hier ein hikerisches Verbrechen gewesen, welches, indem es den Leser nicht mit den Begebenheiten, sondern blos mit dem Resultate derselben bekannt gemacht hätte, gerade eine der wichtigsten, aus der Geschichte zu abstrahirenden Lehren ihm und seinem geistigen Blicke verhält haben würde. — Nach allen Lehren der Erfahrung, nach den unwandelbaren, unerläßlichen Forderungen der Kriegskunst und selbst nach der ganz einfachen Regel des gesunden Menschenverstandes, konnte die gegen Afrika unternommene Expedition nicht anders als in allen ihren Theilen scheitern. Offenbar war es das abentheuerlichste, gewagteste und, man darf wohl sagen, tollste Unternehmen, gegen welches auch die öffentliche Meinung, wie die vereinten Stimmen im Staatrath, sich laut und ohne Rückhalt erklärt hatten. Einen, von dem Mittelraume eigener Macht weit entfernten, jenseits der Meere gelegenen, mächtigen Staat, welcher doch mehr als einmal schon die normannischen höchsten Anstrengungen junier Kaiserreiche:

verrückt hatte, man mit fünfzehntausend Mann erobern zu wollen! Mit dieser Handvoll Leute, ohne eine so begleitende Kriegsflotte, ein Meer zu durchschiffen, auf welchem noch bei Menschengedenken die vandalischen Flaggen überall trogend und wehend gemehrt hatten! Was hätte aus Belisar und seinem Heere werden müssen, wenn er zu einer Seeschlacht wäre gezwungen worden? Warum mußten Belisar und seine Großen allein nichts von den beinahe sechs Monate dauernden Kriegsrückungen des Kaisers, und warum war, besonders bei der ungemein langsamen Bewegung der Römer und deren Öftern und langem Aufenthalte, theils an der thracischen Küste, theils auf den Inseln des ägäischen Meeres, ihnen sogar unbekannt, daß ein so befeindendes Heer das Mittelmeer durchsegeln werde? War die sorglose Ruhe, in welcher die Wandalen schlummerten, wohl etwas anders, als die über der Nation schwebende, furchtbare Oede der nahenden Strafen Gottes? — Und endlich, als Belisar die Küste von Afrika zu Gesicht bekam, wußte er nicht einmal, wo er landen sollte; kein Hafen stand ihm offen, wo er bei der gewöhnlich nun stürmischen Jahreszeit seine Flotte in Sicherheit bringen konnte. Auf dem festen Lande hatte er keine einzige Festung, keinen Stütz- oder Stützpunkt, keine Magazine, keine Quellen seiner Subsistenz; denn diese ihm völlig abzu schneiden, dazu erforderte es, wenn die Feinde nur wollten, keinen großen Aufwand weder an Zeit noch an Kraft. Nichts war, wie Procopius selbst gesteht, den Wandalen leichter, als sich der römischen Flotte zu bemächtigen. Der kleine römische Heerhaufen, auf einer schmalen, unfruchtbaren Küstenstraße an das Meer gedrängt, an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel leidend, auf allen Seiten von einem an Zahl zwanzigmal stärkern Feinde umgeben, allen Entbehnungen ausgesetzt, und noch in einem heißen, den Römern ganz ungewohnten Klima, Tag und Nacht durch ununterbrochene Angriffe und Beschießungen immerfort im Arthem gehalten, beunruhigt, geplagt, zuletzt völlig erschöpft und ohne Hoffnung, binnen Jahresfrist von Konstantinopel Hilfe oder Unterstützung zu erhalten — — was hätte da auch das vermeinte Gemieth eines Cäsar's und Alexander's am Ende ausrufen können?

nen! Warum mußten die Wandalen bei allen Gelegenheiten gerade das thun, was den Römern das nützlichste, ihnen selbst aber das verderblichste war, und warum mußte, so oft ihnen eine glückliche oder wichtige Idee vorschwebte, stets irgend ein sogenannter Zufall deren Ausführung stören und verderbend durchkreuzen? Selbst in den beiden Hauptschlachten bei Decimus und Tricameron, denen wir nur deswegen diesen Namen beilegen, weil die Wandalen in der ersten bei hunderttausend, in der andern über hundert und sechzigtausend Mann in ihren Schlachtreihen stehen hatten: selbst in diesen beiden Schlachten wurden die Römer anfänglich bei Decimus völlig geschlagen, bei Tricameron dreimal mit Verlust wieder zurückgeworfen. Muß nun da nicht auf den Gedanken kommen, daß Gott gleichsam den Römern habe zeigen wollen, wie wenig gegen den weit überlegenen Feind ihre schwache Macht vermöge, wenn nicht Er Selbst, der Herr der Heerschaaren, vor ihren Fahnen herzog und seine Ehrenkinder die Feinde verwirrte, zerstreute und in die Flucht trieb? Alle Erfolge dieses merkwürdigen Krieges beweisen, daß jener fromme Bischof, der als ein Wort Gottes vor Kaiser Justinian erschien, weder ein Schwärmer, noch ein Träumer war.

Offenbar beruhet wahres Verständniß der Geschichte nur auf einer vollkommen klaren Anschauung ihres Details; und ein Abriß, der überall bloß die Grundlinien andeutet, oder eine Abkürzung, die nur hier und da das Einzelne, außer allem historischen Nexus, aus dem Ganzen herausreißet und hervorhebt, ist nicht Geschichte; denn es vermag nicht der Geist, in welchem das Geschehene geschehen ist, dem Leser wieder zu geben, und wird daher, weil die Vielartigkeit der Erscheinungen mit allen deren mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten und Sonderheiten verloren geht, weder die Erkenntniß des Lesers sehr erweitern, noch seinem Geist erleuchten, noch sein Herz erwärmen und daher ihm wenig oder gar kein Interesse einflößen können. Also nur aus lebendiger Darstellung des Besondern gehen die ehrwürdigen Gestalten verfloßener, und fremder Jahrhunderte lebendig hervor, und werden, wenn

XIII.

1. In Afrika hatte indessen der Krieg mit den maurischen oder mohrischen Stämmen begonnen. Dieses eben so zahlreiche als wilde, mit seinen Ochsen, Schafen und Kamelen, in den grenzenlosen Ebenen

der Leser die Wahrheiten höherer Ordnung, welche die erleuchteten Geister aller Zeiten ihm verkündigen, damit aufzufassen und seine eigene Denk- und Empfindungsweise daran anzuknüpfen vermag, ihm zum Lehne auch ein erhabeneres, selbstständigeres und edleres Daseyn ertheilen. Alle wahre Geschichte ist im Ganzen nichts, als Geschichte der zahllosen, wunderbaren Wege Gottes zur Erziehung des Menschenschlechtes zu einem künftigen, höhern Daseyn; von diesem sind alle unsere irdischen Verhältnisse, von welcher Natur sie auch seyn mögen, nur schwache Schemen und Bilder, aber an welchen unser unsterblicher Geist sich üben soll, an welchen er lernen muß, seine Kräfte zu gebrauchen, zu entwickeln und zu vervollkommen. In dieser Beziehung gewinnt die Geschichte Bedeutung und ihre eigenthümliche Würde, und hört auf ein subalternes Mittel zu seyn zur Befriedigung müßiger Neugierde, ist mit der speciellen Geschichte der Religion Jesu nicht nur eng verschwistert, sondern fließt mit derselben in ein Ganzes zusammen und bildet eigentlich nur mehrere Abtheilungen eines und desselben erhabenen Gegenstandes. —

Wenn jedoch Geschichte nichts ist und nichts seyn soll, als ein steriles Wissen, und der sich daher jense recht enge und compendiös gepackt und eingeschachtelt wünscht, um sie in eine noch leer stehende Schublade seines Gedächtnisses zu allzufälligem Gebrauch wohl gemächlich einzuschieben; dar hat ja unter hundert und abermal hundert Compendien die Wahl; da möge er zuGreifen und, unbeschadet ihm und uns, unser Buch aus den Händen legen.

Lybiens *) unſtet herumwandernde Hirſchvölk, welches Procop, jedoch ohne überzeugende Gründe, für Nachkommen der von Joſua vertriebenen Cananäer hält, deſſen Urfprung und frühere Schickſale aber, wie ſo vieler anderen Völker, in undurchdringliches Dunkel gehüllt ſind, war ehemals den Römern, während ihrer Herrſchaft in Afrika, größtentheils unbekannt geblieben. Raum daß die Mohren es wagten, ſich bisweilen den römischen Grenzen zu nähern, viel weniger noch dieſelben feindlich zu überfallen. Aber unter Genſeric's ſchwachen Nachfolgern trat dieſes Volk aus ſeiner Verborgenheit hervor, eroberte einen Theil der fruchtbaren Provinz Byzacene, bemächtigte ſich der auraliſchen Bergkette, beſetzte die ganze Küſtenſtrecke von Tanger bis Caſarea; und weder Hunnerich, noch deſſen Nachfolger waren im Stande, ihnen dieſe Eroberungen wieder zu entreißen. **)

*) Mit dem Namen Lybien bezeichnen die alten Geographen und griechiſchen Schriftſteller größtentheils ganz Afrika. Aber Aegypten ward von ihnen nicht zu Afrika, wie die Neuern thun, ſondern zu Aſien gerechnet. Indessen gab es doch zu Strabo's Zeiten ſchon einige Geographen, welche den arabiſchen Meerbuſen zur Grenze Aſiens und Africas machten und ſolglich Aegypten zu Afrika zogen. — Der Theil von Afrika, welcher den Römern vor den Zeiten Genſeric's gehörte, und deſſen Grenzen gegen Norden und Weſten das mittelländiſche und atlantiſche Meer, gegen Oſten und Süden aber die Wüſten Lybiens (heut zu Tage die Wüſten Sahara und Barlan) waren, ward gewöhnlich auch Klein-Afrika genannt.

**) Nicht alle mohriſchen Stämme führten ein herumziehendes Leben. Die in Numidien wohnten, hatten Dörfer und kleine Städte und baueten das Land. Indessen war ihre Anzahl nicht groß; die Mehrtheil waren Nomaden, zogen mit ihren Pferden herum und führten ihre Zelte,

2. Durch Belisar's schnelle Fortschritte geschreckt, hatten sie sich, während des kurzen Kampfes mit den Wandalen, ruhig verhalten, sich sogar geschmeichelt und geehrt gefühlt, als Belisar, zum Zeichen der römischen Oberherrlichkeit, ihren Fürsten im Namen des Kaisers die königlichen Insignien überlieferte.*) Aber die Abreise des großen Feldheeren war das Signal zu einem allgemeinen Aufstande. Zahllose Schwärme von Vandalen fielen raubend und verheerend in Rumilien und Byzacene ein. Zwei kleine römische Heere

die bei Callus mapalia heißen, überall mit sich. Sie hatten, wie die Ägypter überhaupt, ungemein schnelle und dabei äußerst zahme Pferde, die sie ohne Zaum und Bügel bloß mit einer Zügelgerte regierten, und die beinahe eben so zahm und folgsam waren, wie die Hunde. Der Gebrauch des Sattels war ihnen unbekannt; und auf unbedeckten Pferden sitzend, fochten sie mit Lanzen und Schwertern, welche beide Waffen sie wirklich ziemlich gut zu führen verstanden. Jene, welche zu Fuß fochten, waren mit großen, aus Elephantenleder gemachten Schilden bedeckt; sie selbst in Löwen-, Panther- und Bärenfellen gekleidet. Nach Art aller Nomadenvölker war ihre Lebensart äußerst einfach; ihre Nahrung bestand nur in Baumfrüchten, Wurzeln und Kase. Wein tranken sie nicht, bloß Wasser; und wenn sie Fleisch aßen, welches höchst selten geschah, so nahmen sie hierzu kein Stück aus ihren Herden, welche sie ungemein liebten und schonten, sondern bloß Thiere, welche sie auf der Jagd erlegt hatten. Sie waren ungemein behende, konnten die größten Beschwerden und Mühseligkeiten ertragen, brachten den größten Theil ihres Lebens unter freiem Himmel zu, waren daher stark, gesund, selten krank und starben, wenn sie nicht im Kriege oder von wilden Thieren aufgezogen wurden, größtentheils in einem sehr hohen Alter.

*) Diese bestanden unter den römischen Kaisern in einem silbernen Scepter, einer mit Gold oder Silber gefüllten

häuser, sammt deren tapfern Anführern Rugan und Rufinus wurden völlig ausgerieben, und von den Zinnen der Thürme von Carthago konnte man den Rauch der weit und breit umher in Flammen stehenden Städte und Dörfer erblicken.

3. Salomon, welchem, wie der Leser weiß, Belisarius, bevor er Afrika verließ, den Oberbefehl übertragen hatte, stand kaum noch an der Schwelle des männlichen Alters; aber seine Jugend minderte nicht sein Verdienst, und dieses rechtfertigte vollkommen die von Belisarius getroffene Wahl. Salomon versuchte zuerst gütliche Wege, sandte einen Boten des Friedens an die mohrischen Fürsten, ließ aber zugleich ihnen auch drohen, daß, wenn sie seine Anträge verwerfen sollten, ihre Kinder, welche als Geiseln in den Händen der Römer waren, zum Tode würden geführt werden. Die Mohren verlachten Salomon's Drohungen und ließen ihm sagen, daß wohl die Römer für die Erhaltung ihrer Kinder besorgt seyn müßten, weil ihnen nur eine Frau zu haben erlaubt wäre; sie aber, die gewöhnlich vierzig bis fünfzig Weiber hätten, wären dieser Sorge überhoben, indem es ihnen nie an Kindern und Nachkommenschaft fehlen könnte. — Salomon zog nun sein kleines Heer zusammen, ging den Mohren entgegen, schlug sie in zwei entscheidenden Treffen, tödtete über sechzigtausend Feinde und jagte sie aus ganz Byzacene und

Proc. Bell.
Vand. l. 1.
c. 25.

Wäße, einem weißen Mantel, in gestickten Schuhen und einer, ebenfalls durch allerlei in Gold oder Silber verfertigten Stickereien gezierter und mit Figuren bemalten Tunica. In den letzten Zeiten und besonders von den Vandalen erhielten sie gewöhnlich auch noch Geschenke an Geld, welches, nach dem Zeugniß des Prokopius, ihnen sehr willkommen war.

Nymidien. Naud. Indessen blieb die Sicherheit der römischen Provinzen doch immer noch gefährdet, so lange die Nubren im Besitze der aurasischen Bergreihe waren. Salomon beschloß, sie auch hier zu vertreiben und den Garten Nymidiens wieder mit dem römischen Gebiete zu vereinigen.

4. Von dem im Westen Afrikas sich erhebenden, hohen, bis über die Wolken reichenden und mit ewigem Schnee bedeckten atlantischen Gebirge ist das aurasische einer der niedern Aeste und dennoch in dem römischen Afrika bei weitem das höchste Gebirg; wild und zerschreckend sind die Außenwände und der Abhang desselben; man sieht nichts als schroffe Felsen und ungeheure Steinmassen; aber auf dem Gipfel der Berge streckt sich eine weite, von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche durchschnittene Fläche hin, die, von der Natur mit ihren schönsten Gaben geschnückt, in einem Umkreise von drei Tagereisen die seltenste Mannigfaltigkeit des Bodens und des Klimas in sich vereint; und deren anmuthige Thäler, fruchtbare Hügel, liebliche Auen und schattige Haine, in sanftem, ergötzendem Wechsel, den Freund der Natur eben so sehr entzückten, als die Leppigkeit und ungemessene Vegetationskraft des Bodens dessen Erstaunen erregte. Alle Getraidearten und edlern Früchte waren hier schöner, größer und geschmackhafter als in dem ganzen übrigen Afrika, und nicht mit Unrecht ward der Gipfel dieses Gebirges das Paradies oder der Garten Nymidiens genannt. In den Zeiten der Kraftfülle des römischen Reiches stand hier die Stadt Lambesa, berühmt durch einen Tempel dem Aesculap geweiht, berühmt durch ein großes Amphitheater, öffentliche Bäder und herrliche Säulengänge. Die Stadt soll über vierzigtausend Einwohner gezählt haben; und viel kleiner, oder um vieles weniger bevöl-

Verr. Kann sie auch nicht wohl gewesen seyn; denn sie war das Stadtquartier einer ganzen römischen Legion. *)

3. Auf einem über der Oberfläche beinahe senkrecht sich erhebenden Felsen pflegten die moabrischen Fürsten, besonders Jabbas, einer der mächtigsten derselben, in Zeiten des Krieges und der Unruhe ihre Frauen und Schätze in Sicherheit zu bringen. Gegen jeden Angriff glaubten sie solche hier geschützt; denn es war bei ihnen zu einem Sprichwort geworden, daß derjenige Feuer zu fressen im Stande seyn müsse, der es wagen dürfte, die anrassenden Felsenwände zu entzünden. Um diese große Naturfeste einem feindlichen Heere desto unzugänglicher zu machen und den Bandalen in der Nähe derselben keinen Waffenplatz zu lassen, hatten die Moabrer zu Punnerich's Zeiten das am Fuße des Gebirges liegende Lammage zerstört; und auch diese Ruinen zeugten von einer einst blühenden, vollreichen Stadt. Um die Moabrer in dem Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen, schloß der römische Feldherr mit zwei, von Jabbas beistehenden moabrischen Fürsten einen Bund und zog die feindlichen Heere gegen das aurassische Gebirg. Aber San Tomon's Bundesgenossen waren ein treuloses Gesindel, und von ihren Begreifern irregeführt und in allen feindlichen Bewegungen und Unternehmungen an Jabbas verrathen, mußte er, als die Römer schon einen Theil des Felsens erstiegen hätten, aus Mangel an Bekanntheit

*) Die römischen Legionen waren nicht in jeder Hinsicht von gleicher Stärke. In den ersten Zeiten der Republik bestand sie aus viertausend, nach dem ersten punischen Kriege aus sechstausend und unter den letzten Herrschern aus achttausend Mann.

nla von seinem Unternehmen abstecken und unverrichteter Dinge nach Carthago zurückkehren.

6. Besser vorbereitet und der Wege wie der Natur des Gebirges mehr kundig, wollte Salomon im folgenden Frühjahr einen neuen Versuch machen, sich desselben zu bemächtigen. Aber unter der römischen Besatzung in Carthago brach eine furchtbare Empörung aus. Die Auführer wählten einen gewissen Eiozas, einen gemeinen Soldaten, dem es aber nicht an Verstand und wilder Kühnheit gebrach, zu ihrem Anführer, ermordeten mehrere Officiere von dem ersten Range, plünderten deren Wohnungen und zwangen den Salomon, der, hätte er sich nicht in einer Kapelle verborgen, von den Wüthenden wäre in Stücke zerrissen worden, mit dem Geschichtschreiber Procopius, den Belisarius ihm ebenfalls beigeordnet hatte, aus Carthago zu entfliehen und sich bei nächster Weile ganz heimlich, zuerst nach Sicilien und dann nach Constantinopel einzuschiffen. Die Auführer, nicht stark genug, um sich in Carthago behaupten zu können, gingen nach Numidien, überredeten das dort stehende römische Corps, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, zogen viel mohrisches Kavallerie und eine Menge noch im Lande zerstreute Banden an sich, bildeten auf diese Weise ein ansehnliches Heer und bedroheten Carthago mit einer förmlichen Belagerung; und die Sachen stunden schon auf dem Punkte, daß Afrika beinahe jetzt eben so schnell für den Kaiser wäre verloren gegangen, als es von Belisarius für denselben war erobert worden.

7. Zum Glücke hatte Justinian seinen Neffen Germanus zum Nachfolger des Salomon ernannt. Diesem wahrhaft edeln, klugen und tapfern jungen Manne gelang es bald, die Empörung zu dämpfen

und Zucht und Ordnung in dem römischen Heere wieder herzustellen. Nur die Frechsten der Aufrührer wurden bestraft; alle Uebrigen durch die Milde und herablassende Behandlung des Feldherrn wieder zu ihrer Pflicht zurückgeführt. Der verdienten Strafe entzog sich Etozas durch schnelle Flucht, heirathete bald darauf die Tochter eines moabrischen Fürsten, ließ sich in dessen Gebiete nieder und entsagte auf immer dem Namen eines Römers.*) Die römischen Waffen machte Germanus den Mohren wieder furchtbar, gewann aber dabei auch durch seine Freigebigkeit mehrere ihrer Fürsten, hielt sie sämmtlich, so lange er den Oberbefehl führte, in einer gewissen ehrfurchtvollen Entfernung von dem römischen Gebiete; und unter seiner weisen und gerechten Verwaltung genoß Afrika nun wieder zwei Jahre der Ruhe und des Friedens. Aber Theodoros, Haß, die den jungen Germanus stets von allen Staatsgeschäften zu entfernen suchte, verfolgte denselben auch jenseits des Meeres. Nach zwei Jahren ward er schon wieder zurückgerufen; und kaum war er abgereiset, als auch die Mohren wieder Afrikas unglückliche Provinzen auf das neue zum Schauplatz ihrer Verheerungen machten.

B. Mit einer Verstärkung von einigen tausend Mann ward nun Salomon wieder von Justinian nach Afrika geschickt. Er schlug die Mohren in einer blutigen Schlacht, zog hierauf gegen die aurassischen Berge und, jetzt glücklicher als das erstemal, bestieg er

*) Aber sein Sohn ward mehrere Jahre nachher ebenfalls als Aufrührer und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, nach Constantinopel geführt und dort aufgehängt, nachdem ihm vorher noch beide Hände waren abgehauen worden.

ohne Verlust den Berg, erklimmte sogar den gemeinſamen Felsen und bekam alle Frauen und Schätze des moabitiſchen Königs Jabbas in ſeine Gewalt. Um den Beſitz des Berges den Römern zu ſichern, ließ Salomon der Natur nun auch noch durch die Kunſt zu Hülfe, ließ an einigen Orten kleine Feſtungswerke errichten und ſchützte auf ſolche Weiſe dieſe wichtige Bergkette, wie die von derſelben beherrſchten Ebenen gegen alle fernern Einfälle der Feinde. Numidien ward nun völlig von den Moabiten geräumt, worauf Salomon nach Mauretanien zog, und auch das längſt ſchon verlorene Mauretania Sitifiſienſis*) wieder mit den römischen Beſitzungen verband.

9. Den Moabiten war jetzt aller Muth entfallen, noch ferner ihre Kräfte mit jenen der Römer zu meſſen. Aber was ſie ſo kleinmüthig machte, war nicht der Verluſt des anſäſſigen Gebirges, ſondern vielmehr der Umſtand, daß ihr Ueberwinder Salomon keinen Bart hatte. Sie erinnerten ſich nämlich einer alten Prophezeiung, worin ihnen war vorhergeſagt worden, daß ſie, die damals ſo glücklich gegen die Vandalen kriegten, doch einſt von einem Unüberſiegbaren würden überwunden werden. Durch einen unglücklichen Zufall war Salomon ſchon in früher Jugend ein Verſchnittener geworden, hatte demnach keinen Bart, und die Moabiten, welche ſtreif und feſt glaubten, daß die Prophezeiung in Erfüllung gegangen ſey und, wenn ſie ſich nicht ruhig verhielten, auch noch ferner in Erfüllung gehen werde, wollten nun um keinen Preis mehr Etwas mit dem karalotiſchen Feldherrn zu ſchaffen haben.

*) Der dem vierten Jahrhundert ein Theil und zwar der öſtliche Theil von Mauritanien zugehörte.

10. Vier Jahre genoß jetzt das römische Afrika der Ruhe eines ununterbrochenen Friedens; und gewiß würde die Herrschaft der Römer sich nun vollkommen befestiget und dieser glückliche Zustand noch länger gedauert haben, hätte nicht, durch blinde Vorliebe zu seinen drei Neffen, Salomon selbst sein eigenes Werk wieder zerstört. Da der tapfere und in jeder andern Rücksicht alles Lobes würdige Verschüttene keine Kinder haben konnte; so übertrug er die ganze Härlichkeit eines Vaters auf seines Bruders drei Söhne: Sergius, Cyrus und Salomon. Er ließ sie nach Afrika kommen und erhielt von Justinian für Sergius die Statthalterschaft von Tripoli und für Cyrus jene der Provinz Pentapolis. Leider waren es drei lüderliche, durchaus verdorbene junge Leute, ohne alle Kenntniß und Erfahrung, aber eben daher voll Dünkel und Stolz, dabei äußerst heftig und aufbrausend, und ohne allen Begriff von Tugend, Recht und Gerechtigkeit.

11. Den leucathischen Mohren hatte Sergius die jährlichen, traktatmäßig ihm gebührenden Geschenke zurückgehalten. Jene klagten darüber, und da man ihren Klagen kein Gehör gab, griffen sie zu den Waffen und bedroheten die Provinz Tripoli mit einem feindlichen Einfalle. Sergius versprach, sie zu befriedigen, und unter dem Vorwande, die gegenseitigen Beschwerden freundlich auszugleichen, beehrte er, daß einige der Vornehmsten von den Lemathen nach Septis magna, wo der Statthalter seinen Sitz hatte, kommen möchten; er verhiess ihnen volle Sicherheit für ihr Leben, wie für ihre Freiheit, und bekräftigte diese Verheißung durch einen feierlichen, über dem heiligen Evangelienbuch geschwornen Eid. Vier und achtzig der angesehensten Männer aus der Nation kamen nun nach Septis. Sergius empfing sie sehr

Freudlich und lud sie noch am nämlichen Tage zu einem großen Gastmahle ein. Die Leucathen kamen; aber kaum hatten sie sich an Tisch gelegt, als des Sergius Trabanten hereintraten und sie sämmtlich unter den Augen des jungen Tyrannen ermordeten..

12. Diese unerhörte Treulosigkeit empörte alle moabrischen Stämme, sie griffen zu den Waffen und fielen in die Provinz von Carthago ein. In Jahren schon ziemlich weit vorgerückt, schallte der alte Salomon doch noch einmal den Harnisch an und zog gegen die Feinde. Bei Thebeste stießen beide Heere auf einander. Die Moabren waren ungleich zahlreicher, als Salomon sie vermutet hatte, und den ungewissen Ausgang einer, gegen einen so sehr überlegenen Feind zu liefernden Schlacht befürchtend, beschloß Salomon, den Weg der Unterhandlung zu versuchen. Sowohl wegen des begangenen Mordes, ließ er ihnen sagen, als auch in Ansehung aller ihrer übrigen Beschwerden wollte er ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie möchten jetzt nur ruhig nach Hause ziehen; er erbielte sich, sein ihnen jetzt gemachtes Versprechen, durch einen über dem Evangelienbuch zu schwörenden Eid zu bekräftigen. Die Moabren ließen ihm zurücksagen, bevor sie wieder einem über dem Evangelienbuch geschworenen Eide trauen könnten, müßten sie erst durch eine Schlacht die Probe gemacht haben, daß das nämliche Buch, welches die Christen für heilig hielten und worauf sie zu schwören pflegten, auch den Meineid zu strafen im Stande sey. Diese Probe ward gleich am andern Tage gemacht, und sie zeugte für die Heiligkeit des Eides; denn die Römer wurden gänzlich geschlagen. Salomon focht mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit, trieb überall, wo er war, die Feinde vor sich her; aber endlich ward sein Pferd verwundet, stieg in die Höhe, überschlug

sich mit seinem Reiter und stürzte sammt diesem in einen tiefen felsigen Graben. Am ganzen Körper gerädert und zerquetscht, konnte Salomon sich nicht mehr auf dem Pferde halten, ward daher von den, die fliehenden Römer verfolgenden Mohren bald eingeholt, und von einem derselben ihm der Kopf abgeschlagen. So starb dieser kluge, tapfere, einst mit so vielen Lorbeern bedeckte Feldherr. Affenliebe zu seinen unwürdigen Nissen hatte am Ende seiner Tage seinen Ruhm befleckt, und er fiel als ein trauriges, aber gerechtes Opfer seines blinden, die Wohlfahrt von Millionen Menschen auf ein muthwilliges Spiel setzenden Nepotismus.

13. An die Stelle seines Oheims trat Sergius; er übernahm den Oberbefehl über das gesammte kleine Heer und erhielt von Justinian, der noch nie eine so schlechte Wahl getroffen hatte, die Oberstatthalterschaft über ganz Afrika. Seiner Thorheiten, Gewaltthatigkeiten und Ausschweifungen war nun weder Maß noch Ziel. Aber noch schlechter und verdorbener, als er selbst, war sein jüngerer Bruder Salomon. Dieser hatte von dem Kaiser zwar keine Statthalterschaft erhalten, stand jedoch seines Oheims und seiner Brüder wegen in großem Ansehen, und glaubte daher ebenfalls sich alles erlauben zu dürfen. Bei Thebeste war er gefangen worden, hatte sich für einen gebornen, aber leider! in Sklavenstand versetzten Vandalen ausgegeben, und den Mohren einen nahe bei Thebeste wohnenden Arzt, Namens Pegasus genannt, welcher ihn kenneete, sein Freund wäre und sehr gerne das Lösegeld für ihn bezahlen würde. Die Lüge ward geglaubt und Pegasus davon benachrichtiget. Dieser kam eiligst herbei, bezahlte die als Lösegeld geforderten fünfzig Goldstücke und reisete mit dem Sa-

Salomon nach Carthago. Unterweges überließ sich der Dube wieder allen und den infamsten Ausschweifungen. Pegasus glaubte, ihm darüber einige gelinde Vorstellungen machen zu müssen, und zum Dank, daß er ihm Leben und Freiheit gerettet hatte, ließ das junge Ungeheuer dem Pegasus nun den Degen durch den Leib. Bald darauf ging Salomon nach Constantinopel. Da die Andernwandten des Ermordeten Klage gegen ihn erhoben hatten, so wollten die Gerichtshöfe sich seiner bemächtigen; aber durch Theodoros Einfluß erhielt er kaiserliche Begnadigungs- und Sicherheitsbriefe, und den Gerichtshöfen ward alles fernere Verfahren gegen ihn untersagt. Dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit war auf diese Weise Salomon glücklich entronnen; aber nicht so jenem des sichtbaren Richters; denn kaum hatte er den erwähnten kaiserlichen Freibrief erhalten, als er wenige Tage nachher, vom Schlage getroffen, eines plötzlichen und in seiner Lage gewiß höchst bejammernswerthen Todes starb.

14. Durch des Sergius tollkühn, ungerechtes und gewaltthätiges Betragen war indessen ein allgemeiner Bund aller moabrischen Völkerstämme zu Stande gekommen; selbst Antalas, ein vorzüglich mächtiger Moabrenfürst, welcher bis jetzt den Römern noch am meisten ergeben gewesen war, hatte sich nun ebenfalls zu seinem Landvolken geschlagen. Er that jedoch diesen Schritt nur mit schwerem Herzen und schrieb daher vorher an den Kaiser, daß er sogleich die Waffen niederlegen und auch seine ganze Nation ein Gleiches zu thun zu bewegen suchen würde, wenn Justinian nur den allgemein verabscheuten, den Römern wie den Eingebornen und diesen wie den Moabren gleichgeachteten Sergius aus Afrika zurückberufen wollte. Leider blieb dies Schreiben unbeantwortet; dem Ser-

gleich hatte eine Tochter Antonines, der bekanten Busenfreundin der Kaiserin, geheirathet, und in Theoporens Augen galt dieser Umstand mehr, als das Wohl von Afrika und die Erhaltung seiner Provinzen.

15. In Afrika stieg indessen mit jedem Tage die Noth und das Elend der Römer wie der Eingebornen. Die Mohren verheerten nicht nur das platte Land, sondern eroberten selbst große und bedeutende Städte, wie z. B. Adrumet, woraus sie jedoch, obgleich nicht durch die Ringheit und Tapferkeit des Sergius, sondern durch die List und Entschlossenheit eines Priesters mit Namen Paulus, wieder vertrieben wurden. In Constantinopel liefen nichts als traurige Berichte und Klagen über Klagen gegen die Verwältzung des Sergius ein. Justinian ward endlich bemühet, zwar nicht den Sergius zurückzurufen, aber doch den Patriarchen Theopandus *) mit einigen Truppen nach Afrika zu schicken und in gleicher Würde dem Sergius an die Seite zu setzen; der letztere sollte die Mohren aus Numidien, der erstere aus Byzacene vertreiben. Diese Abwendung der Gewalt war den römischen Angelegenheiten in Afrika mehr verderblich als beförderlich. Statt seinen neuen Kollegen in dessen Operationen zu unterstützen, suchte Sergius vielmehr sie zu hemmen und zu durchkreuzen, und das ohnehin schon schwache Heer nunmehr in zwei einander beinahe ganz fremde Heer-

darf aber ja nicht mit jenem Theopandus verwechselt werden, welcher unter Anastasius in den Kriegen gegen die Perser so sehr sich auszeichnete. Dieser war bei der Expedition nach Afrika gestorben. Der hier die Rede ist, hatte eine Tochter und eine Schwester des Kaisers, zur Gemahlin.

hatten getheilt, war jetzt noch weniger als vorher im Stande, den von allen Seiten sie umgebenden zahlreichen Feinden die Spitze zu bieten. Zudem hatte Möröbindus von dem Kriege auch nicht die mindeste Kunde; gerscht, friedliebend und ohne allen Ehrgeiz, hatte er noch nie einen Feind gesehen; und eine durch nichts zu überwindende Feigheit war ein hervorstechendes Grundzug seines Charakters. Als er in Carthago angekommen war, und man ihm sagte, daß ein Heer von Mähren nur noch einige Tagereisen von der Stadt entfernt wäre, brachte er einige Tage mit Berathschlagen zu, ob es wohl jetzt schon nöthig sey, daß er selbst in höchst eigener Person sich an die Spitze des Heeres stelle; als die Frage nach langen Debatten endlich beschließend entschieden war, brachte er eine nicht minder lange Zeit damit zu, seine Waffenrüstung zu ordnen, und als auch dieses geschehen war, blieb er dennoch in Carthago zurück. Zum Glück, daß die Mähren sich zurückzogen; aber bei seinen Soldaten ward Möröbindus zum Gelächter, und eben sobald auch den Feinden zum Gespötte. Durch die mit kleinen Truppenabtheilungen in verschiedenen Provinzen stehenden Unterfeldherren, suchte nun der neue Statthalter die Fortschritte der Feinde zu hemmen; aber die Befehle, welche er sandte, wurden wenig geachtet. Jeder der kommandirenden Officiere handelte, wie es seinem eignen Interesse am zuträglichsten war, und that nicht mehr und nicht weniger, als ihm jedesmal zu thun gerade in den Sinn kam.

16. In Numidien stand ein ziemlich beträchtlicher Heerhaufe unter dem Befehle eines gewissen Gontharis, eines Officiers von vieler Erfahrung im Kriege, der aber mit der Tapferkeit und Kühnheit eines entschlossenen Heerführers einen noch weit höheren Grad von Beweglichkeit erband, und bei dem

Gedanken gar nicht erschraf, die gegenwärtige allgemeine Verwirrung zu seinem Vortheile zu benutzen und sich zum unumschränkten, von dem Kaiser unabhängigen Beherrscher von Afrika zu machen. Es gelang ihm, den Antalas in sein Interesse zu ziehen; er versprach demselben, wenn glücklicher Erfolg ihr Unternehmen krönen sollte, ihm die ganze Provinz Byzacene abzutreten. Mit zahlreichen mohrischen Schaaren zog nun Antalas gegen Carthago. Gontharis bilte ihm voran und zog, unter dem Scheine, seinem Oberfeldherrn eine Verstärkung zuzuführen, ungehindert in die Stadt. Des Verräthers Plan war, den Aërobindus zu einem Treffen gegen die Mohren zu bewegen, diese völlig zu schlagen, dann den Aërobindus in dem Getümmel zu ermorden, und auf diese Weise beide Feinde mit einem Schlage zu vertilgen. Aber Aërobindus war um keinen Preis zu bewegen, sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Gontharis, der nicht lange zögern zu dürfen glaubte, warf also die Larve ab, versammelte von Carthagos Besatzung so viele Leute als er konnte, hielt eine aufrührerische Rede an sie, ward von ihnen zum Oberfeldherrn ausgerufen und pflanzte nun förmlich die Fahne der Empörung auf. Sobald Aërobindus davon Nachricht erhielt, wollte er sogleich sich einschiffen und nach Constantinopel entfliehen; aber der tapfere Artaban, ein Persarmenier und Anführer des Corps Persarmenier, das mit Aërobindus nach Afrika gekommen war, flößte ihm wieder Muth ein, sammelte die noch treu gebliebenen Soldaten und ging mit diesen und seinen Persarmeniern den Aufrührern entgegen. Um den Muth der Seinigen noch mehr zu befeuern, war Artaban so sehr mit Bitten in den Aërobindus gedrungen, daß dieser ihm endlich versprach, ihn zu begleiten und wenigstens Zeuge des Gefechtes zu seyn. Als die Aufrührer den gefürchteten Artaban gegen sich an-

räden ſahen, entſiel ihnen ſchon zum Theil der Muth. Es dauerte nicht lange, ſo ſingen ſie an zu weichen, und der tapfere Perſarmenier hatte beinahe den Sieg in Händen, als Herobindus, ungewohnt der blutigen Scenen einer Schlacht, plötzlich den Kopf verlor, ohne alle Urſache davon floh und in einer Kirche außerhalb der Stadt ſich verbarg. Als Artaban's Leute dieſes ſahen, begaben ſie ſich ebenfalls ſämmtlich auf die Flucht; Artaban ſelbſt ward von dem Strome der Fliehenden mit fortgeriſſen. Gontharis war nun Sieger, bemächtigte ſich des Palaſtes und des Hafens, beſetzte alle Thore der Stadt mit ſeinen Leuten und ſchickte zu dem Herobindus den Kenatus, Biſchof von Carthago, mit dem Auftrage, jenem zu ſagen, daß er in voller Sicherheit nach dem Palaſte zurückſehren könnte.

17. Leider war damals Meineid ein ſehr gewöhnliches, beinahe in allen Ländern herrſchendes Loſter. Die Kirche trauerte darüber und ſann auf allerlei Formen und Cerimonien, welche nur immer der Eidesleiſtung eine noch größere Feierlichkeit ertheilen, die ganze Seele des Schwörenden ergreifen, ſeine Sinnlichkeit ſchrecken und ihm einen hohen und furchtbaren Begriff von der Heiligkeit eines Eides beibringen könnten. Zu dieſen Formen gehörte nun auch, daß man damals an manchen Orten vorher ein Kind taufte und dann den Schwörenden über dem Taufſteine und dem getauften Kinde den Eid ablegen ließ. — Herobindus, der den ſüßen Worten des Gontharis nicht trauete, begehrte, daß der Biſchof die heilige Taufhandlung vornehmen und hierauf die ihm gemachten Verſprechungen im Namen des Gontharis durch einen Eid bekräftigen ſollte. Kenatus that es, und nun legte Herobindus alle Zeichen ſeiner bisherigen Würde ab, ging in Sclavenleiſtung an

der Hand des Bischofes in den Palast, warf sich dem Gontharis zu Füßen und bat, ihm das gekaufte Kind darreichend, in den lebendlichsten Ausdrücken, daß er doch seines Lebens schonen möchte. Gontharis hob ihn auf, wiederholte noch einmal alle vom Bischofe ihm gemachten Zusagen und lud ihn sogar zur Tafel ein, wo er ihm den ersten und vornehmsten Platz überließ. Nach eingenommenem Mahle ward ihm ein prächtiges Gemach in dem Palaste angewiesen. Hier verbindend hatte nun alle Furcht abgelegt, er glaubte mit Zuversicht, nach drei Tagen, wie man es ihm versprochen hatte, sich mit seiner Gemahlin nach Constantinopel einschiffen zu dürfen; aber kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, als einige Trabanten des Gontharis hereintraten und ihn, ungeachtet des jammervollen Geschreies, welches er erhob, unter vielen Wunden ermordeten,

18. Inmitten dieser Thaten that jetzt Gontharis seinem Ziele. Mit dem Ariaban, den er als einen sehr tapfern und brauchbaren Officer kannte, hatte er sich ausgesöhnt; ihn sogar in seine Dienste genommen; aber wenig oder gar nicht bekümmerte er sich jetzt mehr um seinen Bündesgenossen Antalas; nicht einmal die, im Falle, daß Gontharis Herr von Carthago seyn würde, dem Antalas versprochene Summe ließ er ihm zustellen. Als der moabitische Fürst sich betrogen sah, sagte er sich von dem Tyrannen los und erklärte sich wieder für die Partei des römischen Kaisers. Gontharis gab dem Ariaban den Auftrag, die Moabiten zu vertreiben, wo möglich sie zu vernichten. Ariaban schlug sie aus dem Felde, hütete sich aber, sie zu verfolgen. Ihr Befehl war daher mit unbedeutendem und bei Gontharis entschuldigtem Ariaban mit der, in Ansehung der Zahl, ihm aufzuhopfen Ueberrest des Feindes. Dieser beschloß nun, mit allem

ihm nicht das Geheimniß der Verschwörung und die Namen der Verschwornen entreißen könnten.

21. Aber Artaban selbst, der bei dem Gastmahle an der linken Seite des Gontharis lag, vermochte sich nicht so vollkommen zu beherrschen, daß er nicht, je mehr der Augenblick der Ausführung herannahete, öfters alle Farben seines Gesichtes verändert hätte. Es war so auffallend, daß die meisten der anwesenden Gäste es bemerkten, und es wäre ihnen wirklich kein leichtes gewesen, den Gontharis zu retten, weil beinahe alle schon ahneten, was vielleicht sehr bald geschehen dürfte. Aber durch seine Grausamkeit war ihnen der Tyrann ebenfalls gehässig worden; und so hielten sie es für rathsamer, den Ausgang der Dinge ruhig abzuwarten. Wie gewöhnlich überließ Gontharis sich wieder seinem Hange zum Trunke. Artesires und einer der Mithersabenen, Namens Georgios, befanden sich als Begleiter des Artaban's unter den übrigen Trabanten des Tyrannen in dem Speisesaale. Gontharis zeigte sich an diesem Tage ungemein gütig gegen seine Trabanten; er nahm öfters ganze Platten mit den köstlichsten Speisen und reichte sie ihnen hin. Als Artesires bemerkte, daß sämtliche Trabanten bis auf drei hinausgegangen waren, um das, was man ihnen gereicht hatte zu essen, so ging er unter dem Vorwande, daß er dem Gontharis etwas heimlich zu sagen habe, auf ihn zu, zog dann plötzlich sein Schwert und gab ihm einen so gewaltigen Hieb auf den Kopf, daß der vordere Knochen zerschmetterte und ein Finger der rechten Hand, mit welcher er den Herrsch abhalten wollte, ihm abgehauen wurde. Dieser Wunde ungeachtet, hatte Gontharis noch so viele Kraft, daß er von seinem Sitze aufsprang und nach dem Schwerte griff; aber in dem nämlichen Augenblicke fiel Artaban, welcher an seiner linken Seite

lag, ihm einen langen, zweischneidigen Dolch bis an das Gefäß in den Leib, und todt sank nun der Tyrann auf seinen Sitz zurück. Während dieß in dem Speisesaale geschah, hatte auch ein schon in Bereitschaft stehender Trupp Armenier die Wachen und Trabanten des Gontharis überfallen, sie überwältigt und sämmtlich ermordet.

22. Die anwesenden Gäste billigten alles, was geschehen war. Der Tod des Tyrannen ward noch in derselben Stunde der Stadt und dem Heere bekannt gemacht, und von letzterm dem Kaiser auf das neue wieder gehuldigt. Pasiphyles und die übrigen vertrautern Freunde des Gontharis theilten dessen Schicksal am folgenden Tage. Ihre Leichen wurden in das Meer geworfen, ihre Wohnungen und ihr Vermögen geplündert.

23. Aber Afrika hatte jetzt keinen Statthalter, das Heer keinen Oberfeldherrn; denn Sergius war kurz vor dem Aufstande des Gontharis nach Constantinopel abgereiset. Es bedurfte aller Klugheit des Artaban's und einiger der angesehensten Officiere, um die Ruhe von Carthago zu sichern und Zucht und Ordnung in dem Heere wieder herzustellen. An Fortsetzung des Krieges gegen die Mophren war unter diesen Umständen nicht zu denken. Zum Glücke, daß jene den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zu benutzen wußten, auch aus Mangel an Belagerungskunde gegen die, obnehin jetzt mit einer sehr zahlreichen Besatzung, versehene Hauptstadt nichts unternehmen konnten. Indessen lagerten die Mophren ruhig in Byzacene und blieben einstweilen im Besitze dieser Provinz, wie der ganzen mauritanischen Küstenstrecke bis Cäsarea.

24. Um Artaban's geleistete Dienste zu belohnen
 Gesch. d. Ost. R. G. 19. B. 1. Abth. 15

nen, übertrug ihm Justinian die Statthalterschaft von Afrika. Aber in Liebe entbrannt gegen Aerobindus, das schöne Wittwe, einer Nichte Justinian's, hielt der edle Persarmenier um dieselbe bei dem Kaiser an, und zugleich um die Erlaubniß, nach Constantinopel zurückkehren zu dürfen. Beides ward ihm von Justinian gewährt und Johannes Trogila zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser, welchem der Kaiser eine Verstärkung an Truppen mitgegeben hatte, begann sogleich den Krieg mit der größten Lebhaftigkeit gegen die Mohren. Er schlug sie in der ersten Schlacht und ward in der zweiten von ihnen geschlagen; rächte sich aber dafür in der dritten Schlacht durch eine völlige Niederlage der Mohren; beinahe ihr ganzes Heer ward aufgerieben. Johannes benutzte seinen Sieg, wie selbst der ältere Salomon ihn nicht benutzt hatte, verfolgte unablässig Tag und Nacht die Feinde, tödtete eine zahllose Menge derselben, trieb sie weit über die Grenzen des römischen Gebietes hinaus und zwang sie, sich tiefer in das Innere von Afrika zurückzuziehen. Von jetzt an hatte der Krieg mit den Mohren ein Ende; sie wagten keine Einfälle mehr in das römische Gebiet; Ruhe und Ordnung, verbunden mit einem jetzt nicht mehr gestörten Gange der Verwaltung kehrten in die lange gequälten Provinzen zurück; und Klein-Afrika blieb nun über hundert Jahre mit dem oströmischen Reiche vereint, bis endlich nämlich Mohamed's Jünger, mit dem Schwerte in der Hand, auch in Afrika den Koran predigten, durch diesen das Evangelium verdrängten und der Herrschaft der byzantinischen Kaiser allda ein Ende machten.

Da die Ereignisse in Afrika, nach dem Sturze des vandalischen Reiches bis zur vollständigen Consolidirung der römischen Herrschaft allda, in dem großen historischen Drama gleichsam nur als ein Zwischenspiel

zu betrachten sind, so glaubten wir, um den Ueberblick derselben dem Leser zu erleichtern, und diesen Vorsprung in der Geschichte erlauben zu müssen, und ergreifen jetzt wieder den Faden unserer Erzählung, wo wir ihn am Ende des zwölften Abschnittes auf einige Augenblicke abzubrechen gezwungen waren.

XIV.

1. Afrika's schnelle Eroberung hatte den Occident wie den Orient in Staunen gesetzt; aber das nämliche Jahr, in welchem Belisar, durch seine Siege und seinen Triumph, Justinian's drittes Consulat verherrlichte, sah nun auch das glorreiche Ende einer Unternehmung, welche auf Justinian's Regierung und dessen Jahrhundert einen Glanz warf, den vielleicht selbst die Heldenthaten eines Belisarius oder Marses ihnen nicht zu geben vermochten. Das große Gesetzbuch des Reiches, Justinian's Eoder genannt; welches noch heute zu Grunde der Gesetzgebung aller civilisirten Völker zum Grunde liegt, ward am 16. November des Jahres 529 von dem Kaiser sanctionirt, und in Constantinopel und allen, dem byzantinischen Scepter unterworfenen Provinzen bekannt gemacht.

2. Durch den Wust zahlloser, bald von Weisheit, bald von menschlicher Thorheit, bald von einer durch Religion und Philosophie erleuchteten Staatskunde, bald von roher, despotischer Willkühr, bald im Geiste der alten römischen Republik, bald wieder nach den Begriffen eines unbeschränkten Monarchismus gegebenen und daher unaufhörlich sich widersprechenden, oft gegenseitig einander bekämpfenden Gesetzen war, in dem Laufe von beinahe vierzehnhundert Jahren, die römische Jurisprudenz ein Labyrinth

geworden, in welchem die Gerechtigkeit sich nicht setzen verirrte, und Ungerechtigkeit, Bedrückung und Eitelkeit stets einen festen Rückhalt, einen unzugänglichen Schlupfwinkel und einen gegen Strafe sie schützenden Zufluchtsort fanden. Die Menge der römischen Gesetze, der Zahl nach an sich schon ungeheuer, aber nun noch in Verbindung mit den nicht minder zahllosen, jedoch wegen der in vielen, wo nicht in den mehrsten Verordnungen herrschenden Widersprüche, nothwendig gewordenen Commentarien und Erklärungen, füllten mehrere tausend Bände. Diese zu kaufen, bedurfte es eines mehr als fürstlichen Reichthums; sie alle zu lesen, zu vergleichen, zu würdigen, und alle Antinomien durch analogischen Scharfsinn zu lösen: dazu ward mehr als die gewöhnlichen Lebensjahre eines Menschen erfordert.

3. Diesem, das Eigenthum seiner Untertanen und das Glück und die Ruhe der Familien so oft der schändlichsten Willkühr preisgebenden Unfug beschloß Justinian, sobald er den Thron bestiegen hatte, endlich ein Ende zu machen, und die ganze Gesetzgebung in einem mäßigen, dem Verständnisse des denkenden Mannes sich leicht öffnenden Bande zusammenzufassen. Diesen Entschluß machte er schon im zweiten Jahre seiner Regierung durch ein kaiserliches Edikt dem Senate von Constantinopel bekannt. Unter der Leitung des Trebonianus gab der Kaiser neun der kenntnißreichsten Rechtsgelehrten den Auftrag, sowohl alle, seit Kaisers Hadrians Zeiten, in den Gregorianischen, Hermogenianischen und Theodosischen Gesetzbüchern enthaltene, als auch nachher noch gegebene Gesetze seiner Vorfahren, einer allgemeinen und genau prüfenden Revision zu unterwerfen. Er ertheilte dieser Commission unbeschränkte Vollmacht, von jenen Gesetzen zu unterdrücken, daran zu ändern, oder andere

Hinzufügen, wie ihre Einsicht und das Resultat ihrer Forschungen es mit sich bringen würden. Von allen Antinomien oder Widersprüchen sollten sie dieselben reinigen, die in verschiedenen Gesetzen enthaltenen, aber auf den nämlichen Gegenstand sich beziehenden Verordnungen in einem und demselben Gesetze zusammenfassen, die ganz unnöthigen und eben daher desto längern Einleitungen, wie überhaupt alles Ueberflüssige abschneiden; aber dafür alles hinzusetzen, was dem Gesetze eine größere Klarheit, Deutlichkeit und festere Bestimmung geben könnte, und so aus dem ungeheuern, alles erdrückenden Hauf von Gesetzen und gesetzlichen Verordnungen, einen allgemein verständlichen, auf die gegenwärtige Verfassung des gesellschaftlichen Zustandes passenden Codex entwerfen.

2. Unstreitig machte dieses Unternehmen, ward es von einem glücklichen Erfolge gekrönt, den Justinian zum Wohltäter und wahren Vater seiner Unterthanen. Aber eine in des Kaisers Eigenliebe und Eitelkeit wurzelnde Ungeduld übereilte das ganze Geschäft; und Trebonian und seine Gehülften hatten nach vierzehn Monaten schon eine Arbeit beendigt, die offenbar eine Reihe von Jahren erfordert hätte.

3. Der Verfertigung des neuen Codex folgte ein ungleich schwereres Unternehmen. Die alten und ältern römischen Juristen hatten eine zahllose Menge Bücher über das römische Recht hinterlassen; bloß von den berühmtesten ihrer Verfasser zählte man mehr als zwanzigtausend Schriften oder Abhandlungen. Sehr viele von diesen waren auf ausdrücklichen Befehl des Kaiser verfertigt, mithin die darin enthaltenen Erklärungen und Entscheidungen zur gesetzlichen Richtschnur gemacht worden. Auch alle diese befohl der Kaiser dem Trebonian, zu durchsehen, genau zu

prüfen, das Nützliche und Brauchbare herauszusuchen, es in einem besondern Werke zusammenzustellen, und auf solche Weise in gedrängter Uebersicht die Welt mit dem wahren Geiste der ganzen römischen Rechtsgelehrsamkeit bekannt zu machen. Dem Trebonianus ward es überlassen, sich selbst seine Gehülfen zu wählen. Von denen, welche an der Rebalation des Codes gearbeitet hatten, wählte er nur einen einzigen; die übrigen waren Professoren der Rechte oder Advokaten; von den letztern wählte er elf, von den erstern vier, nämlich zwei aus der Rechtschule von Constantinopel und zwei aus jener von Vercus. Gleich bei der ersten mit Verfertigung des Codes beauftragten Commission erhielt auch diese unbeschränkte Vollmacht, zu ändern, zu verfürzen, hinzuzufügen, hinzuzusetzen und abzuändern, was und so viel sie nur immer wollte.^{*)} Keine Celebrität irgend, eines Schriftstellers sollte ihnen Fesseln anlegen, bloß ihre eigene, auf festen Grundsätzen beruhende Uebergangung sie in der Arbeit leiten.

6. Schon nach drei Jahren war auch diese Arbeit fertig: eine Arbeit, die es durchaus nothwendig machte, mehr als zwanzigtausend diese Bände zu durchlesen, die vielen darin enthaltenen verschiedenen Meinungen und Ansichten mit einander zu vergleichen, sie zu prüfen, zu discutiren, vieles davon selbst zu reformiren, alle noch nicht gelösten Zweifel zu lösen, dem unbestimmten Gelassenen auf immer eine feste Vo-

*) Daß dadurch manches historische Factum erzeugt werden mußte, ist einleuchtend; denn es ist und bleibt immer ein Factum, wenn man durch Zusätze z. B. den Gesetzen der Antonine einen Sinn unterschleibt, den sie nicht hatten, oder diesen Kaisern gar Worte in den Mund legt, die sie nie gesprochen hatten.

Sammlung zu geben und endlich das ganze Werk in einer systematischen, streng wissenschaftlichen Form erscheinen zu lassen. Die Sammlung erhielt den Namen Digesta oder Pandecta; den erstern, weil die Materien, nach der Folge der verschiedenen Titel des Codex, darin geordnet waren; den andern, weil sie alles, was sich auf Jurisprudenz bezog, mithin den Geist und das ganze System der römischen Rechtsgelehrsamkeit enthielt, und demnach ein vollständiges, in allen seinen Theilen harmonisch vollendetes Corpus juris war. Am 16. December 533 erhielt es die kaiserliche Sanction, und mit dieser zugleich das Gepräge der Unfehlbarkeit; denn es ward strenge verboten, in Zukunft mehr Commentarien, Erklärungen, Noten oder sonst Etwas darüber oder dazu zu schreiben, oder, wäre es auch bloß zum Unterrichte in den Schulen, andere Grundsätze, ein anderes System der Rechtswissenschaft, oder diese in einer andern, als der hier befolgten Methode aufzustellen. Selbst Copien, worin man sich auch nur eine einzige Abbreviatur erlaubt hätte, wurden unter der auf ein Falsum gesetzten Strafe untersagt, und sämtliche Gerichtshöfe in dem ganzen Reiche angewiesen, allen ihren juridischen Verhandlungen und Entscheidungen das neue Corpus juris ausschließlich zum Grunde zu legen; wurden ihnen über dieses oder jenes bisweilen doch noch einige Zweifel vorschweben, so sollte die Lösung derselben weder ihrer eigenen Jurisprudenz, noch der Einsicht anderer berühmten Juristen, sondern bloß dem unmittelbaren Entscheiden des Kaisers selbst überlassen seyn. — Die Beurtheilung des innern Werthes der Pandecten liegt nicht in dem Gebiete des Geschichtschreibers; es ist die Sache des Rechtsgelehrten und besonders des philosophischen Juristen, und beide, wie man weiß, haben längst schon darüber entschieden.

7. Während Trebonian und seine Gehälfen noch mit den Pandekten beschäftigt waren, erhielt Ersterer von dem Kaiser den Auftrag, mit Zuziehung des Theophilus und Dorotheus, zweier Professoren der Rechte, die ganze Rechtswissenschaft auf kurze und faßliche Anfangsgründe zurückzuführen. Da diese dem ganzen Werke zur Einleitung dienen sollten, und ohne hin nichts natürlicher ist, als daß die Elemente eines Systems der vollständigen Entwicklung desselben vorangehen müssen, so ward mit der Bekanntmachung der Pandekten so lange gezögert; bis auch diese Arbeit beendigt war und, von dem Kaiser bestätigt und sanktionirt, unter dem Namen Institutionen der römischen Welt bekannt gemacht werden konnte. Dieses geschah endlich am 21. November des Jahres 529, folglich fünf und zwanzig Tage vor der Bekanntmachung der Pandekten.

8. Die Institutionen, der Codex und die Pandekten bildeten also jetzt das einzige, in dem ganzen römischen Reiche herrschende System des bürgerlichen Rechtes; und nach dem Urtheile der Kenner sind die Institutionen die bei weitem vollständigste und gelungenste Parthie des ganzen Gebäudes, dessen Errichtung Justinian's Stolz so sehr schmückte, daß in dem kaiserlichen Schreiben an den Senat und die Provinzen, seine in das Gewand der Demuth sich hüllende Eitelkeit es der unmittelbaren Hülfe und Eingebung Gottes zuschrieb.

9. Seit der Einführung des Codex hatte man indessen an demselben manches Mangelhafte gefunden; die Antinomien waren noch lange nicht alle verschwunden; auch hatte Justinian, der, wie Procopius versichert, keinen einzigen Tag seiner langen Regierung vorübergehen ließ, ohne entweder ein Gesetz zu geben,

oder an den bestehenden Etwas zu verändern, während dieser fünf Jahre wieder viele neue, in dem Codex nicht enthaltene Gesetze und Verordnungen erlassen. Trebonian erhielt daher jetzt den Auftrag, den Codex einer neuen Revision zu unterwerfen, die nothwendig gefundenen Abänderungen daran zu machen und die indessen gegebenen Gesetze darin aufzunehmen.

10. In dem, durch Afrika's Eroberung und Belisar's Triumph so merkwürdig gewordenen Jahre 535 hatte Trebonian nun auch diese letzte Arbeit vollendet und Justinian ihr die kaiserliche Sanction ertheilt. Der erste Codex oder vielmehr die erste Ausgabe desselben ward außer Kraft gesetzt, und die zweite Ausgabe, die nämliche, welche wir auch heute zu Tage noch haben, trat an die Stelle der Ersteren.

11. Damit nicht eben so anmaßungsvolle, als unwissende Lehrer, in eigenmächtig errichteten Privatschulen, der sie hörenden Jugend ihre verkehrten, oder verschrobenen Begriffe und Ansichten in Zukunft mehr beibringen könnten, hob ein kaiserliches Edikt alle solche Rechtsschulen und namentlich jene in Alexandrien und Cäsarea auf, bestimmte dafür Rom, Constantinopel und Berytus, als die einzigen Städte, wo öffentliche, von dem Kaiser ernannte Lehrer die Rechte vortragen würden, verlängerte den bisher auf vier Jahre festgesetzten Lehrcurs um ein ganzes Jahr, und bestimmte endlich auch die Methode, nach welcher sämmtliche Professoren, als nach einer gemeinsamen Richtschnur, ihre Vorträge halten sollten.

12. Aber auch bei dieser zweiten Ausgabe behielt der Kaiser sich das Recht vor, abzuändern oder hinzuzufügen, was er in Zukunft noch abzuändern oder

hinzuzufügen: für nothwendig erachten würde. Wirklich ward auch durch die neuen Verordnungen, welche er nachher noch erließ, Manches in dem Codex theils beschränkt, theils weiter ausgedehnt, theils völlig wieder aufgehoben; und gerade dieses beständige Hin- und Herschwanlen, diese Wandelbarkeit in Grundsätzen und Ansichten ist es, welche Justinian und seinem Trebonian die Beschuldigung zuzog, daß sie öfters mehr ihrem Interesse oder der Gunst, als ihren eignen Grundsätzen und der Stimme der Gerechtigkeit Gehör gegeben hätten.*) Die Anzahl dieser, nach Bekanntmachung der zweiten Ausgabe des Codex, erschienenen kaiserlichen Satzungen, welche *Novellen* (*Novellae* sc. *Constitutiones*) genannt werden, belief sich auf hundert acht und sechzig, wovon jedoch

-
- *) Justinian's Lobredner setzen es auf die Rechnung der so oft wechselnden Launen der Kaiserin Theodora. Aber auch dieses wird bei keinem Vernünftigen den Kaiser rechtfertigen. Statt der vielen von Procopius erzählten Beispiele, hier nur ein einziges. — Ein sehr reicher Einwohner Syriens hatte sein ganzes Vermögen der Kirche von Emsa vermacht. Unter der Verlassenschaft fanden sich Schuldscheine, beinahe seit einem halben Jahrhundert aufgestellt, und welche vielleicht gar noch ein sogenannter frommer, aber eben daher nur desto gottloserer Betrug unter die Papiere des Verstorbenen geschoben hatte. Die angeblichen Schuldner, von welchen man jetzt die nicht wenig bedeutenden Summen einfordern wollte, weigerten sich der Zahlung, beriefen sich auf die eingeführte Verjährung von dreißig oder vierzig Jahren. Die Sache kam vor den Kaiser und Justinian gab nun ein Gesetz, kraft dessen die Verjährungsfrist zum Vortheile der Kirchen auf hundert Jahre verlängert ward, ertheilte hierauf diesem sonderbaren Gesetze zurückwirkende Kraft und zwang die Schuldner zur Zahlung. Als dieser Zweck erreicht war, ward nachher das unnatürliche Edikt wieder zurückgenommen.

nur acht und neunzig eine bleibende gesetzliche Kraft erhielten, und in Justinian's letztem Regierungsjahre, in einem Bande gesammelt, dem Justinianischen Corpus juris beigezschlossen wurden. Spätere Juristen glaubten noch mehrere andere Novellen aufgefunden zu haben und der sächsische Rechtsgelehrte Holoander z. B. fügte, in seiner im Jahre 1531 veranstalteten Ausgabe der Pandekten, den Novellen noch vierzig hinzu, und Gujas behauptete ebenfalls, noch drei neue entdeckt zu haben.

13. Oft schon ward Justinian beschuldigt, daß er aus Eitelkeit und um sein Gesetzbuch mit einem desto größern Glanze zu umgeben, die Werke der ältern römischen Juristen gesiffentlich habe vernichten lassen. Offenbar ist dieser Vorwurf ungegründet; denn gingen so viele der klassischen Schriften, der schönsten Produkte des menschlichen Genies, entweder gänzlich oder auf sehr lange Zeiten verloren; so mußten um so mehr, und ohne Zuthun des Kaisers, in ewige Vergessenheit Werke herabsinken, wovon, der Trostlichkeit des Gegenstandes wegen, die Lectüre nichts weniger, als sehr anziehend seyn konnte, und wozu also bloß Wenige, allenfalls durch ihren Beruf dazu aufgefordert, sich hie und da noch hätten verstehen können.

14. Justinian's glänzende Eroberungen gingen bald wieder verloren. Das stolze Palmyra und mehrere andere herrliche, durch seinen Arm aus ihren Ruinen wieder emporgehobenen Städte fielen wieder in Trümmer. Von den vielen Festungen und festen Schlössern, womit er sein Reich umgürtete, ist auch nicht eine Spur mehr vorhanden, und der zahllosen, von ihm errichteten prächtigen Gebäude, Paläste und Basiliken wird jetzt kaum noch in der Geschichte der

byzantinischen Baukunst erwähnt. Aber sein Gesetzbuch trogte allen Stürmen der Jahrhunderte, und aller Wandelbarkeit einer, Alles unerbittlich zerstörenden Zeit. Diesem aus ehrwürdigem, grauem Alterthume hervorberragenden Monumente zollen auch heut zu Tage noch alle civilisirten Völker den Tribut ihrer Ehrfurcht; und sicher würde Justinian's immer noch so berühmte und allgemein genannte und bekannte Name, gleich den Namen so vieler andern, ihn an Verdienst weit übertreffenden Kaiser und Monarchen, längst schon in Vergessenheit gesunken seyn, hätte seinem Andenken nicht dieses ewige Gesetzbuch die Weihe der Unsterblichkeit erteilt.

15. Im Orient erhielt sich Justinian's Gesetzbuch bis zu den Zeiten Basilus I. (867.) Dieser Kaiser, eifersüchtig auf den Ruhm des Justinianus, suchte es zu verdrängen, ließ es gänzlich umarbeiten, vieles davon unterdrücken, manches Neue hinzufügen, und in griechischer Sprache als einen neuen Codex, unter dem Namen Basilika bekannt machen. Bis zu dem gänzlichen Untergange des griechischen Reiches durch Constantinopels Eroberung von den Türken, blieben die Basilika das herrschende Gesetzbuch im Orient.

16. Aber aus dem Occident ward der Justinianische Codex nie völlig verdrängt; und es war nicht die, übrigens von vielen noch sehr bestrittene Entdeckung der Pandekten in Amalfi, sondern es waren die Bemühungen der Gelehrten und besonders des berühmten Irnerius (Werner's) zu Bologna gehaltenen Vorlesungen über das römische Recht, welche dasselbe in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts beinahe in allen Ländern Europens wieder in Aufnahme brachten. Von allen europäischen Nationen

word es entweder förmlich angenommen, oder wenigstens der Verbesserung ihrer Civilgesetze zum Grunde gelegt; und überall, wo es einmal in den Gerichtshöfen und Gerichtsstühlen Eingang gefunden hatte, wußte es sich auch stets durch seinen innern Werth bis auf den heutigen Tag zu behaupten.

XV.

1. So wie die Geschichte eines großen Mannes, ohne Erwähnung aller jener äußern Ereignisse, mit welchen gewöhnlich die feinsten Fäden eines solchen Lebens auf eben so mannigfaltige, als oft verborgene Weise verschlungen sind, weder richtig gedacht, noch mit Klarheit und Wärme geschrieben werden kann; eben so wenig läßt auch die Geschichte der in alle nur gedenkbare menschliche Verhältnisse eingreifenden Religion Jesu, ohne vollständige Uebersicht, nicht nur der weltlichen Ereignisse überhaupt, sondern auch des jedesmaligen Geistes eines Zeitalters, des öffentlichen wie häuslichen Charakters der Völker, ihres moralischen Zustandes, ihrer Verfassung, der Grade ihrer wissenschaftlichen Cultur, ihrer Sitten, Gebräuche und ganzen Lebensweise*), sich weder vollständig noch einleuchtend darstellen.

*) Sehr häufig werden diese Gegenstände in den Geschichtsbüchern, unter besondern Rubriken geordnet, als eigene, für sich allein bestehende Materien behandelt. Diese Methode scheint uns indessen nichts weniger als ihrem Zwecke entsprechend. Der Geschichtschreiber gibt nämlich in diesem Falle bloß die Resultate entweder seiner eigenen, oder auch fremder historischer Forschungen; da nun aber der mit der Geschichte nur unvollständig, das heißt, bloß mit ihren äußersten Umrissen bekannte

2. Aus diesem Grunde und unter steter Hinsicht auf jenes Bedürfniß, haben wir daher in den vorangeführten vierzehn Abschnitten die Begebenheiten des noch immer vorherrschenden, Ton gebenden oströmischen Reiches auch mit jener Vollständigkeit vorzutragen gesucht, die, obgleich in Manchem noch durch den sparsam zugemessenen Raum dieser Blätter beschränkt, dennoch hinreichend seyn wird, den Leser nicht bloß mit einer in sich genau verbundenen Reihe historischer Thatsachen, sondern auch mit dem Geiste, in welchem dieselben geschehen sind, so vertraut zu machen, als dessen eigene Empfänglichkeit dafür es nur immer gestatten mag. — In der Hoffnung, diesen Zweck wenigstens einigermaßen erreicht zu haben, wenden

Leser den Grund nicht einfließt, auf welchem jene Resultate beruhen, auch in der Seele kein Bild hat, mit welchem sie sich vermählen könnten; so werden sie auch stets bloß eine Gedächtnissache für ihn bleiben, mithin weder seinen Verstand belehren, noch sein Herz erwärmen, und nur derjenige, dem es bloß mit einem unfruchtbaren, aus Compendien zusammengetragenen Wissen zu thun ist, sich damit begnügen können. Unserer innigsten Ueberzeugung nach ist es die Pflicht des Geschichtschreibers, durch ernstes und genaues Studium seines Stoffes, das Verhältniß der Massen zu deren Detail so zu ordnen, daß alle Züge der Physiognomie des Jahrhunderts, dessen Geschichte er schreibt, aus seiner Darstellung gleichsam von selbst und eben so natürlich, wie der Geruch aus einer Blume, hervorgehen. Alle weitere Nachhülfe scheint uns zwecklos und sogar ziemlich plumb; es sey denn, daß es sich bloß darum handle, einige in der Reihe der Begebenheiten weniger wesentliche, aber doch zur völligen Vollendung des historischen Gemäldes nicht ganz unbedeutende Züge hinzuzufügen, welche vielleicht im Zusammenhange der Erzählung nur mit einer Art von Gezwungenheit, oder wenigstens nicht ohne Beimischung manches Ueberflüssigen, eine Stelle würden haben finden können.

wir uns jetzt wieder mit demuthsvollem Vertrauen auf den Beistand von Oben zur eigentlichen Geschichte der fernern Schicksale unserer heiligen Kirche, dieser geliebten, von der Welt zwar stets angefeindeten, aber eben daher auch nur mit desto größerer Zuversicht und Bonne, an der Brust ihres göttlichen Erlösers ruhenden Braut Jesu. Auf kurze Zeit verließen wir dieselbe in dem vorigen Bande, als Kaiser Justinus die Kirchen des Orients mit jenen des Occidents wieder vereinigt, die heilige Gemeinschaft aller Glieder mit deren ehrwürdigem Haupte wieder hergestellt, und Felix III. und Justinian, der Eine den durch Johannes schmäligen Tod im Gefängnisse, der Andere den durch das Ableben seines Oheims, erledigten Thron nun bestiegen hatten.

3. Um der Kirche, wie seinen Völkern, ein Unterscheid seiner Rechtgläubigkeit zu geben, machte Justinianus gleich nach dem Antritt der Regierung sein Glaubensbekenntniß allgemein bekannt. Mit dem Lehrbegriffe der Kirche war es vollkommen übereinstimmend; nur ward bemerkt, daß, bei dem auf die Barn. 527. allerheiligste Dreifaltigkeit sich beziehenden Glaubens- § 38 et 39. artikel, der Kaiser auch noch den, zwar an sich ganz wahren, aber bisher nicht gebrauchten Zusatz machte, daß Eine der drei göttlichen Personen Fleisch geworden sey. Justinianus Glaubensbekenntniß ward in alle Provinzen geschickt und den Statthaltern befohlen, alle gegen Ketzer und Irrlehrer bestehende Gesetze gegen diejenigen in Anwendung zu bringen, welche sich nicht zu den in seinem Glaubensbekenntniß aufgestellten Lehren, weil es auch jene der wahren Kirche wären, bekennen würden.

4. Ueber der Aufrechthaltung dieser Gesetze wachte Justinian mit unerbittlicher Strenge. Die

zwar wenigen, jedoch leider! noch immer vorhandenen Spuren abgöttischen Wahnes, welche trotz der Bemühungen so vieler christlichen Kaiser sie völlig zu vertilgen, sich doch noch erhalten hatten, verschwanden gleich in den ersten Jahren seiner Regierung. Mitten in dem Schooße eines christlichen Reiches war unter der verwirrten Regierung eines Zeno und Anastasius, Athen abermals der Sitz des Heidenthums und der Sammelplatz heidnischer Philosophen geworden. Hier, wo so manche ruhmvolle Rückerinnerungen sich an den Namen des ehemals heidnischen Athens anknüpften; wo so viele, obgleich größtentheils in Ruinen liegende Denkmäler aus Griechenlands enträumter Heldenzeit herübertragten; wo einst Sokrates und Plato lehrten, die aber jetzt gewiß sich ihrer vom geblichen Schüler würden geschämt haben; hier auf diesem sogenannten klassischen, den alten Göttern Griechenlands geweihten Boden, wo noch überdies durch jene optische Täuschung, welche die weite Entfernung längst verflossener Jahrhunderte erzeugt, nicht selten die erbärmlichsten Gaukeleien in großartige und Staunen erweckende Bilder sich verwandelten; hier mußte es freilich jenen Philosophen ungleich leichter, als an jedem andern Orte, werden, die Phantasie leichtfertiger Jünglinge zu entflammen, ihre Köpfe zu verwirren und jeder Art des Ueberwiges einen neuen und höhern Aufschwung zu geben. Unter Zeno's Regierung hatte der Philosoph Proclus die Erlaubniß erhalten, in der Akademie zu Athen einen philosophischen Lehrkurs zu eröffnen. Weil es etwas Neues war, strömte die Jugend von allen Seiten herbei, und der Zuhörer waren es bald so viele, daß Proclus jeden Tag fünfmal den Cathedral bestiegen mußte. Indessen war er in mündlichen wie schriftlichen Vorträgen ein erklärter Feind des Christenthums, opferte zu Hause dem Pan, Apollo und der Minerva,

gab vor, in deren Mystereien eingeweiht zu seyn, und war jedem abgöttischen Wahn blindlings ergeben. Da er jedoch seine Schüler versicherte, daß sie unter seiner Leitung bald die tiefsten und schwersten Probleme der Philosophie und Naturlehre ergründen würden, so fand er in der Thorheit wie in dem Stolge seiner Zuhörer was er suchte, immer fließende Quellen nämlich eines sehr reichlichen Einkommens; und das Gewerbe, das er mit so vieler Kunstfertigkeit trieb, machte ihn bald zu einem sehr wohlhabenden Mann. Unstreitig war ein solches Beispiel ganz geeignet einen nicht kleinen Nachseifer zu erwecken. Nach Proclus Tode traten daher seine vorzüglichsten Schüler, Isidor, Priscian, Eulalius, Simplicius, Diogenes u., an seine Stelle und verlängerten, wie sie zu sagen pflegten, die goldene Kette Platonischer Lehrfolge bis zu den Zeiten des Justinian's. Aber unter dem Vorgeben, das Wesen der Gottheit und die Geheimnisse der Natur zu entwickeln, ward in ihren Schulen nichts, als der bekannte phantastische, mit Magie und allerlei abergläubischen Alphanzereien vermischte, neuplatonische Unsinn vorgetragen; unter ihren Händen ward die damals ohnehin noch sehr dürftige Astronomie bloß eine mit astrologischen Träumen verbundene Wahrsagerkunst; und in ihren Rechtsschulen endlich wurden gerade die unpassendsten, veraltetsten, aber in dem Geiste des Heidenthums erzeugten und nur diesem ungeeigneten Geseze über alles erhoben; nach der Länge und Breite ward unaufhörlich darüber commentirt, und dem Rechtsstudium überhaupt eine dem Charakter des Christenthums ganz entgegenstrebende Theorie zu Grunde gelegt. Diesem unerhörten, der Religion Jesu und ihren Verehrern offenbar Hohn sprechenden Scandal machte nun Justinian ein Ende. Ein kaiserliches Edikt schloß alle Philosophenschulen zu Athen, verbot unter schweren Stra-

Malala T. 2
p. 187.

fen die Lehrvorträge anberufener, weder von der Kirche noch dem Staate dazu ermächtigter Lehrer, und setzte die ganze philosophische Kaste unter eine so scharfe Aufsicht, daß diese Herren, Justinian's Strenge gleich einem über ihrem Haupte schwebenden Schwert fürchtend, sämmtlich mit Sack und Pack aus dem Lande zogen, nach Persien gingen und dort dem philosophischen Chosroës und seinen Magiern ihre hohe Weisheit feil boten. *)

5. In Philä, einer von Aegyptern und Aethiopen bewohnten Stadt auf einer Insel oberhalb dem Wasserfalle, hatte man der Barbaren und vorzüglich der an den Grenzen Aegyptens wohnenden Nubier wegen, bis jetzt einen dem Osiris und Isis geweihten Tempel stehen lassen. Um ihre Grenzen gegen die öftern Einfälle der räuberischen Nubier zu sichern, hatten die Römer mit diesem Räubervolke in frühern Zeiten einen Vertrag geschlossen, wovon es eine der Hauptbedingungen war, daß es den Nubiern gegönnt seyn sollte, jedes Jahr den Tempel in Philä zu besuchen, das darin befindliche Isisbild mit sich zu nehmen und einige Zeit in ihrem Lande zu behalten. Bei der abgöttischen Verehrung, die sie diesem Bilde

*) Aber auch in Persien fand ihre Weisheit besten Abgang; so daß sie nach einigen Jahren sehr froh waren, wieder in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen; nachdem nämlich König Chosroës, welcher gerne für einen großmüthigen Beschützer aller Philosophen und Weisen angesehen seyn wollte, durch einen besondern, einkelt mit Kaiser Justinian geschlossenen Vertrag, angehängten Artikel, ihnen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums erwirkt hatte. Da sie sich ruhig verhielten und durch ihre Philosophie Niemand mehr zu beglücken suchten; so ließ man sie auch bis an ihr seliges Ende ungestört nach ihrer Weise fortphilosophiren.

erzeugten, war das gräßlichste, daß sie ihm auch Menschenopfer brachten. An diesen gottlosen Vertrag wollte Justinian nicht länger gebunden seyn. Er gab dem in jenen Gegenden kommandirenden römischen Feldherrn Marses den Befehl, das wilde Blenier-Volk durch Massengewalt zum Gehorsam zu bringen, ließ die mit dem Blute erwürgter Menschenopfer befleckten Götzentrassen gefangen nach Constantinopel führen, und den Göztempel in Phila sammit den Bildern der Isis und des Osiris von Grunde aus zerstören.

6. In Augila, einer ziemlich großen, in einer sehr palmenreichen Gegend Lybiens gelegenen Stadt stand ein Tempel, dem Jupiter Ammon und Alexander geweiht. Beiden erzeugten die abgöttischen Einwohner der Stadt göttliche Ehre. Justinian erbarmte sich der Blindheit dieser Menschen, schickte einige Priester als Missionäre dahin; und diese predigten das Evangelium so, daß in kurzer Zeit schwand und auf dessen sich erhob. Eben so in Stadt Lybiens, in ein jüdischer Tempel, den behaupteten, schon ruet worden seyn sollte, des lebendigen Gottes

7. Justinian's Eifer für die Verbreitung und Erhaltung der christlichen Religion erstreckte sich auch auf viele andere, obgleich seiner Herrschaft nicht vollständig unterworfen, aber doch theils von ihm abhängige, theils die Macht der Römer fürchtende Völker. Durch ihn wurden die Laxier zum Christenthume be-

zu deren Unterhaltung gehörigen Ländereien und Einkünfte schenkte er zwar den nächsten Kirchen, aber das gesammte bewegliche und unbewegliche Vermögen derjenigen, welche sich nicht zum Christenthume bekehren wollten, zog er zum Vortheile des kaiserlichen Schatzes ein. Verbannt ward, wer die Laufe anzunehmen sich weigerte; aber gar mit dem Tode bestraft, wer auch nur im Verborgenen oder zu Hause heidnischen Gottheiten geopfert zu haben überführt ward. Diese Strenge, welche durchaus nicht in dem Geiste der Religion Jesu liegt, die bekanntlich noch nie, weder mit der Brandfackel noch dem Schwerte des Richters in der Hand, die Irraden auf den Pfad der Wahrheit zurückzuführen gesucht hat, veranlaßte große und häufige Auswanderungen, mit unter manche Aufstände und blutige Empörungen, wie z. B. die in einem der vorigen Abschnitte schon erzählte mörderische Schilberhebung der Samaritaner, Juden und Manichäer in Palästina. Indessen wurden dadurch doch die festen, bis jetzt unzugänglichen Schutzwinkel des Götzendienstes völlig zerstört; und die Zeit vernarbte bald wieder die Wunden, welche des Kaisers allzugroße Strenge in einigen Provinzen seines Reiches geschlagen hatte.

9. Mit etwas mehr Milde verfuhr Justinian gegen die von der allgemeinen Kirche getrennten, jedoch mit dem Namen der christlichen sich schmückenden Sekten. Die Anhänger derselben erklärte er zwar für unfähig, irgend eine Würde oder ein Amt am Hofe, in der Verwaltung oder in den Gerichtshöfen zu bekleiden; verhielten sie sich aber übrigens ruhig und suchten nicht ihre Irrthümer noch weiter zu verbreiten; so konnten sie friedlich unter ihrem Feigenbaume ruhen und ungestört die Früchte desselben verzehren. Wer aber durch Schrift oder Rede auch

andere mit seinen falschen Lehren anzustecken und in das Verderben zu ziehen suchte, der ward mit Güterkonfiskation und Verbannung, und nach Befund der Umstände sogar an dem Leben gestraft. Aus diesem Grunde schloß auch Justinian alle Kirchen der Sektirer, verbot ihre sogenannten gottesdienstlichen Versammlungen in Privathäusern oder andern verborgenen Orten und setzte schwere Geldbußen auf die erste Uebertretung dieser Gesetze. Eine Ausnahme machte er jedoch mit den arianischen Kirchen, von welchen er sogar eine, welche gänzlich verfallen war, auf eigene Kosten wieder aufbauen ließ. Zarte Rücksicht auf das Loos der in Italien unter arianischer Herrschaft lebenden Katholiken gebot ihm diese Schonung. Aber der Weg zu Staatsämtern blieb den Arianern eben so gut, wie jeder andern Sekte, verschlossen, und jeder neuangehende Beamte mußte, bevor er sein Amt antreten durfte, mit einem Eide erklären, daß er mit dem Herzen wie mit dem Munde sich zu den Lehren der katholischen Kirche bekenne. — In Zeiten, freilich höchst verschieden von den unsrigen, wo bei christlichen Völkern die Religion noch zu den ersten und wichtigsten Nationalangelegenheiten gehörte, war Einheit der Kirche und des Staats stets auch ein von Niemand bezweifelter Grundsatz. Selbst die schwächsten Einwirkungen der Natur in das Verhältniß der Staaten kann die ganze Macht der Politik mit allen ihren Künsten nicht aufhalten, sobald die Regierung den Geist der Völker nicht mehr zu leiten und zu lenken vermag; aber dieses Vermögen erhält sie bloß durch die Kraft der Religion, und zwar nur dann, wenn diese den Beherrscher wie die Beherrschten, und vorzüglich alle höhern und niedern Diener des Staates mit einem gemeinschaft-

lichen Bande des Glaubens, und mithin auch der Hoffnung und Liebe umschlingt.

10. In spätern Jahren schärfte Justinian einmal noch die gegen die Ketzer bestehenden Gesetze. Indessen kann die Religion ihm diese Strenge keinesweges als ein Verdienst anrechnen; denn weder Liebe noch Klugheit leiteten bisweilen seinen Eifer; daher auch die Folgen gar oft nichts weniger, als sehr segensreich waren. Manche der Irrgläubigen wurden zur Verzweiflung gebracht, und dadurch Scenen herbeigeführt, vor welchen die Menschheit schauernd zurückbebt; wie z. B. als eine ganze Montanistengesamtheit sich in ihre Kirche einschloß, das Gebäude in Brand steckte, und die ganze Kirche und mit dieser sich selbst lebendig verbrannte. Eine solche Bekehrungsart, weit entfernt, der Kirche zum Troste zu gereichen, senkt dieselbe vielmehr in tiefe Trauer; die Religion Jesu will nicht den Tod ihrer Feinde; die Waffen, mit denen sie diese bekämpft, sind keine andern, als welche der Geist der Liebe ihr darbietet: Belehrung, Ermahnung, Sorgfalt für das leibliche Wohl der Verirrten, endlich Geduld und vorzüglich anhaltendes Gebet zu dem, aus dessen Händen auch schon der Anfang des Glaubens als ein Geschenk seiner Gnade kommt, und der, wie der Mund der ewigen Wahrheit uns sagte, auch für die Widersträubenden noch Mittel hat.

11. Auch die, während der langen Spaltung, beinahe völlig verfallene und bis jetzt noch lange nicht wieder vollkommen hergestellte Kirchenzucht war ebenfalls ein Hauptgegenstand von Justinian's theils bloß theologischem, theils auch bisweilen wahrhaft religiösem Eifer. Gleich in den ersten zwei Jahren seiner Regierung gab er mehrere, auf Bischöfe, deren Kirchen und Geistlichkeit sich beziehenden Constitutionen.

Ein Bischof durfte mehr, wenn nicht von dem Kaiser berufen, an dem Hoflager von Constantinopel erscheinen; hatte er eine wichtige Angelegenheit dort zu betreiben, so mußte er solche von seinem Apocrisarius besorgen lassen. Allen Bischöfen ward verboten, durch Testament, Donation, oder auf irgend eine Art über das, seit dem Antritte ihres bischöflichen Amtes, erworbenes Vermögen zu verfügen, es sey denn, daß sie solches durch Erbschaft von Vater oder Mutter oder einem andern nahen Anverwandten erhalten hätten. In Ansehung der Verwaltung der Kirchengüter erließ der Kaiser ebenfalls sehr umständliche Verordnungen. Justinian glaubte, diesfalls in das geringfügigste Detail eingehen zu müssen. Er schrieb vor, wie die Rechnungen gefertigt und abgelegt werden sollten, zeichnete den Oekonomen der Kirchen mit der größten Genauigkeit den Kreis ihrer Amtsgeschäfte vor, und verbreitete sich eben so weitläufig über die, damals ausschließlich den geistlichen Amtsverrichtungen zustehende Verwaltung der Spitäler. Gegen Simonie und deren Arten und Unterarten, — Frevel, welche damals den höchsten Grad erreicht haben mußten — wurden die Gesetze von Justinian ungemein geschärft und sogar Laien, wenn sie auch nur einer mittelbaren Theilnahme an einem solchen sacrilegischen Handel überführt waren, mit Erstattung des doppelten Werthes und lebenslänglicher Verbannung bestraft. Eben so besorgte sich der Kaiser auch für die guten Sitten der Geistlichen und deren pünktliche Erfüllung aller kirchlichen Obliegenheiten; aber etwas sonderbar scheint doch dabei der Feuerzettel, in welchen Justinian gegen jene Geistlichen geräth, welche Andere bestellen, um an ihrem Platze in der Kirche das Officium zu beten oder zu singen. Der Kaiser fordert alle weltlichen Richter und alle Laien auf, ihm diejenigen anzugeben, welche in der Kirche nicht selbst die Metten, Laudes und Vesper singen würden.

12. Indessen ist es doch nicht zu leugnen, daß man in allem diesem den Kaiser keiner Annahme beschuldigen konnte. Er verordnete, bloß das, was längst schon die Canons verordnet hatten, über deren Aufrechterhaltung zu machen es ihm eben so sehr, wie den Bischöfen, gezieme; nur würde es noch ehrenvoller für ihn gewesen seyn und von größerer Lawterkeit seines Herzens gezeuget haben, wenn er, mit etwas mehr Bescheidenheit, nicht gerade die Sprache des eigenmächtigen Befehlgebers, sondern vielmehr die eines Schirmvogts jener Kirche, deren bloß folgsamer Sohn und nicht Oberhaupt er seyn konnte, in seinen Verordnungen geführt hätte.

13. Ueberhaupt legte Justinian einen ungemein hohen Werth in den Ruhm, ein sehr großer, hochgelehrter Theolog zu seyn, und nie gefiel er sich besser, als wenn er, sitzend in dem Kreise mehrerer Bischöfe, seine theologischen Kenntnisse vor ihnen ausstramte, über streitige Fragen seine Meinung und Ansichten ihnen entwickelte, darüber disputirte, endlich gar Lehren und Ermahnungen ihnen ertheilte, und die Bischöfe dann auch ihrer Seits, sobald die Catechisation am Ende hatte, es ebenfalls an pflichtschuldiger Bewunderung der hohen theologischen Weisheit kaiserlicher Majestät nicht im mindesten ermangeln ließen. Aber so wie jede Thorheit, die im Stolz und Dünkel ihre Wurzeln hat, stets auf noch gefährlichere Abwege führt; so blieb auch diese Schwachheit Justinian's nicht lange bloß innerhalb der Schranken des Lächerlichen. Er wagte sich zuletzt an, sogar über Dogmen zu entscheiden; und Er, der so scharfe Gesetze gegen Ketzer erlassen, sie so rastlos verfolgt und mit so vieler Härte bestraft hatte, ward gegen das Ende seiner Regierung, wie wir sehen werden, noch selbst ein Ketzer.

14. Bogen des Himmels, das einst verzehrendes Feuer vom Himmel auf Sodom herabgeführt hatte, Theoph. p. wurden bald darauf zwei Bischöfe, Isaias von Rhodus 151. — Malala das und Alexander von Diospolis in Thracien, bei p. 57—64. — dem Kaiser angeklagt. Unstreitig verdiente dieser un- Zon. p. 64. terhörte Frevel eine scharfe Abmahnung; aber Justinian bestrafte ihn auf eine Art, wodurch die Religion erschüttert und das Gartgefühl jedes sinnigen Katholiken sich emporrte. Er befahl nämlich, die beiden Bischöfe nach Constantinopel zu bringen, ernannte Richter, welche die Anklage untersuchen sollten; und als die Bischöfe schuldig befunden worden, ließ er sie vom Stuhl hinhängen, unmittelbar nach dieser schmerzhaften Operation auf einen offenen Schlitten setzen, und dem Volk zur Schau durch alle Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen von Constantinopel herumfahren. Ein Herold ging vor dem Schlitten her und rief von Zeit zu Zeit aus: „Lernt ihr Bischöfe, die Heiligkeit eures Charakters nicht zu beschandeln!“ — Es liegt so ganz in dem Ideengange nicht nur des gemeinen Mannes, sondern selbst der sogenannten gebildeten Classen, daß sie gewöhnlich die, eine Sache stets und zu jeder Zeit begleitenden Nebenumstände mit der Sache selbst, und so z. B. die Lehrer der Tugend mit der Tugend, die Diener des Altars mit dem Altar und die Verkünder des Evangeliums mit dem Evangelium selbst verwechseln und beinahe völlig identificiren. Eine unvermeidliche Folge davon ist, daß, wenn jene einmal anfangen in der öffentlichen Meinung der Menschen zu sinken, ganz gewiß auch bald in den Augen derselben die Religion selbst den größten Theil ihrer Würde und Heiligkeit verlieren wird. Wie ungleich richtiger und erleuchteter, weil frommer und keuscher, war hierin nicht der Sinn des großen Constantinus, der in zahlreicher Versammlung erklärte, daß, wenn der Zufall

ihn zum Zeugen einer schändlichen That eines Bischofes machte, er, seinen Purpur rückwärts von seinen Schultern abwerfend, den Verbrecher damit bedecken würde.

15. Bei Gelegenheit des Processes gegen jene Bischöfe erfuhr nun auch Justinian, daß sodomitischer Greul zu den, sowohl in Constantinopel als beinahe allen übrigen großen Städten seines Reiches, vorwiegend herrschenden Lastern gehörte. Sogleich ergingen Befehle an den Präfecten von Constantinopel, wie an sämtliche Präfecten und Statthalter der Provinzen, gegen alle dieses Verbrechens Verdächtige gerichtliche Untersuchungen zu verordnen. Der Schuldigen gab es nun eine ungeheure Menge. Leider befanden sich darunter wieder viele Geistlichen, auch sehr viele vornehme Laien, selbst Männer von senatorischer Würde. Ohne Ausnahme und Rücksicht auf Stand und Rang, wurden alle auf die nämliche Weise, wie Isaias und Alexander, bestraft. Jene, welche die grausame Operation überlebten, wurden noch überdies ihrer sämtlichen Güter beraubt und lebenslanglich verbannt. — Ohne Berücksichtigung selbst der glänzendsten äußern Verhältnisse des Verbrechers das Verbrechen strafen, beweist die Gerechtigkeit einer Regierung; ergreift sie aber durchdachte Maßregeln, um nur selten in dem Falle zu seyn, Verbrecher strafen zu müssen; dann zeuget dies für ihre Weisheit und tiefere Einsicht. Justinian wußte nur das Schwert zu gebrauchen; und da ein unmoralisches, in Sittenlosigkeit versunkenes Volk weder durch Zuchthäuser, noch durch Galgen und Rad in ein moralisches, tugendhaftes Volk umgeschaffen werden kann; so finden wir auch, daß Justinian noch oft während seiner Regierung gegen dasselbe Laster neue und gefährlichere Edikte erlassen mußte. In jenem, welches er unge-

fähr fünfzehn Jahre nachher (544) erließ, erklärte er die Verheerungen jener lange anhaltenden Pest, von welcher wir schon Erwähnung gemacht haben, und die in diesem Jahre noch verderblicher als in den vorigen Jahren wüthete, für ein unmittelbares, durch sodomitischen Grent über das Reich herbeigerufenes Strafgericht Gottes.

16. Ungefähr um die nämliche Zeit, in welcher der auf ächte Catholicität so große Ansprüche machende, gekrönte Theolog Justinian in der Verurtheilung jenes verbrecherischen Bischofs die bischöfliche Würde und das äußere Ansehen der Kirche ohne alles Zartgefühl so tief herabwürdigte; gab in Italien der arianische König Athanarich, freilich unter der Leitung der weisen und tugendhaften Amalasuntha, ein Gesetz; kraft dessen die römische Geistlichkeit nicht mehr gehalten war, vor einem weltlichen Gerichtshofe zu erscheinen; wer Klage gegen sie zu führen hätte, sollte solche bei dem geistlichen Gerichte des Papstes und großen Bischofs von Rom anhängig machen; und erst dann, wenn dieser sich weigern würde, in der Sache zu entscheiden, dürfte dieselbe vor den weltlichen Richter gebracht werden.

Caesind. 1. 2.
cap. 24.

XVI.

Am 12. October 529 starb Pabst Gela II., nachdem er mit erleuchteter Weisheit drei Jahre und zwei Monate der Kirche des Sohnes Gottes vorgestande und seinen Pflichten getreu nachgegangen war.

Wahl ihr, in
der rechtgläu-
biger und b-
Die Kirche b-
schließt die v-
unterbrech-

sch und
erleucht-
n können,
Gelig III,
ihm n no
):

2. Während der Regierung Gelig III. wurden in Gallien zwei Concilien gehalten; nämlich jenes zu Carpentras im Jahr 527, und dann im Jahr 529 das in der Geschichte der gallischen Kirche so merkwürdige Concilium von Orange. In dem ersten wurde den Bischöfen, welche die zu ihrem Unterhalt nöthigen Einkünfte hatten, verboten, etwas von den Kirchspielen ihrer Diöcesen zu nehmen. Jene aber, welche ohne diese Beiträge nicht leben konnten, ward gestattet, sich ferner von Kirchspielen ihrer Diöcesen, das nöthige zu lassen, nach Abzug der zum Unterhalt der Priester, welche sie bedienten, erforderlichen Summen, noch übrig zu lassen. — Wegen sündiger Ordination eines Priesters, ward von den zu Carpentras versammelten Bischöfen Maximus, von Nîmes auf ein Jahr seines bischöflichen Amtes suspendirt.

3. Aber ungleich wichtiger war das Concilium von Orange. Die Veranlassung dazu gaben einige in dem Süden Frankreichs seit einiger Zeit gesährte

Zufügen des wiedererlebenden Semipelagianismus. Da, wie es scheint, bloß Unwissenheit die Ursache war, warum selbst mehrere Geistlichen in den Kirchen des südlichen Frankreichs sich zu diesem alten Irrthume wieder hinneigten; so hatte der heilige Casarius von Arles zu deren Belehrung eine, diese wichtige und schwere Materie behandelnde und ganz in dem Geiste der Kirche abgefaßte Schrift bekannt gemacht, solche nach Rom geschickt und zugleich den Pabst von dem, obgleich jetzt noch schwachen Spuren der in diesem Theile von Frankreich sich wieder zeigenden Pelagianischen Seuche in Kenntniß gesetzt. Als Nichtsahnend in Ansehung der auf das neue in Zweifel gezogenen Fragen schickte man Felix III. dem heiligen Bischöfe von Arles, in fünf und zwanzig Artikeln, die über die Materie der Gnade von der Kirche festgesetzte

2
3
4
5
6
7
8

1. Wer behauptet, daß die Sünde Adams nicht dem ganzen Menschen, das heißt, dem Heibe

2) Im Bei-Wortede in den Acten des Conciliums von Orange bezeugen selbst die dort versammelten Bischöfe sich, in folgender Weise darüber ausgesprochen: *Unde id nobis, secundum admonitionem et auctoritatem, sedis apostolicae, iustum ac rationabile visum, ut pauca capitula ab apostolica sede nobis transmissa, quas ab antiquis patribus de sanctarum scripturarum voluminibus in brevis transscripta summa collectae sunt, ad docendos eos, qui aliter, quam oportet sentiunt, ab omnibus observanda proferre et manibus nostris subscribere deberemus.* (Mans. Conc. amp. Coll. t. 8. p. 712.)

wie der Seele verderblich war; und daß durch dieselbe bloß der Leib dem Tode unterworfen worden sey, die Seele aber an ihrer Freiheit nichts verloren habe; der befindet sich in dem Irrthum des Pelagius und widerspricht der heiligen Schrift.

2. Wer da sagt, daß die Sünde Adams nur diesen allein und nicht dessen ganze Nachkommenschaft in das Verderben gebracht habe, oder daß bloß der leibliche Tod, welcher eine Strafe der Sünde ist, und nicht die Sünde selbst, welche der Tod der Seele ist, auf das ganze menschliche Geschlecht übergegangen sey; der beschuldigt Gott einer Ungerechtigkeit und widerspricht dem Apostel, welcher sagt: *durch einen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod etc.*

3. Wenn jemand sagt, daß dem Menschen auf sein Gebet die Gnade gegeben werde, und daß es nicht die Gnade sey, welche in uns wirkt und macht, daß wir beten, der widerspricht den Worten des Propheten Jesaias und des Apostels: *diejenigen, die mich nicht suchten, haben mich gefunden, und Ich habe mich denen gezeigt, die mich nicht um Rath fragten.*

4. Wer sagt, daß Gott, um den Menschen zu rechtfertigen, erst wartet, bis dieser nach der Rechtfertigung verlangt, und mithin nicht erkennt, daß es die Einwirkung des heiligen Geistes ist, welche macht, daß der Mensch nach der Rechtfertigung verlangt: derselbe widerspricht dem heiligen Geiste: welcher durch den Mund des Psalmisten sagt: *der Herr ist es, welcher den Willen bereitet*; er widerspricht auch dem großen Apostel, welcher ausdrücklich sagt: *Gott ist es, der das Wollen und das Vollbringen gibt.*

5. Wenn jemand sagt, daß, so wie das Wachsthum des Glaubens, also auch der Anfang desselben, und selbst der Affekt, wodurch wir an Den glauben, der den Sünder rechtfertiget, und durch den wir durch das heilige Taufbad zur Wiedergeburt gelangen, nicht ein Geschenk der Gnade, das heißt, ein Werk des heiligen Geistes sey, welcher den Willen des Menschen von dem Unglauben zum Glauben, von der Sünde zur Gerechtigkeit wendet; sondern daß alles dieses durch den Menschen selbst auf natürliche Weise erwirkt werde; so betödtet sich ein solcher, der dieses behauptet, als einen Gegner der apostolischen Lehre; indem der heilige Paulus sagt: *wir vertrauen, daßs Der, welcher das gute Werk in uns angefangen hat, es auch bis zu dem Tage unsers Herrn Jesu vollenden wird; und ferner: Euch ist es gegeben, nicht nur an Christum zu glauben, sondern auch mit Ihm zu leiden; und endlich: aus Gnade seyd Ihr durch den Glauben gerechtfertiget.*

6. Wer sagt, daß Barmherzigkeit diejenigen erhalten werden, welche glauben, verlangen, arbeiten, beten, ringen, suchen, anknöpfen, ohne hierzu der Gnade nöthig zu haben, und demnach nicht erkennt, daß es gerade die Gnade und Einwirkung des heiligen Geistes ist, welche macht, daß wir glauben, verlangen, ringen, suchen, anknöpfen u., der ist ein Widersacher des Apostels, welcher sagt: *Was du hast, das hast du empfangen; und ferner: nur durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin.*

7. Wer sagt, daß wir aus unsern eigenen Kräften, ohne höhere Erleuchtung und ohne Eingebung des heiligen Geistes, etwas unser Seelen-

heil Beförderndes thun oder denken können; der macht sich der Keßerei schuldig, indem er nicht auf die Stimme Gottes hört, welche in dem Evangelium zu uns spricht: *ohne Mich vermöget Ihr Nichts.*

8. Wer sagt, daß der Mensch zur Gnade der heiligen Taufe auch durch seine eigene freie Wahl und durch seinen eigenen natürlichen Willen gelangen kann, welcher doch in Adams ganzer Nachkommenschaft verdorben ist und sich zum Bösen neiget; der hat nicht den wahren Glauben und widerspricht dem Apostel, welcher sagt: *Niemand kann Jesum Christum Herrn nennen, ohne die Gnade und Eingebung des heiligen Geistes.*

Die übrigen sieben Artikel enthalten bloß verschiedene aus den Schriften des heiligen Augustinus und heiligen Prosper's gezogene Stellen, welche dem Wesentlichen nach alle den Beweis führen, daß der Mensch durch seine eigenen Kräfte durchaus nichts Gutes zu denken, zu wünschen oder zu thun im Stande ist, und daß durch die Sünde des ersten Menschen der freie Wille so sehr geschwächt und vergeblich ward, daß Niemand durch seine eigenen Kräfte, sondern bloß durch die Gnade des heiligen Geistes, wie es sich gehöret, an Gott zu glauben, ihn zu lieben und aus Liebe zu Ihm etwas Gutes zu thun vermag; so daß selbst die Begierde nach der Taufe nicht ein Werk der Natur, sondern der Gnade Gottes ist.

4. Die Gelegenheit der Einweihung einer von Liberius, damaligen Präfectus Prætorio in Gallien, erbauten Kirche ergreifend, versammelten sich nun in Orange im Anfange des Julius 529 vierzehn Bischöfe zu einem Concilium, bei welchem der heilige Casarius als Legat des römischen Stuhles den Vorsitz

führte. *) Alle fünf und zwanzig Lehrpunkte wurden von sämtlichen Bischöfen angenommen und unterzeichnet. Aus Besorgniß aber, daß die Anhänger des Irrthums der Prädestination nach ihrer Weise an diesen Lehrpunkten deutend, ihren eigenen Wahn darauf zu begründen suchen möchten, sprach das Concilium allen denen das Anathema, welche lehren oder sagen würden, daß die Menschen durch Gottes Allmacht, die einen zur Seligkeit, die andern zum Verderben, vorausbestimmt sind. — Nach den Bischöfen unterzeichneten auch noch sieben, durch Geburt, Rang und Ansehen ausgezeichnete Laien, welche durch eine besonders Begünstigung dem Concilium, jedoch ohne eine Stimme zu führen, beigewohnt hatten.

5. Indessen fanden die Beschlüsse des Conciliums von Orange doch hier und da Widerspruch. Man wagte es sogar, in Schriften die Lehre des heiligen Casarius anzugreifen. Aus diesem Grunde versammelten sich bald darauf auch die Bischöfe der Provinz Bienne zu einem Concilium in Valence. Krankheit halber konnte der heilige Casarius nicht dahin gehen; er schickte daher einige seiner Bischöfe; und nun triumphierten auch in Valence die Wahrheit über den Irrthum, und die ächte katholische Lehre über Pelagianische oder Semipelagianische Deutelei.

6. Als die Akten des Conciliums von Orange in Rom ankamen, war der heilige Pabst Felix III. nicht mehr am Leben. Sein Nachfolger Bonifacius II. bestätigte also die zu Orange gemachten Beschlüsse;

*) In Arausicana Synodo B. Caesarius ex delegatione sedis apostolicæ praesedit. (Hincm. Rhem. lib. de praedest. c. 124)

und da der heilige Casarius dem Pabste einen, verschiedne Einwendungen gegen eben diese Beschlüsse, enthaltenden Brief eines Bischofes geschickt hatte; so antwortete Bonifacius dem Bischofe von Arles, daß diese Einwürfe gar keine Widerlegung verdienten, in dem das, was über diese Materie wäre gesagt worden, vollkommen hinreichend sey, alle Ab- und Ausschweifungen des Pelagianischen Wahnes zu Schande zu machen.

7. Die päpstliche Bestätigung der Verhandlungen des Conciliums von Orange gab denselben ein solches Ansehen, daß sie von der ganzen Kirche als gemeinsame Richtschnur des Glaubens über die Materie der Gnade angenommen wurden; so daß von jetzt an Niemand, ohne ein offenkundiger, von der allgemeinen Kirche und deren heiligen Lehre sich trennender Häretiker zu werden, davon mehr abweichen durfte.

XVII.

4. In dem letzten Jahre seiner irdischen Laufbahn und vielleicht nur wenige Monate vor seinem Tode, ward dem Pabste Felix III. nach der Tröstung über der heiligen Sion, deren treuer und unermüdeter Wächter er war, das Aufsteigen eines neuen Sternes zu erblicken, dessen milde und wohlthätige Strahlen sich einst über die gesammte katholische Christenheit ausbreiten sollten. Wir sprechen von dem größten Patriarchen aller abendländischen Mönche, von dem heiligen Benedikt, welcher in dem Jahre 529 auf Monte Cassino das vorzüglichste und gleichsam Vater-Kloster eines Ordens gründete, dem bald Europa den größten Theil seiner Cultur, die Kirche eine endlose Reihe gro-

der und heiliger Päpste, Bischöfe, Prälaten und erlauchter Kirchenlehrer, die Wissenschaften eine ungeheure Erweiterung ihrer Grenzen, und die Menschheit überhaupt überschwänglichen Segen sollten zu danken haben.

2. Die Idee geistlicher Orden und klösterlichen Lebens liegt so tief in dem, mit göttlicher Kraft anziehenden Charakter des Christenthums, geht so unmittelbar und natürlich aus demselben hervor, daß offenbar das Daseyn des Einen auch das Daseyn des Andern nothwendig bedingt. Wie ist es möglich, daß derjenige, der, vom einem Strahle göttlicher Gnade erleuchtet, von der edeln, erhabenen Einsalt des Evangeliums und der höhern Reinheit und Heiligkeit der darin vorgetragenen Lehren ergriffen wird und, entzückt über deren himmlischen Schöns, an der Gluth der darin sich uns hingebenden ewigen Liebe zu gleicher Liebe erglühet: wie ist es möglich, daß ein solcher nicht wenigstens bisweilen den feurigsten Wunsch in seiner Seele nähre, dem in dem Evangelium aufgestellten höchsten Ideal christlicher Vollkommenheit sich doch so weit zu nähern, als es für jetzt noch ihm, dem Sohne des Staubes, hier auf Erden gegönnt ist. Muß er sich nicht oft sehnen, gleich dem Sohne Gottes in eine Wüste zu gehen, und da, wie einst Christus mit seinem himmlischen Vater, sich nun ebenfalls mit seinem göttlichen Erlöser in stillem, dem überströmenden Herzen entquollenen Gebete zu unterhalten; bald im Geiste, gleich dem geliebten Jünger, im Schooße Jesu zu ruhen, bald wieder in heiliger Betrachtung sich in die unerforschlichen Tiefen göttlicher Liebe und Erbarmung zu versenken, oder endlich gar, wenn ein leises Beben, wie vom Flügelstöße des Engels, ihm die Nähe seines Gottes fühlen läßt, sich in einem gestadlosen Meere von Liebe, Licht, Wahrheit und

Wonne zu verlieren!*) Aber wer vermag dieß bei dem tumultuarischen Geräusche der Welt; erdrückt unter ihrem ewigen, täglich sich wiederholenden Laute; bei dem öftern Anblicke des triumphirenden Lasters; bei der unwiderstehlichen Macht hinreißender gefährlicher Beispiele; bei den zahllosen, sich stets durchkreuzenden und nie zu befriedigenden Forderungen eines nur nach Trübsern verlangenden, hungerigen Lebens; von allen Seiten umlagert von äußern und innern Feinden, vorzüglich von Feinden in dem eigenen, mit allen seinen Neigungen an die Erde gefesselten Herzen, in der eigenen, durch eitle Sorgen und noch eilere Wünsche geschwellten Brust, in der eigenen, mit Bildern der Welt und ihrer Freuden erfüllten Phantasie? — —

3. Nur wer alle, an die Creatur ihn bindende Fesseln abgestreift hat, vermag endlich auch Sich Selbst zu verlassen; und nur wer sich selbst, mithin

*) Von solchen Zuständen der Entzückung sprechen alle Lebensbeschreibungen heiliger Mönche, Einsiedler und Ortsgeweihter Jungfrauen. Auch die große heilige Theresia, mit ihrem von dem Pfeile göttlicher Liebe so tief verwundeten Herzen, erwähnt in ihren Bekenntnissen einigemal derselben und sagt davon, was nur immer in menschlicher Sprache sich davon sagen läßt. Die Seele ist dann von ihrem Körper entfesselt, und erhebt sich auf ihren nun losgebundenen, geistigen Schwingen über alles Irdische hinweg zu dem Unendlichen; mit welchem die in ihr glühende, sie völlig verzehrende göttliche Liebe sie nun gänzlich zu verähnlichen sucht. Freilich sind diese Zustände nur von sehr kurzer Dauer; aber sie gewähren eine Fülle unbeschreiblicher Wonne, und noch mehr als einen bloßen Vorgeschmack jener Seligkeit, welche die vollendeten, seligen Geister, im Anschauen des Ewigen sich verlierend, am Throne des Lammes genießen.

Alles verlassen hat, ist gegürtet, um ein Jünger Jesu zu werden. Und welcher Christ möchte dieses nicht werden; welcher Christ Jesu nicht nachfolgen? und wie lebendig, wie glühend und stürmisch muß dieses Verlangen nicht in der ersten Blüthenzeit des Christenthums gewesen seyn, als es ungleich schwerer war, nicht zu glauben, als zu glauben, weil der Glaube noch kein bloßes historisches Wort, sondern eine, in die ganze Denkf- und Empfindungsweise des Christen übergegangene, ihn beseelende, treibende und drängende Ueberzeugung geworden war; wo mithin auch die Hoffnung, wenn selbst der Erde Grundfesten wären erschüttert worden, dennoch nicht schwankte, und endlich noch nicht wie jetzt, bei völlig erkalteten, von der starren Hand des Egoismus verengten Herzen, auch aller Eifer erkaltet und jede Gluth des Herzens erstorben war. Wie ernst und furchtbar mußte da nicht jedem treuen Bekenner des Evangeliums das aus dem Munde der ewigen Wahrheit geflossene Wort ertönen: „Von den Zeiten Johannes an leidet das Himmelreich Gewalt, und nur mit Gewalt dringt man in dasselbe ein.“ — Also nur mit Gewalt und schwerer, sehr schwerer Anstrengung; also nicht durch ein gemächliches, bei Befriedigung aller anwandelnden Wünsche und Launen, auf weichgepolsterten Sophas ruhig und sorgenlos hingebendes Leben; — nicht unter Tanz und Musik und frohem Scherze; — nicht an reich besetzten Tafeln, üppigen Gelagen und beim fröhlich greisenden Becher; — nicht unter den melodischen, die Seele in tiefen Schlummer wiegenden Tönen verführerischer Sirenenstimmen; — nicht auf Belokästen und Belosäcken, und unter dem ununterbrochenen, unruhigen und sorgenvollen Gewühl wucherischer Zinsen eintragender Geld- und Handelsgeschäfte; — auch nicht beim beständigen Schwelgen in geistigen Genüssen, welche

die Schätze klassischer Jahrhunderte, Künste und Wissenschaften und vorzüglich das dem Stolz so schmeichelhafte, jeden Tag sich erneuende Gefühl einer höhern intellektuellen Kraft und geistigen Superiorität zu gewähren pflegen, und worüber, während man in dem Gebiete des menschlichen Wissens neue Eroberungen zu machen wähnt, gerade das Einzige, Nothwendige vergessen wird; und das Herz an Demuth und Liebe leer und bettelarm bleibt, während der Verstand Reichthümer aufhäuft, die nicht minder vergänglich als der metallene Reichthum, öfters noch früher ein Raub der Motten und Maden werden; — nicht unter dem täglichen Götzendienste, den man seinem Ehrgeize, seiner Schwungsucht oder dem Verlangen nach Celebrität und einem großen Namen erzeigt; — nicht in dem mühseligen Frohndienste um den Beifall der Welt und die flüchtige Gunst der Götter dieser Erde; kurz nicht in den Reichen und Glorien derjenigen, welche die Welt selig preiset, obschon das Evangelium ihnen deutlich das Urtheil der Verwerfung spricht. — — Der zum Verderben führende Weg ist breit und lachend, und unzähllich Viele, wie die Schrift sagt, wandeln darauf. Die durch die enge Pforte ziehende Straße, welche zum Leben führt, ist eng, und nur Wenige finden sie, weil nur Wenige sie suchen wollen; denn sie ist im Anfange rauh und mit Dornen bestreuet, und man wandelt darauf nur unter beständigem, höchst beschwerlichem, Kampfe mit der völlig verdorbenen Natur, mit der stets nach der Oberherrschaft über den Geist strebenden Sinnlichkeit, mit den Leidenschaften, und vorzüglich mit der, gleich der Erbsünde dem Menschen angeboren, und dessen ganzes Innerstes unaufhörlich zerrüttenden Eigenliebe.

4. Eine der schrecklichsten Folgen des Sündens

fallens und des dadurch auf Adams ganze Nachkommenschaft herabgezogenen Fluches ist unstreitig die Eigensliebe; *) sie ist die Alles verschlingende Schlange, die der Mensch in seinem eigenen Busen nährt, und die, wie jene Schlange im Paradies, ihn ohne Unterlaß von Gott und allem Guten abzieht und, selbst jede seiner Tugenden mit ihrem giftigen Geiser besfleckend, dieselbe völlig entstellt und ihr allen Werth vor Gott benimmt. Erldötung der Eigensliebe, welche jedoch hier auf Erden nur in dem, von Gott in höherm Maße begnadigten Heiligen gänzlich vollendet wird, ist daher die schwerste, obgleich unerläßliche Forderung des Christenthums, und der distinctive Charakter des wahrhaft frommen Christen. Was diesen also vorzüglich von dem getauften und ungetauften Nichtchristen unterscheidet, ist, daß jener Alles bloß in Beziehung auf Gott, dieser nur in Beziehung auf Sich Selbst sieht und thut. Der Erstere allein ist ein Thäter der Wahrheit; denn nur Gott allein ist wahr und Wahrheit; und alles in Beziehung auf Gott und wegen Gott thun, ist das, was das Evangelium so schön, wie bedeutungsvoll nennt: „die Wahrheit thun.“ —

5. Die Welt fröhnt bloß ihrer Eigensliebe; diese macht sie zu ihrer Gottheit; aber vermöge eines angeborenen, moralischen Instinktes sich dennoch dieser Gotte

*) Wir nehmen dieß Wort hier nicht in der scharf abgemerkten philosophisch-theologischen Bedeutung, in welcher der große Bossuet in seinem Streite mit Fenelon es genommen hat; sondern in dem Sinne, in welchem es gewöhnlich und auch von sehr vielen frommen Mönchen, unter andern von dem, mit allen Zügen und Winkelzügen des menschlichen Herzens so innigst vertrauten, seligen Thomas von Kempis genommen wird.

heit schämend, erfand sie, besonders in den Zeiten der höchsten Feier des Triumphes der Philosophie, jene bekannte Menge von Banalaussprüchen, unter welchem sie ihre, sie beherrschende Gebieterin zu verlarven sucht, als z. B. Ehrgeiz, Humanität, gerechtes und daher stolzes Bewußtseyn eigener Kraft, Wohl des Staats, Vaterlandsliebe u. Der Christ hat kein anderes Vaterland, als das, welches ihm jenseits des Grabes winkt. Dahin pilgert er über die Erde hinweg; erfüllt aber während seiner Wanderschaft mit Liebe und Treue dem Willen seines Herrn und Gottes, gibt daher willig und gerne, sobald Pflicht es gebietet, auch sein Leben her für das Wohl des gesellschaftlichen Verbandes, in welchem er lebt, sey es im Kampfe gegen auswärtige Feinde, oder bei gestörter innerer Ordnung im tobenden Aufruhr. Er verlangt keinen irdischen Lohn, keine Auszeichnung, kein glänzendes Kinderspielwerk. Er begehrt nicht, über andere sich zu erheben, weil er weiß, daß nur der wahrhaft Demüthige wird erhöht werden, und freut sich sogar der Schmach, stets eingedenk, daß auch sein göttlicher Herr und Meister einst auf Erden geschmähet ward, und leidet selbst auch jetzt noch immer geschmähet wird. Aus Liebe zu Diesem duldet und leidet er Alles, schweigend und ohne zu klagen; denn wird Trost ihm nothwendig; so weiß er, wo er ihn allein zu suchen hat, und wo früher oder später in überschwänkllichem Maße er ihm auch zu Theil werden wird; und bedarf er bisweilen einiger Freuden des flüchtigen Lebens; so nimmt er sie mit Dank und kindlicher Einfalt aus der Hand seines himmlischen Vaters hin. Keines Menschen Knecht, ist der Christ nur einem Herrn unterthan, nämlich Gott; freudig dient er diesem, und zwar mit allen, ihm von Oben geschenkten Kräften der feurigsten Liebe; weil er aber weiß, daß es Gott ist, der die gesellschaft-

lichen Verhältnisse der Menschen auf Erden geordnet hat; so unterwirft er sich auch seinen zeitlichen, irdischen Herren mit gleicher Bereitwilligkeit, gleicher Treue und unerschütterlicher Abhänglichkeit; er weiß gar nicht, wie er ihnen genug Ehrerbietung, Unterwerfung und Gehorsam erzeugen soll; aber wahrhaftig nicht wegen ihrer Person, oder noch viel weniger, weil sie Macht haben, hier auf Erden den Körpern zu schaden oder zu nützen; vergängliche, ein paar Handvoll Jahre dauernde Würden und Ehrenstellen zu vertheilen, sondern bloß deswegen, weil er in der Ueberzeugung steht, daß er eben dadurch auch Gott, seinem einzigen wahren Herrn und König einen Beweis geben kann seiner vollkommenen Unterwerfung und seines aus Liebe erzeugten glühenden Strebens, in Allem und Jedem seinem allerheiligsten Willen zu erfüllen. — Dieß ist das wahre Bild des Christen, wie es uns aus dem Evangelium entgegenstrahlt. Nur in ihm, dem Christen, ist Zuverlässigkeit, wahre Treue und nie schwankende Beharrlichkeit; nur in ihm ist wahre Jugend, indem er alles Zeitliche stets an das Ewige anknüpft, alles nur auf Gott bezieht und in dieser Beziehung auch Alles einzig und allein nur würdiget, und überhaupt alle Erscheinungen dieser Welt, sammt ihrem bunten Wechsel bloß als Schemen, als ehrwürdige, obschon nur schwache Schatten göttlicher Allmacht, Weisheit und Liebe betrachtet. Alles Uebrige ist nichts als erbärmliche Numerei, eine stete, in mannigfaltig durchschlungener Kette ununterbrochen fortlaufende, freche, durch Convenienz zur Scheinwahrheit erhobene Lüge. Wer aber nur einigermaßen die Welt und besonders das Treiben der sogenannten höhern Classen kennt, der durchschaut alle diese, wenn auch noch so schön gemalten Fragen und Larvengeichter, und weiß sehr wohl, was und wie

viel jedesmal hinter der, gewöhnlich so freundlich lächelnden Maske steckte.

6. Vergleicht man dieses Bild des Christen mit dem Bilde geistlicher Orden und klösterlichen Lebens; so beweiset uns die treffende Aehnlichkeit aller Züge, daß das Christenthum, welches jedem seiner wahren Bekenner ein eignes Gepräge aufdrückt, sie auch alle, von welchem Stande sie seyn mögen, in einen eigenen, durch gemeinschaftliche Liebe zu Gott und die frommsten und erhabensten Gefühle geheiligten Orden vereint; und daß das häusliche Leben jeder wahrhaft christlichen Familie kein anderes, als ein klösterliches Leben seyn könne.*) Was war die erste, gleich nach Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel, schon so zahlreiche Gemeinde von Jerusalem, diese heilige Wurzel, welcher nachher alle andern christlichen Gemeinden entsprossen? waren nicht alle Glieder derselben, nach dem Zeugnisse des heiligen Lucas, ein Herz und eine Seele? nannten sie, nur mit Unterschied des Alters oder Geschlechtes, sich nicht alle einander Vater, Mutter, Schwester oder Bruder? entsagten sie nicht, um der evangelischen Richtschnur desto genauer zu folgen, sogar jedem Eigenthum?

*) Jene ungemein schweren Abtödtungen, welchen man in den Klöstern einiger, jedoch nur sehr weniger Orden unterworfen war, gehören nicht nothwendig zu dem wesentlichen und eigentlichen Character des klösterlichen Lebens, und waren bloß besondere Bußübungen, wodurch die Mönche solcher Klöster sich vor allen übrigen Klostergeistlichen auszeichneten; bringt man diese nun in Abrechnung; so wird man gestehen müssen, daß die gewöhnliche Lebensweise in den Klöstern keine andere war, als jene, welche von rechtswegen auch die Tages- und Lebensordnung jeder christlichen Familie seyn sollte.

Legten sie nicht Alles zu den Füßen der Apostel? durch-
wachten sie nicht ganze Nächte in gemeinschaftlichem
Gebete? wurde ihnen nicht, jeden Tag vereint am ge-
meinschaftlichen, heiligen Mahle der Liebe, von den
Aposteln auch täglich das Brod gebrochen?

7. Der Gott geheiligten Gemeinde von Jerusa-
lem. heiliger Wandel entflammte bald auch andere
christliche Völker zu noch größerem Eifer. Raum
hatte der h. Marcus in Aegypten das Evangelium
gepredigt und eine Kirche dort gegründet, als auch
gleich darauf und nur wenige Jahre nachher schon
eine Menge eifriger Christen, in dem strengsten buch-
stäblichen Sinne ihres heiligen Taufbandes, aller
weltlichen Pracht und Eitelkeit entsagten; in stille Ab-
geschiedenheit sich zurückzogen und da, durch Anlei-
gung jeder höhern Tugend, der höchsten evangelischen
Vollkommenheit sich zu nähern suchten. Die Kinder
Jinn ergriffen sie das Göttliche, des Christenthums,
verkauften, um die einzige Lastbarste aller Sachen zu
besitzen, Alles was sie hatten, verließen Familie,
Freunde und was nur immer ihrem Herzen theuer
seyn konnte, zerrissen alle an die Geschöpfe sie fesselan-
den Bande, suchten und liebten die Einsamkeit, diese
sorte Pflegerin jedes frommen und heiligen Gefühles;
stoben daher das Geräusch der Städte und zogen größ-
tentheils auf das Land, wo sie in bald größerer, bald
kleinerer Genossenschaft, jedoch anfänglich höchstens
nur zu fünf bis sechs eine gemeinschaftliche, zwar ge-
räumige, aber jede Bequemlichkeit entbehrende Hütte
bewohnten^{*)}; nicht selten den härtesten Abtötungen

Epiphân. hae-
res. 39. Bek-
lerta. demon-
c. 5. Baroc
ann. 64. Gnd
h. 109. 1. 1. 1.

*) Jedes einzeln stehende Haus oder jede einzelne Hütte,
wenn auch nur ein einziges, dem Verkehr mit der Welt
entsagender Christ darin wohnte, ward schon in den al-

sich unterwarfen, ungewöhnlich strenge Fasten hielten, alle ihre Zeit zwischen Gebet und heiliger Betrachtung theilten, ganze Nächte in gemeinschaftlichem, durch Psalmengesang und heilige Hymnen unterbrochenen Gebete durchwachten, und dennoch bisweilen auch einige Handarbeit verrichteten, aber bloß um die Armen und Nothleidenden zu laden, und den Gewinn ihres frommen Fleißes unter dieselben zu vertheilen. Da sie an Allem arm und aus Jesum besitzen wollten, so gab man ihnen auch den Namen **Jesener**.

Epiph.
lauren 29.

Bist. v. 34. v. 2. Von dieser Zeit an, also von dem Tode d. 34. Marc. des heiligen Evangelisten Marcus, bis auf 525, 25. Apr. zieht sich eine nie unterbrochene, goldene Kette fort

Hist. d. ord. monast. t. 1. diss. prélim. p. 30. Boll. v. 3. Ant. 17. Jan. In den frühesten Zeiten Monasterien genannt. Die frommen Bewohner solcher Monasterien hießen Monachi, Colarii, Eremitae, Theopreusti etc. Alle diese Benennungen bezeichnen die nämliche Sache und wurden ursprünglich auch gewöhnlich als Kanoniker gebraucht. Wenn übrigens von dem h. Anton gesagt wird, daß er der Gründer der ersten Klöster gewesen sey; so ist dieses nur in so weit richtig, als der h. Anton wirklich der erste war, der in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts in den, in der Landschaft Syrien unter seiner Leitung stehenden Klöstern ungefähr mehr Mönche, als bis dahin gewöhnlich war, zu einem gemeinsamen Leben vereinte, den Nutzen und die größten Vortheile solcher zahlreichen Communiken vor den Heiden, nur aus drei oder vier Mönchen oder Einsiedlern bestehenden Genossenschaften erbehielt, und endlich auch den höchsten Zweck, einen andern Zweck ungleich mehr entsprechende innere und äußere Einrichtung gab. Man sehe hierüber die Hist. d. ord. monast. relig. etc. T. 1. dissert. prélim., wo dieser Gegenstand mit allen sich darauf beziehenden Materialien, unter steter Hinweisung auf die vorzüglichsten Quellschriften, sehr gründlich behandelt wird.

geweihter Mönche, Einsiedler, Eremiten und anderer heiliger Ordensglieder herab. *) Dieß Werk der

- *) Nicht ganz zweckwidrig möchte es seyn, hier im Vorübergehen auch noch einige Worte über den uralten Orden der Therapeuten in Aegypten zu sagen. Ob derselbe ein jüdischer oder christlicher Orden und mithin eine Folge der Predigten des heiligen Marcus gewesen sey: darüber sind die Meinungen der neuern kirchlichen Schriftsteller sehr getheilt. Eusebius, der heilige Hieronymus, Sozomenes, Cassian u. zweifeln keinen Augenblick daran, daß es ein christlicher Orden gewesen sey. Dieser Meinung folgten unter den Neuern nicht minder berühmte Männer, als: die beiden Cardinale Bellarmin und Baronius, der gelehrte Benedictiner Montfaucon, ferner P. Papebroch, Tillement, und endlich noch einige protestantische Theologen, worunter auch der berühmte Isak Vossius und der Engländer Mackensin sich befinden.

hierauf
herab
be-
s da-
dies-
rhaft
dicat
a der
hier-
wäre
zwei-

son. Storb. 8. d. 7
ieder 3. 24. 4. 1611.
Tag
iglich
anche
a der
eigen
und
i mit
en zu
dieser
gleich

Kraft Gottes vermochten die grausamsten, am läng-
sten anhaltenden Christenverfolgungen so wenig zu zer-
stören, daß sie es vielmehr, indem sie die Wüsten
Aegyptens, Syriens und Palästinas mit Asceten,
Mönchen und Einsiedlern bevölkerten, nur noch um
so mehr erweiterten und befestigten; so daß man, nach

empfindlicher, als viele Andere seyn mußten. Bedenkt
man nun noch, daß die erste christliche Gemeinde in
Alexandrien größtentheils aus solchen Christen bestand,
welche von dem Judenthume zu dem Christenthume wa-
ren bekehrt worden; so ist es leicht begreiflich, daß ge-
wis sehr viele dieser, dem Therapeuten-Orden ange-
hörenden Juden zu dem Christenthume müssen übergetre-
ten seyn. Waren sie aber einmal Christen; so läßt sich
auch nicht von Ferne einsehen, warum sie eine Lebens-
weise sollten verlassen haben, die doch in vielen Stücken
schon der christlichen Vollkommenheit so sehr näherte.
Im Gegentheile scheint es uns höchst wahrscheinlich,
daß ihr Herz durch das ihnen nun leuchtende Licht des
Evangeliums nur noch zu größerem Eifer, größerer Ver-
achtung alles Irdischen und überhaupt zu größerer Voll-
kommenheit und Heiligkeit des Lebens mußte entflammt
worden seyn. Der Name Therapeuten konnte und mußte
ihnen bleiben; denn derselbe bezeichnet einen besonders
eifrigen Verehrer Gottes; in welchem Sinne ihn auch
Clement von Alexandrien brauchte und auf Asceten oder
vorzüglich fromme Christen anwendet. — Von diesen christ-
lichen Therapeuten konnten nun, durch mündliche Ueberlie-
ferungen frommer Einsiedler und Mönche, Eusebius und
Jeronymus manche Nachrichten erhalten und alsdann
diese christlichen Therapeuten um so leichter mit dem von
Philo beschriebenen Orden verwechselt haben, als es
wirklich, wegen des warmen Interesse, das sie an sol-
chen heiligen Sachen nahmen, ihrem Herzen wohlthun
mußte, einen, dem Christenthume fremden, von sei-
nem Judenthume eingenommenen, aber sehr gelehrten
Schriftsteller als Gewährsmann und Zeugen christlicher,
wahrhaft evangelischer Vollkommenheit anführen zu
können.

dem Zeugnisse des Rufinus; gleich in den ersten Decennien des vierten Jahrhunderts, als noch kaum die Kirche Gottes unter dem großen Constantin wieder frei zu athmen begonnen hatte, bloß in der Wüste von Nitria gegen fünftausend Mönche zählte, welche in fünfzig Klöstern oder Häusern, in gemeinschaftlichem frommen Streben nach evangelischer Vollkommenheit mit einander lebten.

O. Auf dieser, der Welt so rauh und beschwerlich scheinenden Bahn zur höchsten evangelischen Vollkommenheit blieb auch das zarte, für alles Göttliche und Heilige obnehin so empfängliche andere Geschlecht hinter den Männern nicht zurück. Schon in den frühesten Zeiten und gleichsam an der Wiege des Christenthums, bildeten sich heilige Genossenschaften Gott Tertul. de-
geheiliger, der Welt und aller ihrer Herrlichkeit ent- Virgilia, volau.
sagender, und daher in völliger Abgeschlossenheit lebende
der Jungfrauen; und bevor der heilige Antonius, der
große Eremit, sich zum erstenmal in eine Wüste zur-
ückzog, übergab er seine noch sehr junge Schwester, Titl. monn.
zu deren fernern gottseligen Erziehung, einer durch l. 7. p. 109.
exemplarische Frömmigkeit ausgezeichneten Gemeinde
Gott geweihter und nur Gott dienender Jungfrauen.)

10. Aus dem Orient verbreitete der Geist des Mönchthums, das heißt, eines von der Welt völlig abgeschiedenen, Allem entsagenden, Gott allein ergebenden und nach dem höchsten Ziele strebenden Lebens, sich auch bald nach dem Abendlande; und lange bevor noch Gott den heiligen Benedikt erdickte, hatte es schon mehrere Klöster in Afrika, Ober- und Unter-Italien, Spanien, Gallien, Burgund, dießseits und Jura und selbst an den Ufern der Donau. Aber was einst der heilige Pachomius dem Abendlande, dem heiligen Pachomius hatte es in dem Abendlande schon eine Menge, bisweilen von sehr großen bewohnter Klöster gegeben; Pachomius hatte das Verdienst, der erste zu seyn, welcher für seine Schüler und Jünger gewisse,

sie auch aus dem Munde ihres und unsers göttlichen Erleuchters, der aber auch einst aller Welt Richter seyn wird, die merkwürdigen und besonders jetzt vorzüglich zu beherzigenden Worte: „Was würde aus der Welt ohne fromme Klöster werden!“ — — Da es jetzt, wenigstens in unserm, auf dem höchsten Gipfel der Aufklärung und Philosophie stehenden Deutschland beinahe gar keine Klöster mehr gibt; so kann es darin

wer-
men,
jetzt
id ba
rftige
Idee
inter-
hohe
Mo-
und,
Staats-
etwas

allgemein und zu jeder Zeit bindende Vorschriften und Satzungen entwarf; und da er außer dem Kloster von Labenna noch andere in der Thebais gründete, und alle, welche in dieselben aufgenommen wurden, der nämlichen von Pachomius seinen geistlichen Kindern in Labenna gezogenen Richtschnur folgen mußten; so ward er in dem eigentlichen Sinne des Wortes der Stifter eines aus vielen klösterlichen Gemeinden oder Genossenschaften bestehenden und einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, das man Abas (Vater) nannte, unterworfenen Ordens.

lehrt, für das Heil seiner Mönche und das Beste des Klosters am zuträglichsten fand. Seinem Nachfolger im Amte ließ er gleiche Freiheit, und wurde seinen Vorschriften auch nach seinem Tode noch einige Zeit nachgelebt; so war dieß gewöhnlich nur die Folge der Ehrfurcht, welche man dem Andenken des nicht selten durch hervorragende Heiligkeit ausgezeichneten Ordens

verschuldig zu seyn glaubte. Daß dieser Zustand nicht gerade der wünschenswertheste war; daß wenigstens in jedem Falle dem frommen Dunkel, der, wenn auch fromm, doch immer Dunkel bleibt, ein zu großer Spielraum gelassen war, und daß dadurch der Keim ihrer innern Zerstörung schon in die Klöster gleich bei ihrer Gründung gelegt ward, alles dieß ergab sich von selbst. Aber eben daher sandte jetzt auch Gott einen seiner Knechte, auf den sich die ganze Kette seiner Werke ergossen hatte, der, erleuchtet und angethan mit Kraft von oben und ausgerüstet mit allen Wundergaben eines Apostels, die tiefste Kenntniß in der Wissenschaft des Hells mit eben so tiefer Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens verband, und seinen Schülern und Jüngern nun schriftliche Vorschriften theilte, die, von Päbsten und erleuchteten Kirchenvätern bewundert und von ganzen Concilien die heilige Regel genannt, nicht nur von allen damaligen Klöstern als gemeinsame Richtschnur angenommen, sondern auch von vielen der erst nachher entstandenen Orden ihren Institutionen zum Grunde gelegt wurden, und so dem heiligen Verfasser derselben mit Recht den ehrenvollen Titel eines Patriarchen aller abendländischen Mönche, so wie den gerechten Ruhm erwarben, der Stifter des ersten, durch weise und bleibende Gesetze und treffliche hierarchische Einrichtung wohl organisirten Ordens im Abendlande gewesen zu seyn.

XVIII.

St. Gregor, M. f. Benedikt ward im Jahre 480 zu Norcia im Herzogthume Spoleto von christlichen, sehr gottesfürchtigen Eltern geboren; sein Vater hieß Europius, Abtw. Norcia seine Mutter; und es scheint nicht

ohne besondere Fügung Gottes geschehen zu seyn, daß die Eltern dem Kinde, das einst als Mann vor Gott so groß seyn sollte, den Namen Benedikt (der von Gott gesegnete) ertheilten.

2. In den Augen Gottes stehen zwar der Adelige und Unadelige, der Freie wie der Unfreie auf gleicher Linie; Alle wurden durch den Erlöser frei gemacht; Alle durch das Blut Jesu Christi geädelt; und zur Abretung des neugeborenen, in einer Krippe zu Bethlehems Ephrata liegenden ewigen Königes waren nicht bloß Könige aus dem Morgenlande, sondern auch einfache, niedrige Hirten von dem Felde berufen worden. Aber geschichtliche Vollständigkeit erfordert es hier zu bemerken, daß die Familie des heiligen Benedikts dem uralten, edeln Geschlechte der Anicier angehörte; einem Geschlechte, welchem von den frühesten Zeiten an, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, eine Menge der berühmtesten Staatsmänner, Feldherren, selbst Kaiser und Könige entsprossen waren, und welchem anzugehören es auch damals noch der Ruhm der mächtigsten Monarchen war.

3. Vermöge seiner erlauchten Geburt konnte Benedikt einst auf die ersten Würden und Aemter im Staate Anspruch machen; und seine Eltern, deren Stolz er war, gaben ihm daher eine seinem künftigen Berufe entsprechende Erziehung. Als er das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, schickten sie ihn nach Rom, um dort seine Studien zu vollenden. Wie in allen unverhältnißmäßig großen Hauptstädten, herrschte auch damals in Rom noch jene Jügellosigkeit der Sitten, welcher selbst die weiseste Gesetzgebung nicht immer zu steuern vermag; und besonders war es die studirende Jugend, welcher man eine gewissermaßen in wahre Frechheit übergehende und fast mit Ver-

legung alles äußern Anstandes verknüpfte Ungewöhnlichkeit in der Lebensweise zum Vorwurf machte. Aber schon als Knabe athmete Benedikt bloß in der Furcht des Herrn, und als heranreifender Jüngling floh er, gleich der Pest, nicht nur die Sünde, sondern selbst schon den Schein derselben. Alles, was er jetzt sah und hörte, verlegte daher seinen zarten, feinsinnigen, frommen Sinn. Er beschloß, nicht nur Rom, sondern die Welt zu verlassen und sich auf immer in eine der Gindöden der unwirthbaren Gebirge von Sublacum zurückzuziehen. Um in den Wissenschaften einige Fortschritte gemacht zu haben, dazu war Benedikt's Aufenthalt in Rom zu kurz gewesen; aber derjenige, den der Geist Gottes selbst unterrichten wollte, bedurfte von jetzt an keines menschlichen Unterrichts mehr.

4. Nach Bitte vornehmer Römer damaliger Zeit hatte Benedikt's ehemalige Amme, Cyrilla, ihn nach der Hauptstadt begleitet, und war nun auch wieder auf seiner Flucht aus Rom noch einige Zeit seine Begleiterin. Benedikt kam zuerst in das, ungefähr dreißig italienische Meilen von Rom und zwei Meilen von dem sublakischen Gebirge gelegene Dorf Enfila (heute zu Tage Afilà). Die Einwohner nahmen ihn sehr freundlich auf und wiesen ihm seine Wohnung in einem Nebengebäude ihrer Kirche an. Auch in Enfila hielt sich der junge Benedikt nicht lange auf; aber dennoch war es gerade hier, auf diesem einsam gelegenen Dorfe, wo es Gott zum erstenmal gefiel, seinen treuen Diener, obgleich nur vor wenigen Zeugen, durch ein offenkundiges Wunder zu verherrlichen.

5. Cyrilla hatte ein aus gebrannter Erde gefertigtes und aus einem benachbarten Hause entlehntes Sieb unglücklicher Weise zerbrochen. Wahrscheinlich

lich, was sie außer Stande, ein anderes zu tun. Ihr Schmerz über diesen unglücklichen, auch den gutmüthigen Nachbarn, der es ihr geliebt hatte, in Schaden fallenden Zufall war daher beinahe ohne Grenzen. Benedikt ward durch ihre Klagen gerührt, und da er gerne helfen wollte und es doch nicht vermochte; so wandte er sich zu Gott, warf sich auf die Knie, batete mit Inbrunst über dem Stücken des zerbrochenen Siebels, und hatte sein kurzes Gebet noch nicht vollendet, als er schon mit heiliger Freude bemerkte, daß die einzelnen Stücke des zerbrochen gewesenen Siebels nun wieder so fest in einander gefügt waren, daß man an diesem nicht die mindeste Spur eines Bruches mehr entdecken konnte. Auch Eprilla war außer sich vor Erstaunen. Die That ward in dem Dorfe bald ruckbar, und das wunderbare Sieb von den frommen Dorfbewohnern zu ewigen Andenkens über dem großen Thore ihrer Kirche befestiget und aufbewahrt. — — Aus der heiligen Väter Gregors des Großen Lebensbeschreibung des heiligen Benedikts haben wir diesen Zug entlehnt; und wir müssen gestehen, daß wir ihn, nicht ohne eine Art peinlicher Empfindung, beinahe in den meisten neuern Lebensbeschreibungen des heiligen Benedikts vermißt haben. Woher diese Scheue? Fand man vielleicht, daß ein zerbrochenes Sieb ein zu geringfügiger, unbedeutender, einer unmittelbaren Kraftäußerung Gottes völlig unwürdiger Gegenstand sey? Aber kann denn Dem, welchem nichts groß ist, irgend etwas klein seyn? Unerschlitterlicher Glaube und festes Vertrauen, gepaart mit Lauterkeit des Herzens und kindlicher Demuth, sind Waffen, mit welchen der Ewige sich zu jeder Zeit besiegen läßt; und da Er es war, der dem betenden, reinen Jünglinge diesen Glauben, dieses Vertrauen und diese Liebe in das Herz goß, so ist nichts natürlicher, als daß jetzt auch sogar ein zer-

brochenes irdenes Gefäß der Dolmetscher: „unendlich göttlicher Barmherzigkeit, Güte und Vaterhilfe werden mußte. — Es gibt Wahrheiten, deren Licht nur ganz einfältigen, aber dabei auch ganz kindlich liebenden Herzen leuchtet.“)

6. Benedikt, dessen Demuth, durch die vielen Merkmale der Verehrung, welche die Dorfbewohner ihm jetzt gaben, sich verlegt fühlte, beschloß heimlich und ohne selbst Cyrilla etwas davon zu sagen, in die Wüste von Sublaco zu entweichen. Auf dem Wege dahin begegnete er dem Romanus, einem sehr frommen Mönche aus einem benachbarten Kloster, welches unter der Leitung des berühmten Abtes Theodor stand. Von jenem befragt, wo er hinging, entdeckte ihm Benedikt ganz unbefangen, was er zu thun gesonnen sey. Romanus bestärkte ihn in seinem frommen Entschlusse, verheiß ihm Verschwiegenheit, unterrichtete ihn in den vornehmsten Pflichten eines wahrhaft frommen Einsiedlers, verschaffte ihm auch eine Mönchsleiden und zeigte ihm eine in einem hohen herabhängenden Felsen befindliche, sehr niedrige Höhle, welche er zu seinem künftigen Aufenthaltsorte wählen konnte.

*) Der heilige Papst Gregor der Große versichert, daß das Wenige, was er von dem Leben des heiligen Benedikts aufgezeichnet habe, sich auf die ihm gemachten mündlichen Berichte von vier der ausgezeichnetesten Schüler des heiligen Benedikts gründe. Diese vier waren: Constantinus, Valentinianus, Simplicius und Honoratus. Alle vier wurden nachher noch Heide und nach ihrem Tode von der Kirche den Heiligen zugezählt. Für einen Katholiken im Geiste und in der Wahrheit muß doch wohl das Zeugniß solcher Männer von einigem Gewichte seyn.

7. In glücklicher Abgeschiedenheit vom Welt-
 lebte Benedikt hier drei volle Jahre; er hatte keine
 andere Nahrung, als einige Stücke trocknen Bro-
 des, welche Romanus aus seinem Kloster an gewissen
 Tagen ihm brachte und von der Spitze des Felsens
 an einem dünnen Seile gegen die Höhle herabließ.
 Da der gutmüthige Mönch, zu Folge des dem heil-
 ligen Benedikt gemachten Versprechens, über dessen
 Aufenthalt in der Höhle, welche nachher in der gan-
 zen Gegend den Namen der heiligen Gruft er-
 hielt, ein tiefes Stillschweigen beobachtete; so hing
 auch die Wahl des Tages und der Stunde, wann er
 ihm seine sparsam zugemessene Portion Brod bringen
 wollte, nicht von ihm ab. Er befestigte daher an
 das nämliche Seil eine kleine Glocke, deren Schall
 dem jungen Einsiedler jedesmal verkündete, daß sein
 Ernährer oben auf der Felsenspitze angekommen wäre;
 worauf Benedikt aus der Höhle hervortrat und das,
 was ihm jener mitgebracht hatte, in Empfang nahm.
 Unglücklicher Weise zerbrach eines Tages, ohne daß
 man weiß wie, die kleine Glocke. Dem heiligen
 Benedikt schien es, als wenn sie durch einen Stein-
 wurf wäre zerschmettert worden. Da jedoch Niemand
 in diesen Felsenklüften hauste; so hielt man es für
 den Spuk eines Dämons, der die christliche Nächsten-
 liebe des Romanus auf eine recht harte Probe setzen
 wollte; denn von nun an konnte der gute Mönch nur
 auf die mühseligste Weise, und über Felsen hin- und
 Herabklimmend, seinem Pflugesohn die gewohnte Nah-
 rung bringen. Romanus bestand jedoch diese Probe,
 und obschon er sich jetzt jedesmal auf eine ungleich län-
 gere Zeit heimlich aus dem Kloster entfernen mußte;
 so ward seine Abwesenheit doch die ganze Zeit über
 auch nicht ein einzigesmal von seinen Obern bemerkt.

8. Aber Gott hatte unsern heiligen Einsiedler

zu höhern Zwecken bestimmet, sie wollte nicht mehr, daß dessen Licht bloß im Verborgenen leuchte. Nur ein paar Stunden von der Wüste von Sublaena wohnte ein Gott gefälliger Priester. Als dieser am ersten Festtage der Östern des Jahres 498 gerade mit Zubereitung seines Mittagmahles beschäftigt war, hörte er auf einmal eine Stimme, welche zu ihm sagte: „Du sorgst jetzt, wie du gute Speisen dir zubereiten mögest, während mein Diener in der Wüste vom Hunger hart geplaget wird.“ Der Priester verstand den Sinn dieser Worte, packte eilig alle zubereiteten Speisen zusammen, ging in die Wüste und fand endlich nach langem, mühseligen Suchen die Höhle unsers heiligen Einsiedlers; aber dieser wollte sich nicht eher mit ihm in eine Unterredung einlassen, als bis sie vorher ihr gemeinschaftliches Gebet zu Gott verrichtet hätten. Als dieses geschehen war, belehrte der Priester den heiligen Benedikt, daß heute das Fest der Auferstehung des Herrn gefeiert werde, und daß selbst die Kirche das Fasten an einem so hohen Festtage nicht für gut fände. In brüderlicher Eintracht erquickten sie sich nun an dem gemeinschaftlichen Mahle, sprachen Vieles mit einander von göttlichen Dingen, und trennten sich endlich wieder, nachdem sie ihr Dankgebet verrichtet hatten: Benedikt tief gerührt über die unbegreifliche, sich so tief zu ihm herablassende, liebevolle Fürsorge seines Gottes; und der Priester, den Allmächtigen preisend, daß Er ihn gewürdiget hätte, die Bekanntschaft eines noch so jungen und doch schon so erleuchteten und heiligen Einsiedlers zu machen.

9. Geheimnißvoll: bereitet Gottes Geist den Verstand und das Herz derjenigen, die er als vorzügliche Werkzeuge seiner Verherrlichung sich auswählt hat. Benedikt hatte, wie wir wissen, beinahe keine, oder

wenigstens eine nur höchst unvollständige wissenschaftliche Bildung erhalten; aber während seines dreißährigen Noviciats in der Einsiedelung hatten sich alle Reize eines wahrhaft außerordentlichen Lebens in ihm entwickelt; und nun wollte Gott, daß er, gleich einem andern Johannes dem Täufer, aus der Wüste hervortreten, und aus der Fülle seines Reichthums auch Andern theil mittheilen sollte.

10. Der Priester, den eine Stimme von Oben in die Felsenklüfte von Sublacum gerufen hatte, war durch keine Verpflichtung an das Kloster gebunden, als er sich auf den Weg machte. Ihm begegnete ein Hirte, der ihm sagte, daß er in der Gegend eine Höhle entdeckt habe, die für ein wildes Thier, denn sie sei sehr dunkel und schauerlich, geeignet seyn könnte. Aber ihres Irrthums bald überführt, schieden sie mit der größten Ehrfurcht im Herzen von der heiligen Grotte und verbreiteten das Gerücht von einem, in einer Höhle der Gebirge von Sublacum wohnenden heiligen Einsiedler in der ganzen umliegenden Gegend.

11. Eine Menge Volkes ging nun hinaus, theils bloß aus Neugier, um den Mann Gottes zu sehen, theils auch um über göttliche Dinge ihn sprechen zu hören und seinen Segen zu empfangen. Von jetzt an hatte der bisher so geplagte, gutmüthige Romanus nun Ruhe; seine Pilgerschaften aus dem Kloster zu der Höhle hatten ein Ende; denn Alles, was Benedict zum Leben bedurfte, ward ihm von dem ihn jeden Tag besuchenden Volke im Ueberflusse gereicht. Mit Liebe und Dank nahm Benedict Alles an, was

man zu seinen Füßen lagte. Er gab aber für die leibliche Nahrung, die man ihm brachte, desto löstliche, geistige Speisen, Brod, welches alle kranke Seelen und wundte Herzen heilte, sie wahrhaft nährte und kräftigte, und oft mit himmlischem Trost erfüllte.

12. Indessen war, wie es scheint, das geheimnißvolle Noviciat des heiligen Benedikts noch nicht völlig beendigt; einen harten und schweren, aber guten Kampf sollte er zuvor noch kämpfen. Das Bild einer jungen und schönen Frau, welche er einmal in Rom gesehen hatte, stand jetzt plötzlich mit allen verführerischen Reizen einer jugendlich entflammten Phantasie vor seiner Seele. Tag und Nacht verfolgte ihn das lockende Trugbild; und der höllische Zauber hatte ihn schon so sehr umstrickt, daß in dem Hintergrunde seines Herzens ein leises Verlangen sich zeigte, die Höhle zu verlassen und nach Rom zurückzukehren. Zwar flehete aus seinem geängstigten Gemüthe Benedikt zu Gott; aber selbst eine im Gebete durchwachte Nacht vermochte nicht die Gluth aufsteigender Begierden zu löschen. Auf einmal bemerkt Benedikt ganz nahe an seiner Höhle eine Menge Dörner und dorniges Gesträuch. Rasch und ohne sich selbst lange darum zu befragen, reißt er das härte, seine Blöße bedeckende Gewand von dem Leibe, wirft sich in die Dornen, wälzt sich lange darin herum, und steht

Es ist ein bekannter schöner Zug liebevoller Herzen, daß sie sich schon glücklich fühlen, wenn man sich nur einen Dienst von ihnen erzeigen, oder Etwas, das sie freudig anbieten, eben so freudig von ihnen annimmt. Wie hätte also Benedikt diesen jarten Zug unverdorbenen Herzen übersehen und irgend Etwas, das man ihm darreichte, lieblos von sich zurückweisen dürfen!

nicht eher auf, bis sein bluttriefender Körper mit zahllosen, schmerzhaften Wunden bedeckt war. Aber das teuflische Gaukelspiel hatte nun auch ein Ende; Benedikt hatte gesiegt; seine Phantasie war wieder geheilet, und er selbst sein ganzes Leben hindurch nie mehr ähnlicher Versuchung unterworfen.

13. So wie Benedikt jeden Tag an Vollkommenheit zunahm, auch mit Jesu auf seiner Heiligen ganzen Prophanität. Dem hatte der Tod in sie den heiligen als ihrer Mitte, die Leitung ihres Klosters zu übernehmen. Lange weigerte sich der heilige Einsiedler des ihm gemachten Antrages, „Meine Lebensweise und meine Grundsätze,“ sagte er zu den Mönchen, „sind zu wenig mit den euerigen übereinstimmend, als daß ich euer Vorsteher werden könnte.“ Aber nur so heftiger drangen, daß die Mönche mit ihren Bitten in ihm Benedikt glaubte endlich nachgeben zu müssen und unterzog sich im Vertrauen auf Gott der halb mit Gewalt ihm auferlegten Bürde.

14. Aber bald zeigte es sich, wie richtig der Heilige in den Herzen dieser entarteten Mönche gelesen habe. Er wollte durchaus nicht zugeben, daß sie sich auch nur ein Haar breit von der zu evangelischen Vollkommenheit führenden Klosterregel entfernen. Diese Strenge erregte Unzufriedenheit. Das allgemeine Mißvergnügen ward bald bis zu einer Höhe gesteigert, und einige der Mönche schlossen endlich, sich durch Gift ihres lästigen Abtes

15. So wie aber Seneca, welcher Gott von Herzen lieben, Alles zum Guten wirkt; so mußte auch Benedikt's Aufenthalt in jenem Kloster nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die ganze Kirche reichhaltigen Segen herbeiführen. Unser Heiliger nämlich hatte sich von dem beinahe gänzlichen Verfall aller Klöster in Italien aus selbst überzeugt, die Quellen erschöpft, aus welchen die unter den Klostergeistlichen herrschenden Unordnungen entsprangen, und daher den Entschluß gefaßt, neue Klöster zu gründen, für diese aber solche reise, schriftliche Vorschriften zu entwerfen, die, ungeachtet dem Geist des Evangeliums gemäß, auch unter dem Druck der Zeiten im Estande seyn würden, die frommen Beobachter der

selben unterstellt auf der Basis evangelischer Botschaft
menschen zu erhalten.

16. Diesem Entschlusse gab Gott Segen und Ge-
deihen. Da die Gegend weit nörlicher von dem Orte
der Heiligkeit des Einsiedlers von Eublaum erfüllt
war; so strömten, um dem Heiligen ihre Ehrfurcht
zu bezeugen, von allen Seiten Hohen und Niederen her
her. Aber unter diesen gab es nun auch viele, die,
geleitet durch das Beispiel des Heiligen und getrieben
von dem Geiste Gottes, jetzt ebenfalls der Welt zu
entsagen und unter Benedict's Leitung ein bühnendes,
Gott ganz geweihtes Leben zu führen beschlossen.
Die Anzahl dieser Jünger war bald so groß, daß Be-
nedict sich gezwungen sah, ein eigenes klösterliches Ge-
bäude für sie zu errichten. Es war das erste Kloster,
welches der Heilige gründete; nur sechzig Schritte
von der von ihm bewohnten Höhle ward es erbaut;
daher auch einige Schriftsteller ihm bisweilen den
Namen sacra specus (die heilige Grotte) geben.
Eigentlich hieß es Columbaria, ward aber nachher
nach dem Namen des heiligen Clemens genannt.

17. Selbst aus Rom kamen nun viele der
angesehensten Einwohner nach Columbaria. Einige
daron brachten ihm sogar ihre Kinder und baten
ihn, die Erziehung derselben zu übernehmen. Un-
ter diesen letztern befanden sich viele andere auch
der, welcher in dem Orde so bekannt gewordene
heilige Maurus, ein Sohn des Equitius, eines
Mannes von senatorischer Würde, wie auch der
noch ganz kleine Placidus, Sohn des Patricius
Kertullus.

18. Aber bald konnten die klösterlichen Mauern
von Columbaria die Menge derjenigen nicht mehr

fallon, welche ein glühendes Verlangen zeigten, ebenfalls Jünger des heiligen Benedikts zu werden. Keiner, von welchem Stande, Alter oder von welcher Fähigkeit er seyn mochte, wurde abgewiesen; so, daß Benedikt in einem Zeitraum von ungefähr sieben Jahren in der Provinz Valeria, das heißt, in der Gegend von Sublacum, noch elf andere, größtentheils nach Heiligen genannte Klöster errichtete. In jedes derselben legte er zwölf Mönche, vorgesetzten ordnete; aber sammtlich unter seiner obersten Leitung. Dem Kloster von Calumbaria, diejenigen bei sich behielt, welche noch am meisten seiner ungeheuren Bedurften. Indessen wurden durch ihn errichteten Klöster sehr reich. Am häufigsten waren seine nach der hochheiligen Jungfrau Maria göttlichen Erlösers genannten. In sich unser Heiliger am besten. Hochbenedeiten ruhte er in seinen Arbeiten aus, und in dem Benediktiner-Orden er-

haltenen Ueberlieferung, soll er auch hier ganz vorzügliche Gnaden und höhere Erleuchtung von Gott erhalten haben. — Sehr begreiflich! denn was vermögen nicht die Fürhüte jener Macellosen, auf deren lebendes Wort Jesus auf Erden sein erstes Wunder verrichtete, und die Er, der sich herabließ, unser Bruder seyn zu wollen, sterbend am Kreuze seinem geliebten Jünger, und in diesem und allen, wenn wir seine Jünger seyn wollen, als gemeinsame, liebevolle, huld- und erbarmungsvolle Mutter eben so rührend als trostreich bezeichnete.

19. Während dieser Zeit, wie Gregor der Große

ergriffen; gehalten durch den heiligen Bekehrer ppe-
dite Bunder und Frieden. Der junge Placidus,
Tertullus Sohn, wollte in einem nicht weit von dem
Kloster entfernten See Wasser schöpfen; aber der wah-
dere Leben-keine keinen Abscess bekam was Murrige-
nicht und er starb in das Wasser. Ohne Rettung
sahen das Kind verloren? denn die Wellen hatten es
schon bis zu die Mitte des Bets fortgeschwemmt. Aber
da dem nützlichen Augenblicke sah Maurus im Wasser
die Gefahr, in welchem der junge Placidus schwamm;
aufmerksam den Maurus, ertheilte ihm seinen Befehl
und schickte ihm, eiligst in den See zu laufen um den
Knaben zu retten. In blindem Gehorsam gehor-
men heiligen Abt eilte Maurus davon, ohne nur daran
zu denken, ob es auch in seinen Kräften stehen würde,
dem Gebot Befolgen zu erfüllen. Als er noch unge-
fähr hundert Schritte von dem See entfernt zu
seyn glaubte, erblickte er schon den Placidus, und
wie derselbe alle Kräfte anstrenge, um sich auf der
Oberfläche des Wassers zu erhalten. Maurus ver-
doppelte seine Schritte, kam endlich herbei, faßte
den Knaben bei den Haaren, zog ihn herauf und eilte
mit ihm nach dem Kloster zurück. Aber kaum hatte
er auf dem Rückwege ein paar hundert Schritte ge-
macht, als er gleichsam auf einmal wieder zu sich kam,
und wie denn größten Erstaunen sah, daß er, als er
das Kind aus den Wellen gezogen, nicht an dem Ufer
des Sees gestanden, sondern in der Mitte auf dem
selben sich befunden habe, daß mithin das, was er
für festes Land gehalten, Wasser gewesen und er, sei-
ner selbst unbewußt, jedoch ohne zu sinken, über den
Wellen hinweggelaufen sey. In dem Kloster ange-
langt, erzählte Maurus dem heiligen Benedict gleich
das wundervolle Ereigniß. Ohne durch irgend ein
Zeichen auch nur das mindeste Staunen zu erkennen
zu geben, bemerkte Benedict bloß dem Maurus, daß

Obst stand, dieses offenbare Wunder sein heiligstes
 Königsgeheim über den unbedingten Gehorsam eines
 Untergebenen, gegen seinen Obern, habe zu erkennen
 geben wollen. Aber nun kam auch der kleine Placidius
 aus Italien und gab der Kirche eine ganz andere Bewe-
 dung, indem er erklärte und versicherte, daß es nicht
 Natur, sondern sein lieber Vater, der heilige Abt
 selbst es gewesen sey, welches er mit eilendem Schritte
 über den Meeres einherwandelnd gesehen, und der ihn
 hierauf bei der Küsten gefast, aus dem Meere ge-
 jagt, so lange sie auf dem Meer gewesen, mit seinem
 Namen bedeckt, und erst am Ufer dem Rauche über-
 geben habe.“)

Ein ähnliches, von einem dichten Wolfe von Dämonen,
 Ketzer, Heterodoxen, Juden und Mohammedanern, bestra-
 ftes und erweisenes Wunder wird auch von dem hei-
 ligen Franciscus Xavierius erzählt. Von dem Schiffe,
 auf welchem er sich in einem der indischen Meere befand,
 hatte man ein Boot in die See gelassen und dieses sich
 verloren, von dem Hauptschiffe getrennt. Aber plötzlich
 entstand ein heftiger Sturm; furchtbar bräuseten die,
 wie Berge sich erhebenden Wellen und Meereshellen;
 von den schweren Gewitterwolken war die ganze Luft ver-
 finstert; die Nacht brach endlich herein und die gesammte
 Schiffsmannschaft hielt nun das Boot für unauferbring-
 lich verloren. Auch die in dem Boote befindlichen Leute
 waren von ihrem jetzt unvermeidlichen Untergang über-
 zeugt. Aber auf einmal sahen sie den heiligen Francis-
 cus auf dem Vordertheile des Bootes und wie er ein Rad
 ergriff und das kleine, schwankende Fahrzeug mit
 dem durch die schäumenden Wellen hindurch zu führen sich
 bemühte. Alle Todesangst war nun plötzlich bei
 ihnen verschwunden; sie mußten auf Erfahrung, was
 der heilige Befehl vermag, und überließen sich daher
 mit der größten Zudringlichkeit seiner Führung. Nach
 einiger Zeit kam das Boot wieder bei dem Schiffe an.
 Die ganze, kleine Schiffsmannschaft ist auch
 für Justinian über diese Geschichte zu erwarten, durch

20. Benedikt's heiliges Leben, die auf sein Gebot von Gott gewirkten Wunder, und der tadellose, exemplarische Wandel seiner Mönche führten in wenigen Jahren überschwänglichen Segen über die ganze Provinz herbei. Eine völlige Umwandlung aller Gemüther ward in kurzer Zeit überall fühlbar. Überall ward Gott mit größerm Eifer gedient; mit jedem Tage jedes Herz immer mehr und mehr in Liebe zu Gott entflammt. Aber eben deswegen ward unser Heiliger nun auch von dem ewigen Feinde Gottes und der Menschen desto heftiger wieder verfolgt. Satana sah ein, wie gefährlich seinem Reiche dieser Benedikt bis jetzt schon gewesen, wie noch gefährlicher er in der Zukunft demselben werden würde. Von dem strengen Pfade höherer Tugend den Heiligen auf Abwege zu verführen, stand nicht mehr in seiner Gewalt. Er beschloß also, ihm wenigstens recht empfindliche Seelenleiden zu bereiten, wo möglich ihn gar aus der ganzen Gegend zu vertreiben. Zu seinem Geschäftsmann und Gehälfen wählte er sich einen äußerst schlechten, durchaus verdorbenen Priester aus der Nachbarschaft, Namens Florentius. Dieser fing zuerst das

aus unbegreifliche Rettung. Aber eben so sehr und noch mehr erstaunt waren auch die Leute in dem Boote, als sie sahen, daß, so wie ihr Fahrzeug das Schiff vernichtete, auch Franziscus auf demselben vor ihren Augen verschwand. Aber jetzt erinnerte man sich auch auf dem Schiffe, daß der Heilige, sobald der Sturm begann, sich in seine Kajüte einschloß; und so erfuhr man nun, daß er, während der ganzen Zeit und so lange das Boot mit Wind und Wellen zu kämpfen hatte, auf seinen Knien gelegen und um die Erhaltung der in dem Boote von aller Welt Verlassenen, mit aller Inbrunst eines, für das Wohl Anderer besorgten und geängstigten Herzens zu Gott gebetet habe. P. Bour. v. de St. Franc. Xav.

und sah, daß er sich aus allen Kräften bemühte, uns
formlich alles Jureaen bei dem Volke zu raub
ben. Er erkannte die böchsten Hürden, wußte
sie ebenfall im Umlauf zu setzen, lästerte öffentlich den
Heiligen, und verbreitete überall umher die gehässig
sten und unerbörtesten Besläumdungen gegen densel
ben. Dieser Bosheit setzte Benedikt bloß Sanftmuth,
Geduld und liebevolle Ermahnungen entgegen; auch
wollte das Volk sich durchaus nicht täuschen lassen;
denn zu fest, zu innig war es von der Heiligkeit des
heiligen Abtes von Columbaria überzeugt. Floren
tius machte nun einen Versuch, Benedikt in einem
Kuchen, den er ihm als ein kleines Geschenk sandte,
zu vergiften. Der Heilige erkannte sogleich wieder
die Künste seines Feindes, erlaubte sich aber auch nicht
einen Laut der Klage; sondern ließ im Gegentheil für
das ihm gesandte Geschenk dem Florentius noch feine
Danksagung machen, befahl aber, dasselbe unverzüglich
an einen Ort zu werfen, wo es weder Menschen
noch Vieh mehr schädlich werden könnte. . . .
Noch mehr erbittert durch die Vereitelung aller Pläne seiner
Bosheit, sah Florentius jetzt gar auf dem teuflischen
Gedanken, Benedikt's fromme Mönche zu verführen,
und aus dem Kloster, dem bisherigen stillen Sitz un
geheuchelter Frömmigkeit, einen Ort der Unordnung
und Verwüstung zu machen. Zu diesem schändlichen
Zweck erkaufte er mehrere feile Dirnen; auf sein Ge
heiß mußten diese, halb entblößt und unter den un
züchtigsten, noch nicht völlig erloschene Begierden
leicht in Brand setzenden Gebärden und Stellungen,
in der Gegend des Klosters herumspringen und herum
hüpfen, und zwar so nahe an demselben, daß die
Mönche, unter denen sich mehrere Jünglinge befan
den, wenn sie in den Garten oder eines Geschäftes
wegen aus dem Kloster gingen, auch unwillkürlich
wenigstens einen Theil dieser Greul hätten mit an

sehen, wissen. Aus einem Fenster seiner Zelle sah Benedict diesen unerhörten Scandal. Jetzt glaubte er, sey es Zeit, seinem Gegner zu weichen; das Gerüchten seiner ihm von Gott anvertrauten Jünger ging ihm über alles, und er war überzeugt, daß aller dieser satanische Unfug nur deswegen getrieben würde, um ihn aus dem, bisher von ihm bewohnten Kloster bei der Höhle, so wie aus der ganzen Gegend zu vertreiben. Ohne zu zögern, traf er die nöthigen Anstalten zu seiner Abreise, machte vorher noch einige weise, sehr heilsame Einrichtungen in dem Kloster, ernannte den Mönchen einen würdigen Superior, und zog dann, nur von Wenigen begleitet, worunter auch Maurus und Placidus sich befanden, gegen Monte Cassino.

21. Aber kaum waren einige Tage nach der Abreise des heiligen Benedict's verflossen, als schon die Hand des unsichtbaren Rächers den nicht mehr zu bessernden Frevler ergriff. Florentius befand sich auf einer bedeckten Gallerie, als er die Nachricht von Benedict's Abreise erhielt. Laut jubelte der Nechlose über seinen Sieg; aber plötzlich stürzte die Gallerie ein, und der Glende ward von den Trümmern derselben zerschmettert. Es dauerte nicht lange, so erfuhr auch Benedict das unselige Ende seines Verfolgers. Es war der junge Maurus, welcher ihm die erste Kunde davon brachte, und zwar mit einer, obgleich sehr unheiligen, aber hier doch gewiß sehr verzeihlichen Miene sichtbarer Zufriedenheit. „Wein Vater!“ rief er dem heiligen Benedict entgegen, „du kannst jetzt wieder in voller Sicherheit nach deinem Kloster zurückkehren, denn der, welcher dich verfolgt hat, ist nicht mehr.“ — Aber Benedict laß in dem Herzen des jungen Maurus; er gab ihm einen scharfen Verweis, legte ihm sogar eine

Waise auf, und betrauerte aufrichtig den schrecklichen, in Ansehung des Seelenheiles des Verstorbenen, der Hoffnung wenig Raum gebenden Tod des Florentin.

22. Auf dem Gipfel von Monte-Cassino stand noch ein alter, halb verfallener Apollotempel und ein diesem Götzen geweihter Hain. Zu gewissen Zeiten wurden ihm sogar Opfer gebracht; auch, um nach zukünftigen Dingen zu forschen, nach allerlei anderes heidnisches Gaukelspiel getrieben. Es waren Ueberreste aus dem alten Heidenthume, die, bei dem äußerst dürftigen, oft gänzlich fehlenden Unterrichte in dem Christenthume, unter dem umherwohnenden, rohen und unwissenden Landvolke sich in mancherlei Fabeln, Sagen und mündlichen Ueberlieferungen erhalten hatten.*)

23. Als Benedikt, gleichsam im Mittelpunkte der Christenheit, noch alle diese Greul abgöttischen Wahns erblickte, jammerte ihn des verirrtten, durch elenden Dämonenspuß bethörten Volkes. Vierzig Tage brachte er in beinahe ununterbrochenem Gebete zu, um von Gott die nöthige Kraft zu erflehen, auch diese letzte Feste des Reiches des Satans zu zerstören. Er predigte hierauf dem Volke auf das neue wieder den gekreuzigten Jesum, unterrichtete es in den Lehren des Heils, that mehrere Wunder und Zeichen, zerstörte den Tempel, zerbrach das Gözenbild, ließ alle Bäume des Haines fallen,

*) Da wir in den Akten eines in dem Jahre 483 zu Rom gehaltenen Conciliums die Unterschrift eines Bischofes von Monte-Cassino finden; so läßt sich die ganz sonderbare Erscheinung heidnischer gottesdienstlicher Gebräuche in dem sechsten Jahrhunderte, und noch dazu so nahe an der Hauptstadt der Christenheit, nicht anders, wie es uns scheint, als auf obige Weise erklären.

erschloß da, wo man, wie der Apostel sagt, höher den Taufstein geopfert hätte, zwei schöne, nach dem großen Kaiser und dem heiligen Martinus genannte Kapellen, und legte endlich den Grundstein zu dem, sowohl durch seine ungemein reizende und anmuthige Lage, als auch durch den Reichthum seiner Besitzungen, so wie durch seine mannigfaltigen, merkwürdigen Schicksale und die vielen großen aus demselben hervorgegangenen Männer, nachher so berühmten gewordenen Kloster von Monte-Cassino. Während Benedict mit dem Bause desselben beschäftigt war, kam auch Tertullus, der Vater des Papstes, nach Monte-Cassino, um seinen Sohn zu besuchen und dem heiligen seine Eifersucht zu bezeugen. Da Monte-Cassino nur ungefähr sechs und dreißig Stunden von Rom entfernt war; so wies verholte Tertullus seine Besuche, und schenkte endlich dem neuen Kloster nicht nur verschiedene von seinen in dieser Gegend liegenden Ländereien, sondern auch ein ungemein schönes und dabei sehr einträgliches Landgut in Sicilien.

24. Ob Benedict seine heilige Ordensregel auf Monte-Cassino, oder in einem der Klöster von Eublaum geschrieben habe, darüber sind die Meinungen getheilt. Indessen möchten herrüber in einem gewissen Sinne gar wohl beide streitende Theile Recht haben. Nichts ist wahrscheinlicher, denn die Natur der Sache selbst spricht dafür, als daß der heilige Benedict von dem Augenblicke an, wo er anfing, Klöster zu errichten, auch ganz gewiß sich mit einem, den Geist seines heiligen Verfassers auf alle folgenden Jahrhunderte hinübertragenden, und alle seine geistigen Söhne, auf der nämlichen, von ihm selbst betretenen Bahn evangelischer Vollkommenheit, unverrückt erhaltenden Gesetzbuch wird beschäftigt haben. Aber

nicht übererzogen ist, sondern auf der äußern Seite, daß der erleuchtete Ordensfürst das große Werk der Welt nicht überreitet, sondern als eine völlige reife Frucht vieljähriger Erfahrung und langen Nachdenkens, es erst auf Monte-Cassino, und zwar nahe, gang-nahg am Ende seines sagenvollen Lebens, gleich dem letzten Bernächtnisse eines sterbenden Heiligen, seinen Religiosen; und durch diese dem ganzen christlichen Erbe treu hinterlassen haben wird.

25. Die Concilien von Orange und Epaon (529) erklärten, daß der nämliche Geist, welcher mit herablassender Erbarmung aus den kanonischen Büchern zu uns spricht, auch der Verfasser der Regel des heiligen Benedikt's sey. Beide Concilien nannten sie daher die heilige Regel. Erhabener Kirchenlehrer und fromme Mönche betrachteten sie als die stürkste Stützeleiter zur höchsten, hierauf Erden- und irdischen ewangelischen Vollkommenheit; und selbst große und berühmte Staatsmänner, wie z. B. der edle Cosmus von Mailand, bewunderten die göttlich überall beurlundende und aus den tiefsten Quellen geschöpfte Erkenntnis des menschlichen Herzens. Ganz in dem Geiste des Evangeliums entworfen, umfaßt sie, wie dieses, alle Zeiten, alle Länder, jeden Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht, schenkt

Mailand, setzt die Entstehung des ersten Frauenklosters nach der Regel des heiligen Benedikt's erst gegen den Anfang des siebenden Jahrhunderts. Indessen könnte man doch aus der Erzählung des Papstes Gregor mit Grunde schließen, daß es schon zu Lebzeiten Benedikt's Frauenkloster nach der Regel dieses Heiligen habe geben müssen; denn wie hätte sonst Benedikt eine Klosterfrau excommuniciren können: eine Handlung, die offenbar das Verhältniß eines Obern zu seinem Untergebenen voraussetzt.

der vollständigste geistige Gehalt, der dem Menschlichen zu Theil werden kann. Dies verbindet sich mit dem höchsten Leben; Arbeit, heilige Betrachtungen mit frommen, wissenschaftlichen Fortschritten. Aus dem innern geistigen Leben zu wirken, gehört es, beschämes, Schreien und Besinnung nicht zu lassen, und empfindet die Einsamkeit als die sicherste und gründlichste Lehrerin des geistigen Lebens. Aus ihr können desto freier zu wachsen, was man sie solche alles Eigenthum, macht aber nur mittelbarer Sorgfalt über jedes ihrer irdischen Bedürfnisse. Zudem, sie für die Körper sorgt, daß sie dem Geist durch Mäßigkeit und Mäßigkeit, und nicht allzu strenge, mit weiser Milde zu gewissermaßen verordnete Fasten bringt Krankheiten vor und wird eine Quelle neuer und frischer Lebenskräfte. Keiner von Benedikt's Söhnen ist des Andern Herr oder Diener. Alle haben an einem Herde und Weisheit; und diesen vertheilen sie durch unbedingten Gehorsam gegen den, von der ganzen Gemeinde gewählten Abt, der jedoch Jenen nur repräsentirt, und mehr durch heiliges Beispiel, als Wort und That, gebieten und belehren soll. Weislich ist jeder Willkür Thür und Thor geschlossen; denn Benedikt's Konstitution gestattet nicht, daß ein Abt in irgend einem Falle über einen irgend einem Vorwand auch nur ein Haar breit von der Regel abweiche. In wichtigen Fällen soll die ganze Gemeinde, in minder wichtigen nur die Äbte derselben zu Rathe gezogen werden. Die Mehrheit der Stimmen legt jedoch dem Beschlusse des Abtes keine Fesseln an; ihm bleibt es überlassen, zu entscheiden, wie die Stimme seines Gewissens es ihm gebietet, die, wenn er letzteres rein und Reiter zu erhalten weiß, ihn nie oder nur selten irreführen wird. Alle Arbeiten im dem Kloster werden gemeinschaftlich von den Brüdern verrichtet; die

mit ist des Wandern. Lehren und Beschäftigung; welche jedoch wird davon zugeschrift nach dem Maße seines Könnens, aber den Fähigkeiten seines Geistes; und daher dieser wird hiern keine andere Rücksicht befolgt. Diese kammene Eintracht unter den Brüdern ist auf Demuth gegründet; denn wo diese ist, da stehen Kein und Gehorsam, und auf die ganze Gemeinde steht das Gottesfriede, gleich einem wohlthätigen Aha auf stille Flur, herab. Das Benedict's heilige Regel stinnet alle Reigungen des menschlichen Herzens, wie die Balten einer Eier, zu einer wahrhaft himmlischen Harmonie. Es ist ein in allen seinen Theilen vollkommenes Ganze, welches der Geist der Liebe und Demuth zusammenhält, und wovon sich kein Theilig ablösen läßt, ohne daß der ganze Baum abstehe, seine Früchte verlege und endlich verdorre.

27. Unveränderlich und unangestastet hat durch eine Reihe von beinahe dreizehn Jahrhunderten hin durch sich die Regel des heiligen Benedict's erhalten. Wurde auch in dem Laufe der Zeiten hier und da etwas daran geändert; so betrafen diese Änderungen Nos außerwesentliche Dinge, lagen selbst schon, weil der heilige Benedict sie gleichsam vorausah, in dem Geiste der Verfassung, und waren nichts als bloß an der, von den nun veränderten Verhältnissen des gesellschaftlichen Zustandes, geforderte Formen einer und derselben Sache. Auch alle Reformen, zu denen bisweilen geschritten werden mußte, waren ebenfalls nichts, als ein ganz einfaches Zurückföhren auf die primitive, von dem heiligen Ordensstifter gegebene Regel.

27. Für die ganze übrige Zeit seines Lebens machte Benedict nun das Kloster von Monte Cassino zu seiner bleibenden Residenz. Mit jedem Tage ges-

sen sich jetzt auf den Hängen mehr nieder und schau-
ten von Oben herab. Inmitten mit seinem Gott befreundet;
seinen andern Wunsch in seiner Brust nährten, als
daß Gottes allerbarmendste Güte überall geschehe; nichts
verlangend, als den Wunsch aller Liebe und Güte
heit immer noch reiner und glücklicher lieben zu könn-
nen; und nichts wollend, was nicht auch Gott wollen
müsse. Denn auf diese Weise schon hörte auf. Jeder
Theil an der Allmacht des Unendlichen. Auch
immer größere Bekanntschaft mit Gott, was ist
Herr der ganzen Natur; alle ihre Gesetze und Kräfte
folgten seinem Gebote; Todte erweckte er wieder zum
Leben; unheilbare Kräfte machte er gesund; die von
reinen Geister gehorchten seiner gebietenden Stimme;
jedes Herz schloß sich vor ihm auf; des Menschen
geheimste Gedanken waren für ihn kein Geheimniß,
und nahe und ferne Zukunft lagen entfalteter vor
seinem Blicke. Als der Große König Totila im
Jahre 542 mit Vortheil gegen die Römer in
Italien zog und mit einem Theile seines Heeres Com-
panien kreuzend durchzog, hörte er ebenfalls viel Auf-
serordentliches von dem großen Wunderthäter auf
Monte Cassino. Totila brante vor Begierde, ihn
selbst zu sehen. Als er noch ziemlich weit von dem
Kloster entfernt war, ließ er dem heiligen Abte sagen,
daß er ihn besuchen würde; kam jedoch nicht gleich
selbst, sondern gab, um die Wunderkraft des heiligen
Benedict's zu prüfen, einem, durch körperliche Größe
und Schöne ausgezeichneten Officier seiner Leibwache,
Raimund Riggo, den Auftrag, den Heiligen zu be-
suchen, aber während des Besuches sich ganz so zu be-
nehmen, als wenn es der König wäre. In königlicher
Ordnung, mit einem glänzenden Gefolge und
von mehreren Großen des Hofes umgeben, kam Riggo
auf Monte Cassino an. In der ganzen Haltung
eines mächtigen Monarchen trat er in die Halle des

schickten; aber ihnen hatte dieser eine Bitte; daß ihn
genossen, als er ihm schon entgegenstehe. „Mein
„Sehn! lege doch diese Kleidung ab, sie ist ja nicht
„die deines.“ — „Wegs warf sich zu den Füßen des
„Heiligen; das nämliche thaten auch seine Begleiter;
„aber Sturch und Ehrfurcht festeten ihre Bangen;
„und nur schwachen vermochten sie Benedikt die Be-
„rührung ihres Körpers auszuhalten. Eiligst rückten sie
„nun wieder zurück, um, was sie gehört und gesehen
„hatten, dem Könige zu hinterbringen.“

22. Als Totila von denen, die er gesandt hatte,
diesen neuen Beweis von Benedikt's prophetischem
Geiste vernahm, eilte er selbst nach Monte-Cassino.
Totila war ein zwar milder und grausamer, jedoch
auch ungemein tapfter und kühner Fürst; Gerecht
war seinem Herzen fremd; als er aber den Mann
Gottes zu Gesicht bekam, ward er bei diesem An-
blicke so ergriffen, daß auch er sein stolzes Antlitz heugte;
und vor dem Heiligen auf dasselbe fiel. Zweimal bat
ihn Benedikt, aufzustehen; da aber demungeachtet der
König in dieser demüthigen Stellung beharrte; so
ging der Heilige selbst zu ihm hin und hob ihn von
der Erde auf. „Du hast, o König!“ sagte man Be-
nedikt zu Totila, „schon sehr viel Böses gethan; thuß
„auch gegenwärtig noch; vieles, was nicht gut ist;
„laß wenigstens jetzt davon ab. Sey nicht mehr
„grausam, nicht mehr ungerecht. In Rom wirst Du
„stehend einziehen, auch das Meer überschiffen; neun
„Jahre herrschen, aber im zehnten Krone und Thron
„verlieren.“ — Diesen Eindruck machten diese pro-
phetischen Worte auf das Herz des Königs. Er em-
pfohl sich in das frohne, bei Gott so viel ver-
sprechende Gebet, des Heiligen, legte seine bisherige Bil-
dung völlig ab, ward ein ganz anderer Mensch; und
als es bald darauf Rom erobert wurde, schickte er

die Überzeugung, dass die Wahrheit nicht so wahrhaft väterlicher Sorgfalt, als sie ist, von dem höchsten und menschenfreundlichsten Erhebener nicht wäre zu erwarten gewesen. — Als vollkommener des heiligen Belehrt's, dem göttlichen König betreuende Prophetie in Erfüllung ging, werden wir in der Folge noch hören.

29. In einem Alter von drei und sechzig Jahren starb endlich Benedict am 21. März des Jahres 1843, an einem Samstag, des Morgens gegen drei Uhr. Bislang schon hatte ihm Gott das Jahr, so wie den Tag und die Stunde seines Todes offenbart; aber er selbst that erst in dem Jahre, in welchem er das Zeitliche verlassen sollte, diese Offenbarung sehen. Gehend auf Monte Cassino kam auch noch einigen Mönchen, welche in entfernten Klöstern wohnten, machte er dieselbe bekannt, aber zugleich auch Allen zum Gesetze, bis dahin ein tiefes Stillschweigen darüber zu beobachten. Einiges Tage vor seinem Tode befahl er, sein Grab zu öffnen. Raum war diese Arbeit vollbracht, als er, und schon zum erstenmale in seinem Leben, krank wurde. Mit jedem Tage nahm seine Krankheit zu. Am nächsten hatte die ununterbrochene, heftige Fieberhitze beinahe alle seine Kräfte erschöpft. Er ließ sich daher in die Kirche tragen, empfing hier mit einer Wunde der Liebe und Hingabe, wie vielleicht nur ein Genaph vor dem Throne des Erhabenen sie zu fühlen vermag; und allerschwerlichste Coarctation, gab hierauf seinen, ihm so theuern und jetzt in Thränen zerfließenden Gebeten noch einige erlösende Ermahnungen, küßte sich dem auf dem Wege seines Lebens, hob seine sterblichen Glieder, posthum, betete still zu Gott und übergab so sich dem und betend seinen Geist in die Hände seines Erlösers.

30. Als er seinen Lebens, wurde Benedict auch nach seinem Tode noch von Gott durch viele Wunder vor den Menschen verherrlicht. Ein sehr frommer Mönch von Monte-Cassino, welcher aber abwesend und sehr weit entfernt war — man behauptet, es sey Malacus gewesen — lag, als der heilige Benedict starb, in einem Kloster vor dem Alaro in der Nähe betend auf seinen Knien; plötzlich ward er im Geiste entführt und hatte ein Gesicht, in welchem er eine weit strahlende, sich vom Benedict's Jelle gegen West genähert an den Himmel gehende Lichtkrone erblickte; zu gleicher Zeit vernahm er eine Stimme, welche zu ihm sagte: „Dies ist der Weg, auf welchem Benedict's Seele sich jetzt zu ihrem Gott und zu den Wohnsitzen aller seligen Geister erhebt.“ — — — Aber bemerkenswerth war es die heilige Höhle von Sublacum, wo es ihm Mönchen gefallen, die Fürbitten seines treuen Dieners Benedict's zu erhören; und die vielen, dort geschehenen wunderbaren Heilungen, nebst andern außerordentlichen Gnadenbeweisungen machten diese heilige Stätte bald so berühmt, daß auch viele Jahre nach dem Tode unsers Heiligen noch eine Menge frommer Menschen, Benedict's Andenken verehrender Christen aus allen Gegenden Italiens, Galliens und der Schweiz zu gewissen Zeiten nach Sublacum wallten.

31. In der in dem Kloster von ihm selbst erbauten und nach dem großen Käufer genannten Kapelle fand Benedict's unsterblicher Körper seine Ruhestätte. Einige seiner Reliquien wurden in dem sechsten Jahr hundert nach Frankreich, und zwar nach der berühmten Benedictinischen Abtei Fleury gebracht; der größte Theil blieb jedoch in dem Kloster auf Monte-Cassino, und hier wie in Frankreich wurden sie bis auf unsere Zeiten, wenigstens bis auf die Zeit der, alle göttliche wie menschliche Ordnung stürzenden und ihre ver-

verbreiten. Solche auch schon die benachbarten Länder
verbreitenden Revolutionen Frankreichs allen anstrei-
gen Werken gestirgt.

32. Sichtbar waltete Gottes alles erhaltende
Vorsehung über dem von Benedikt gestifteten heiligen
Orden. Er verbreitete in kurzer Zeit seine Zweige
über die gesammte, abendländische Christenheit, und
der vielfältige Segen, den er überall mitbrachte, und
die reichen, alle Völker labenden Früchte, die er über-
all in überschäumender Güte trug, machten bald,
daß alle Monarchen Europas, so wie die heiligsten
und größten Bischöfe, sich bemüheten, den Orden in
ihren Staaten oder in ihren Diocesen einzuführen.
Es würde nicht bloß eine eigene, sehr weildürftige Ab-
handlung, sondern ein ganzes Buch erfordern, wenn
man auch nur einen Theil von dem aufzeichnen und
zu einer klaren Anschauung bringen wollte, was die-
ser mit Recht berühmte Orden seit seiner Gründung
Großes und Außerordentliches zur Verbreitung und
Befestigung des Christenthums, zur Erhebung der
Kirche, zur Beförderung wahrer Religiosität, zur
Kultur und Civilisation der Länder, zum Flor der
Künste und Wissenschaften und überhaupt zum glück-
lichen wie zum ewigen Heile der Menschheit gearbeitet
und hervorgebracht hat; und die glänzende, endlose
Reihe seiner großen und berühmten Männer, die er
in seinem Schooße genährt und erzogen hat, und der-
ren Licht in allen Jahrhunderten den Erdkreis erleuch-
tete und erhellt, würde, wenn man auch bloß die
Namen ansehn wollte, beinahe allein schon einen Foli-
band füllen. Eine solche Liste ließ im Jahr 1316
Papst Johann XXII. sich vorlegen, und es ergab sich,
daß der Orden des heiligen Benedikt's, seit seiner Ent-
stehung, der Kirche des Erfinders Gottes schon damals
vier und zwanzig Päpste, beinahe zweihundert Caro-

brachte; Abkäufern der Bücher und Handschriften
Bücher gegeben, und nach Abschluß gegen vierzig
tausend, von der Kirche theils selig gesprochen, theils
den Heiligen zugehörige Ordensglieder hervorgebracht
188e. 9)

32. Auf diese Vorzüge, welche der Glanz einer
solchen Geburt, großer Reichthum, körperliche Wohl-
gestalt und eine mächtige, einflussreiche Verwandtschaft
ihm darbieten konnten; hatte Benedict schon in frühe-
ster Jugend verzichtet, allen Tödlungen und Gefahren
der Welt, wie allen Unzuträgen, ja selbst den ge-
steimtesten Ungeheuerlichkeiten des Lebens schon als Aus-
sage. Aber wie sehr ward nicht in ihm die große
Wahrheit auf das neue wieder bekräftigt, daß der,
welcher gegen Gott alles verläßt, auch gerettet wird
sich allein derjenige sey, welcher Alles aus Gott
mehr als dieses wieder gewinnt; denn welche un-
ersättlichste, in gar keinen Vergleich zu bring-
ende Entschädigung erhält Benedict nicht von Gott
schon auf Erden für Alles, was er ihm zum
Opfer gebracht hatte. Daß sein Name, wie der
Auf seiner Heiligkeit, in allen Provinzen Italiens
erschallt; daß die erlauchten Personen ihm; wie
er gesehen haben; selbst Könige in persönlichem
Besuch ihm ihre Ehrfurcht bezeugen; daß alle
Welt weiß und beständig der höchsten Verehrung an-
heim gibt; und in ihm noch so persönlich die
wunderbaren Dingen, Gott einen mächtigen Fürsprecher
vor dem Rathe der Engel erblickt; daß eine
Menge vornehmer Römer und römischer Familien
hochachtungsvoll an ihm, Gattin zu ihm pflanzten, und

8 2b. P. 9. s. v. Mabillon Annal. Benedict. T. 1. und 2. 1790
analog. T. 5; endlich auch Bullau hist. de l'ord.
St. Benoît.

gleichsam bloß in einem Strahle seiner Heiligkeit sich zu sonnen; daß auf die von ihm gegründeten Klöster schon bei seinen Lebzeiten auch zeitlicher Segen sich in vollen Strömen von dem Himmel herabgoß; daß endlich sogar die Elemente und die ganze Natur ihm unterthan waren: alles dieses, so groß und hehr es auch an sich seyn mag, ist doch nur unbedeutend, nur Kleinigkeit gegen jene ganz unbegreifliche Fülle himmlischen Reichthums, die ihm hienieden schon zu Theil ward; gegen jenen unmittelbaren Verkehr, in welchem er, annoch ein Sohn des Staubes, dennoch jetzt schon mit seinem Gott stand; gegen die, mit jedem Tage von ihm immer mehr und mehr gefühlte unmittelbare Nähe seines Gottes; gegen den Himmel, den er stets in seinem Busen trug; gegen die Lüfte einer andern Welt, die ihn hier schon umweheten; gegen den namenlosen, süßen Schmerz der Liebe, in welchem er hier schon jene grenzenlose Wonne fand, welche die größte Seligkeit vollendeter Geister ausmacht; endlich gegen jene hohe und seltene Erleuchtung, die er von Oben erhielt, und gegen die vielen Blicke, welche es Benedikt gestattet ward, auf die, ihm in ungleich größerm Maße als andern Heiligen sich offenbarende und vor dem geistigen Auge seiner Seele sich beinahe völlig enthüllende Herrlichkeit Gottes zu werfen! —

Servantus, ein sehr frommer Abt eines benachbarten Klosters, pflegte den heiligen Benedikt sehr oft zu besuchen. Das Band einer in Liebe zu Gott gegründeten, und dadurch geheiligten Freundschaft hatte beide ehrwürdige Männer innigst mit einander vereint. Eines Tages hatten sie sich in ihren Gesprächen über göttliche Dinge so sehr vertieft, daß die Stunden dahinflohen, ohne daß sie es bemerkten, und es endlich schon Mitternacht war, als Benedikt aufstand, um sich in seine Zelle zu begeben, welche über jener des

Servantus war, durch eine kleine Treppe aber mit derselben in Verbindung stand. Da es bald Zeit war, in den Chor zu gehen, wollte Benedikt sich nicht mehr niederlegen. Er trat an das Fenster und überließ sich wieder auf das neue seinen Betrachtungen. Die ganze Natur war in Nacht und Finsterniß gehüllt. Benedikt stand und batete in seinem Herzen. Plötzlich sieht er gegen Osten am nächtlichen Himmel ein Licht, gleich einer großen Feuermasse, die auf die Erde sich herabzusinken scheint, und über die ganze Gegend eine, selbst die Tageshelle um die Mittagsstunde weit übertreffende Klarheit verbreitete. Benedikt staunte einige Augenblicke das Wunder an; aber bald folgte diesem ein zweites, noch größeres Wunder. In einem einzigen Strahle des göttlichen Lichtes nämlich lag auf einmal die ganze Welt, aber gleichsam nur wie nach einem verjüngten Maßstabe, vor den Augen unsers Heiligen. Er sah unter andern den Bischof Germanus von Capua sterben und dessen Seele sich zum Himmel erheben. In Staunen und Anbetung war Benedikt versunken. Als er wieder einigermaßen zu sich gekommen war, rief er den Servantus; eiligst kam dieser herauf, sah aber nur einen Theil von dem, was Benedikt's reines geistiges Auge erschauet hatte, nämlich bloß einen Theil der noch immer über die Gegend verbreiteten Klarheit, welche jedoch jetzt ebenfalls nach einigen Secunden wieder verschwand. Der Heilige schickte gleich am folgenden Tage einen Boten nach Capua, um sich nach dem Verfinden des Germanus zu erkundigen. Als der Bote ankam, sagte man ihm, daß der Bischof vor einigen Tagen gestorben sey. Jener forschte nun nach den nähern Umständen, besonders nach dem Tage und der Stunde seines Todes; und es ergab sich, daß Germanus gerade in der Stunde und ungefähr in der nämlichen Minute verschieden war, in welcher auch

Benedikt auf dem von Capua ziemlich weit entfernten Monte-Cassino es in jener merkwürdigen Nacht gesehen hatte.

Der dieses Wunder erzählt, ist jener Papst, dem selbst die Gegner unserer Kirche den Beinamen des Großen nicht versagen können; und Er und noch ein anderer, nicht minder erleuchteter Kirchenlehrer, der heilige Bonaventura nämlich, machen darüber ungefähr noch folgende, gewiß tiefgedachte Bemerkung. Hier auf Erden, sagen sie, erblicken wir Gott nur in seinen Schöpfungen und Geschöpfen; daher die materielle Welt und so groß, so hehr, so unermesslich erscheint. Wird aber ein Mensch, wie der heilige Benedikt, einer nähern, unmittelbaren Anschauung Gottes gewürdigt; dann werden alle seine Seelenkräfte in dem nämlichen Verhältnisse gesteigert, erhöht und so zu sagen in das Unendliche erweitert; Er erblickt dann Gott nicht mehr in den Geschöpfen, sondern alle Geschöpfe erblickt er in Gott und alles Geschaffene muß ihm alsdann klein, unbedeutend und wie ein Nichts erscheinen gegen den Unendlichen, der jetzt seine ganze Seele erfüllt, zu sich emporzieht und auf eine gewisse Weise mit sich verähnlicht.

34. Einige Jahre vor seinem Tode sah Benedikt in prophetischem Geiste auch den von ferne nahenden Ruin seines geliebten Klosters von Monte-Cassino. Theoprobust, ein vornehmer Römer, hatte auf den Rath des heiligen Benedikt's die Welt verlassen, sich in das Kloster von Monte-Cassino begeben, und durch lautere, ungeheuchelte Frömmigkeit sich das Zutrauen des heiligen Benedikt's erworben. Als er eines Tages in die Zelle seines heiligen Abtes trat, fand er diesen betend, aber auch ganz in Thränen zerfließend. Anfanglich erlaubte sich Theoprobust nicht, nach der

Ursache zu forschen; aber endlich wagte er es doch, ihn um den Grund seines Kammers zu befragen: „Ach,“ sagte Benedikt, „dieses Kloster, welches ich mit so vieler Mühe erbaute, wird zu Folge eines gerechten Gerichtes Gottes von Ungläubigen zerstört, und Alles, was ich zum Besten der Brüder darin gesammelt habe, ein Raub wilder Barbaren werden; kaum daß ich noch von Gott das Leben derjenigen erhalten habe, welche sich darin befinden werden.“ *) — Vierzig Jahre nach dem Tode des heiligen Benedikt's ging die Prophezeiung in Erfüllung: Unter Anführung Zotho's, Herzogs von Benevent, überfielen in dem Jahre 583 die Longobarden das Kloster von Monte-Cassino, raubten und plünderten, was sie darin fanden, und verließen es nicht eher, bis sie es in einen Steinhaufen verwandelt hatten. Der Ueberfall geschah des Nachts. Alle Bewohner des Klosters lagen in tiefem Schlafe; aber ganz unbegreiflicher Weise enttrannen demungeachtet doch Alle, sammt dem damaligen Abte Bonitus, glücklich den Händen der schonungslosen Barbaren, gingen nach

*) Die Worte des Papstes Gregorius sind: animas custodiret. Dieser Ausdruck gab Anlaß zu der lange in dem Kloster von Monte-Cassino sich erhaltenden Sage, daß Gott den heiligen Benedikt des Seelenheiles aller derjenigen, welche in diesem Kloster zu irgend einer Zeit sterben würden, versichert habe. Noch mehr Glauben fand diese Sage, als wirklich einige notorisch große Sünder, welche eines Besuches wegen in das Kloster gekommen waren, aber allda erkrankten und auch starben, noch auf ihrem Todesbette die große, für jene, welche alle Erbarmungen Gottes in ihrem Leben veretelten, so schwer zu hoffende Gnade einer vollkommenen, aus Liebe zu Gott entspringenden Reue erhielten, mit den heiligen Sakramenten versehen wurden, und so eines, allem Ansehen nach, Gott wohlgefälligen Todes starben.

Rom und erhielten von Pelagius II., der sie sehr wohlwollend aufnahm, ganz nahe bei dem Lateran eine Wohnung, welche sie bald darauf sehr erweiterten und zu einem förmlichen Kloster umschufen. Als Monte Cassino von den Longobarden zerstört ward, war es schon sehr begütert. Aber von allem Eigenthume des Klosters brachten die flüchtigen Mönche Nichts nach Rom mit, als bloß ihre heilige Regel, das von ihrem großen Ordensstifter gegebene Maß für Brod und Wein und endlich einige Reliquien, welche in Kleidungsstücken des heiligen Benedikt's und dessen Schwester, der heiligen Scholastica, bestanden.

35. Man sollte beinahe glauben, über Monte Cassino habe Satan mit einem Engel des Lichtes lange Zeit gestritten; denn viermal ward es von Grunde aus zerstört; das erstemal, wie wir so eben erzählt haben, in dem Jahre 583 durch die Longobarden; das zweitemal von den Sarazenen in dem Jahre 884; dann von den Normännern in dem Jahre 1046 und endlich von Kaiser Friederich II. in dem Jahre 1239. Aber aus seinen Trümmern erhob es sich jedesmal noch herrlicher und prachtvoller, als es je vorher gewesen war; und nicht mit Unrecht wendet ein Schriftsteller des Ordens auf dasselbe einen Vers aus dem Propheten Haggaus an: *Magna erit gloria domus istius novissima plus quam prima.*

36. Wie jedem Heiligen, ja wohl jedem denkenden Christen, war auch dem heiligen Benedikt Demuth die Wurzel jeder Tugend, die einzige Quelle reiner Liebe zu Gott und dem Nächsten und endlich der sicherste Weg zur innigsten Vertraulichkeit zwischen dem Geschöpfe und seinem Schöpfer. Wie jede Tugend, hat auch die Demuth ihre Stufen; Benedikt zählt ihrer zwölf; und was er treff-

liches und herrliches darüber in seiner Regel sagt, verdient nicht bloß von Ordensgeistlichen, sondern von jeder wahrhaft christlichen Seele gelesen und beherzigt zu werden. Da das Äußere des Menschen bloß Refler seines Innern ist, so bezeichnet es auch Benedikt als die letzte und höchste Stufe jener Bureztugens, wenn die ganze äußere Haltung des Menschen seinem wahrhaften, innern Gefühle von Demuth vollkommen entspricht. Laut schallendes Gelächter z. B. ist ihm durchaus zuwider; in den meisten Fällen findet er es auch für den Christen nicht ganz anständig. In der That: Freude sollte eigentlich nur das Erbtheil der Unschuld seyn. Aber seine Unschuld, und mit dieser, Gottes Ebenbild in seiner Brust, hat ja bekanntlich der Mensch längst schon verloren. Welcher Stoff zu immerwährender Trauer; wenigstens welcher Beweggrund zur Vermeidung übermäßiger, gewöhnlich so leicht ihre Grenzen überschreitender, lärmender und geräuschvoller Freude! — Eben so fordert Benedikt auch in allem Uebrigen einen demuthsvollen Anstand, in Gang, Stellung, Blick, Gebärde, Ton der Sprache etc. Bekanntlich ist die Demuth bloß eine dem Paradies des Christenthums entsprossene Blume; das Heidenthum kannte sie nicht, hatte das von keinen Begriff, mithin auch kein denselben bezeichnendes Wort.*) Daß aber auch mit Abnahme des Christenthums und bei den daher immer mehr erkaltenden Herzen nun ebenfalls diese, Gott so wohlgefällige, für den Menschen selbst, so wie für den innern Fries

*) Bloß aus Mangel eines andern Wortes, brauchten nachher die Christen das Wort humilitas; aber in dem Sinne der heidnischen Römer hieß humilitas eigentlich Niederträchtigkeit, und bezeichnete durchaus keinen Begriff von Tugend, sondern vielmehr von Etwas, das Unehre bringt.

den schweb. Herzen und den Iren, in welchem er lebt, so wohlthätige Tugend nach und nach völlig verschwinden und an ihre Stelle eine, alles auf sich beziehende, alles verschlingende und alles befeindende Selbstsucht treten müsse, dieß beweiset offenkundig das beinahe jetzt überall herrschende neue System praktischer Lebensweisheit. Was würde Benedikt sagen, wenn er, noch einmal in seiner irdischen Hülle unter uns wandelnd, diese traurige und furchtbare Umwälzung der Gemüther erblicken sollte; wie würde er schon zurückschrecken, wenn er auch nur den Stolz und die düsterhafte Selbstzufriedenheit unserer kaum zu Knaben und Jünglingen aufgeschossenen Jugend, ihren oft mit raffinirter Unanständigkeit gemahlten, jedes Zartgefühl beleidigenden, cynischen Anzug, ihre über alles urtheilende, entscheidende und höhnisch absprechende Diktator's-Miene, ihren frechen, Jedem lähn und unverschämt in das Gesicht stierenden Blick und noch so manches Andere jetzt sehen sollte; aber welches Erstaunen würde ihn erst ergreifen, wenn man ihm gar noch sagte, daß alles dieses jetzt Ton und herrschende Sitte sey, daß man es sogar schon und lobendwerth finde, als einen Beweis innerer aufsteigender Kraft betrachte, als ein sicheres Merkmal der künftigen Selbstständigkeit eines freien Deutschen Mannes; und endlich daß man selbst schon laut und öffentlich in Schriften erklärt habe, die Moral des Evangeliums sey eine Schlafhaubenmoral, wesse nicht mehr für unsere Zeiten, am wenigsten aber für unsere Jugend. — Welche Bilder der Zukunft würden Benedikt's prophetischem Blicke, wenn er alles dieses sehen und hören sollte, wohl vorschweben: gewiß Bilder, die seine heilige Seele mehr ängstigen würden, als ihn der Anblick seines von Barbaren zerstörten Klosters einst in seiner Zelle auf Monte-Cassino hatte ängstigen können.

37. Wie so viele andere Heiligen, so viele auch
 von allein wahrhaft große Männer unserer heiligen
 Kirche, deren Geschichte doch oft auf den unversä-
 wesslichten, allen Forderungen der Kritik genügende
 Urkunden und Zeugnisse beruht, hat leider!
 auch Benedikt bis jetzt noch keinen, seiner würdigen
 Biographen gefunden. Der Pabst Gregor der Gro-
 ße hat nicht das Leben unsers Heiligen geschrieben,
 sondern, wie er selbst sagt, nur etliche Züge aus
 demselben und vorzüglich bloß einige der Wunder
 ausgezeichnet, durch welche es Gott oft gefiel, sei-
 nem hochbegnadigten Diener hier auf Erden schon
 vor den Menschen Zeugniß zu ertheilen. Die spä-
 tern Lebensbeschreibungen, größtentheils von Ordens-
 gliedern gefertigt und nicht selten mit einem unge-
 heuern Ballast kritischer Gelehrsamkeit beladen, sind
 gewöhnlich bloß in dem historischen Interesse des
 Ordens, oder gar nur als eine, weil es so schick-
 lich schien, gemachte Zugabe geschrieben. Bandrei-
 che, allgemeine Lebensbeschreibungen der Heiligen,
 so trefflich sie auch seyn mögen, wie z. B. das Le-
 ben der Väter von Râß und Weiß, können, ihres
 Zwecks, ihrer Bestimmung und des Bedürfnisses
 wegen, dem sie entsprechen müssen, unmöglich etwas
 Anderes als bloß Auszüge liefern. Aber Auszüge,
 wie schätzbar sie auch an sich seyn mögen, sind doch
 stets nur historische Schattenrisse und könn-
 en, wenn sie gelungen sind, in der Seele des Les-
 ers bloß den Wunsch erzeugen, alle und auch die
 kleinsten Züge des ihm ein so warmes Interesse
 einflößenden Originals, und dieses selbst nicht nur in
 seinen Lichtparthien, sondern auch mit allen seinen
 kleinen Schatten, in einer wahrhaft philosophisch mo-
 tivirten, Leben athmenden, und mit aller Wärme
 einer glücklichen Farbenmischung gezeichneten Darstel-
 lung vor sich zu erblicken.

Die höchst wünschenswerthe wäre es denn doch, wenn ein Mann, ausgerüstet mit ungewöhnlicher Kraft und dem seltensten Talent, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, tiefem und innigem Gefühle, dem religiös-philosophischen Sinne, und schöpferischer, alles Geistige verknäulichenden und alles Sinnliche vergeistigenden Phantasie: kurz und mit einem Worte, wenn ein Mann, wie Görrer, der geistvolle, in ewiger Jugendfülle blühende Verfasser der über den heiligen Franziscus von Assisi und Schwedenborg in dem Katholiken eingerückten Aufsätze, mit dem ganzen Reichthume seines Geistes und seines Herzens, welchen mit verschwenderischer Freigebigkeit die Hand der Vorsehung ihm zugewandt hat, es unternehmen möchte, einige solcher hohen, kräftigen und heiligen Naturen und ganz so nach dem Leben zu zeichnen, wie dieselben einst auf Erden hier wirkten; wandelten und wirkten. Welchen überschwänglichen Segen würde ein solches Werk nicht verbreiten und welche wunderbare, glückliche Revolution würde das contemplative Lesen desselben nicht in den Ideen mancher Leser hervorbringen. Ohne oft ganz umgeändert, in sich erhebet und veredelt zu seyn, würde gewiß keiner, der noch Sinn für das Höhere und Höchste hat, es sobald aus seinen Händen legen. Möchte dieser hier laut ausgesprochene, einem zwar vielleicht nicht allgemein gefühlten, aber eben daher desto tiefer liegenden Bedürfniß so wohlthätig begegnende, fromme und gewiß herzlich gemeinte Wunsch doch ja recht bald in Erfüllung gehen!

XIX.

1. Sigismund's Sohn, ein geborner Römer, aber einer gothischen Familie entsprossen, war unter

dem Namen Bonifacius II. dem Papste Gelas II. auf dem Stuhle des heiligen Petrus gefolgt. Ueber seine Wahl war ein Schisma entstanden, und von einer andern Partei ein gewisser Dioscorus zu gleicher Zeit mit Bonifacius gewählt und am 16. October 529. geweiht worden. Das Uergerniß hatte jedoch bald ein Ende; denn Dioscorus starb schon am 12. des folgenden Monats.

2. Bonifacius, in der Meinung oder vielleicht auch Ueberzeugung, daß Dioscorus sich unerlaubter Mittel bedient habe, um zum Papstthume zu gelangen, versammelte einige Bischöfe und Priester und sprach über den Verstorbenen, der doch jetzt schon im Schooße mütterlicher Erde ruhele, den Bannfluch aus. Dieses Verfahren konnte nicht anders als sehr mißfallen; auch ward es nachher von dem Papste Agapet für null und nichtig erklärt und das Verdammungsdekret, welches Bonifacius in dem Archive der römischen Kirche hatte niederlegen lassen, in Gegenwart der gesamten römischen Geistlichkeit verbrannt. — Handlungen oder Lehrsätze können wohl, nach dem Tode desjenigen, der sie begangen oder aufgestellt hat, noch anathematisirt werden; aber ungereimt ist es, denjenigen, der einmal in der Kirchengemeinschaft gestorben ist, nach seinem Tode wieder davon ausschließen zu wollen. Leider diente dieser bisher unerhörte Vorgang nachher doch dem Kaiser Justinian zu einem Vorwande, um mit einer ähnlichen und noch unsinnigern Forderung einige Zeit den Papst Vigilius recht ängstigen zu können. *)

*) Nämlich bei Gelegenheit des eben so ekelhaften, als abgeschmackten und doch die Kirche nicht wenig bewegenden und verwirrenden Streites wegen der drei Kapitel; wovon wir zu seiner Zeit leider! noch ein Mehreres zu sagen gezwungen seyn werden.

3. Der gebietende Einfluß auf die Papstwahl, dessen sich der gothische König Theodorich angemäßt hatte, und den nun auch dessen Nachfolger als ein ihnen zustehendes königliches Recht betrachteten, lag ecentnerschwer auf dem Herzen der römischen Christenheit. Um diese Fesseln zu zerbrechen, fiel Bonifacius auf ein Mittel, das offenbar ärger war, als das Uebel selbst. In der St. Petruskirche versammelte er ein Concilium, auf welchem er einen Beschluß durchsetzte, kraft dessen er ermächtigt ward, sich selbst einen Nachfolger zu wählen; er ernannte hierzu den Diacon Vigilius und zwang die anwesenden Bischöfe, ihm schriftlich und unter einem Eide zu versprechen, diesen Diacon als seinen designirten Nachfolger auf dem römischen Stuhle zu erkennen.

4. Diese, allen Canons zuwiderlaufende Handlung gab großes Vergerniß in der Kth; auch der römische Senat war damit höchst unzufrieden, und der Hof von Ravenna betrachtete diesen Schritt des Papstes gar als ein an den königlichen Gerechtsamen begangenes Majestätsverbrechen. Bonifacius sah der Nothwendigkeit ein, abermals ein Concilium zu versammeln, legte auf demselben das Geständniß ab, daß er gefehlet habe, und ließ den, Vigilius Erhebung betreffenden Akt in Gegenwart der versammelten Bischöfe und eines Theils der römischen Christenheit öffentlich verbrennen.

Man. Coll.
Con. t. 2.
p. 729 — 731.

5. Zur Zeit des Papstes Bonifacius kam auch das zweite Concilium von Toledo in Spanien zusammen. Dasselbe bestand aus fünf Bischöfen nebst dem Metropolitanbischof Montanus von Toledo, welcher den Vorsitz darauf hatte. *) Es wurden nur fünf

Fleur. h. ecc.
t. 7. l. 32.
Saccarel, hist.
ecc. t. 7. ad
531. §. 4.

*) Während der Sitzungen kamen noch zwei Bischöfe nach

Man. Coll.
Conc. t. 8.
p. 784 et seq.

Canon gemacht, wovon der erste sich sehr umständlich über die Interdiktionen der Weihen verbreitet. Da zu dem geistlichen Stande bestimmten Knaben sollen unverzüglich die tonsur erhalten und in den Rang der Lektoren eintreten; haben sie das achtzehnte Jahr vollendet, so soll der Bischof in Gegenwart der Geistlichkeit und der ganzen Gemeinde sie fragen, ob sie gesonnen sind, zu heirathen, denn, sagen die Väter des Conciliums, wir können sie nicht einer Freiheit berauben, welche der Apostel ihnen gegeben hat. Versprechen sie aber freiwillig aus göttlicher Eingebung, ewige Enthaltensamkeit zu beobachten, so sollen sie nach zurückgelegtem zwanzigsten Jahre zu Diaconen geweiht werden. Wenn indessen jene, welche nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre wirklich in den Ehestand getreten sind, nachher aber bei völlig reifem Alter ihre Bestimmungen dießfalls wieder ändern und nun, mit Genehmigung ihrer Frauen, ewige Enthaltensamkeit geloben; so soll es ihnen alsdann ebenfalls gestattet seyn, sich um die höhern Weihen zu bewerben. In dem zweiten Canon wird verordnet, daß von denen, welche auf solche Weise an einer bischöflichen Kirche erzogen worden sind, es keinem erlaubt seyn soll, ohne Bewilligung seines Bischofes zu einer andern

Lebde, welche nachher ebenfalls die auf dem Concilium gefaßten Beschlüsse unterzeichneten. Diese zwei Bischöfe waren Mebridius von Egara und Justus von Urgel. Beide waren Brüder, beide ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und gottseligen Wandel. Justus wird den kirchlichen Schriftstellern beigezählt; von seinen Schriften ist jedoch nichts auf uns gekommen, als eine Erklärung des Hohenliedes, die man in dem ersten Bande der Bibliotheca Patrum findet. Aber in dem römischen Martyrologium glänzt Justus Name unter jenen der Heiligen, und sein Andenken wird am 28. Mai von der Kirche gefeiert.

Kirche überzugehen; indem es, wie die versammelten Väter bemerken, höchst ungerecht wäre, wenn einem Bischofe ein Subjekt, das er mit vieler Mühe erzogen und dem Schlamme jugendlicher Rohheit und Unwissenheit*) entzissen hat, nun, da es brauchbar ge-

*) *rurali sensu ac aequatore infantiae* — — Wir erschauen aus diesem, wie auch aus dem ersten Canon, daß damals hierselbst Eltern ihre Kinder in noch jüngerem Alter, zur Erziehung und Bildung für den geistlichen Stand, dem Bischofe übergaben, und dieser sie alsdann in besondern, der bischöflichen Kirche zugehörigen Gebäuden, unter seinen Augen von tüchtigen, von ihm selbst angestellten Lehrern in der Gottseligkeit und den ihrer künftigen Bestimmung entsprechenden Wissenschaften erziehen und unterrichten ließ; ferner daß der Bischof sie nicht nur während dieser Zeit prüfte, ob der geistliche Stand wirklich ihr Beruf sey, sondern sie auch selbst, sobald sie zu einer gewissen Reife des Alters gelangt waren, dem Bischofe hierüber in Gegenwart der ganzen Gemeinde ein öffentliches Geständniß ablegen mußten. Offenbar waren diese Anstalten nichts anderes, als was man heut zu Tage *Seminarien* nennt; aber es erhellt auch daraus, daß man das große Bedürfniß solcher Anstalten oder Seminarien schon sehr frühe in der Kirche fühlte und demselben nicht mit halben Maßregeln, sondern nach einem sehr tief durchdachten Plan zu begegnen suchte. Eine nicht blos gelehrte, sondern auch wahrhaft fromme, von dem Geiste der Religion Jesu besessene Geistlichkeit ist nicht nur eine Zierde der Kirche, sondern auch ein großer, ja wohl der größte Segen für jeden Staat. Wünscht man nun, sich eines solchen Segens erfreuen zu können — und wer in einem christlichen Staate wird dieses nicht wünschen! — so muß man auch suchen, ihn zu verdienen durch Errichtung vollständiger, nicht durch eine elende Personennachfrüppelter, sondern mit wahrhaft christlicher Liberalität, geziemend und gebührend dotirter geistlicher Erziehungsanstalten. — Wenn es zweckmäßig und sehr vernünftig ist, daß man, um eine gute Armee zu haben, den Kin-

worden, wieder entzogen und zum Besten einer and

bern und Knaben in militärischen Erziehungsanstalten schon in frühester Jugend eine Erziehung gebe, welche ihre Körper abhärte, sie selbst an Subordination, das heißt, blinde und unbedingte Befolgung der Befehle ihrer Obern gewöhnt, und überhaupt ihnen Befamungen und Einsamungen beibringt, wie ihr künftiger Stand solche erfordert; so wäre es wahrhaftig doch gleichfalls zu wünschen, daß man eben diese, jedem von selbst einleuchtende Wahrheit auch in Bezugung auf jene andere, einst unter der Fahne des Befreijten streitenden und oft mit noch ungleich größern Gefahren kämpfenden, geistlichen Miltz erkennen und berücksichtigen möchte. Der Abgang guter, unter allen ihren Beziehungen zweckmäßig eingerichteter Seminarien und wovon das Ideal ohnehin jeder echte Christ-katholischen Seele verschweben muß, kann platterdings durch nichts ersetzt werden, mithin auch nicht und vielleicht am wenigsten durch jenen kalten, isolirten theologischen Lehrunterricht, welcher auf Universitäten und hohen Schulen erteilt wird. Wissenschaft ist lange nicht das Einzige, dessen der Priester bedarf. Die Kirche und der hehre heilige Beruf eines Geistlichen machen an denselben Forderungen und legen ihm Pflichten auf, deren Erfüllung ihm, wo nicht unmöglich, doch ungemein schwer und lästig werden wird, wenn schon frühzeitig die Welt und ihre reizenden Illusionen sich aller und oft der geheimsten Organe seiner Gedanken bemächtigt haben; wenn nicht schon von dem jüngsten Alter an eine der Heiligkeit seines Berufes entsprechende Erziehung seinen Sinn und sein Herz rein und schuldlos erhalten, sein Inneres zu einem künftigen Tempel des heiligen Geistes vorbereitet, und so ihn nach und nach in einen ganz andern, wahrhaft geistigen, mehr dem Himmel als der Erde angehörigen Menschen umgeschaffen hat. — Unsere Mutter, die heilige Kirche, befehlt ihren Söhnen und Töchtern, viermal am Jahre zu fasten und zu beten, daß Gott tüchtige Arbeiter in seinen Weinberg senden möge. Aber es heißt auch ora et labora; und so möchten wohl jene, denen Gott Kraft und Mittel gegeben hat zur guten Bestellung seines Weinberges thätig mitzuwirken,

der Kirche verwendet würde. Die übrigen drei Canons bestätigen auf das neue alle ältern, auf die Enthaltensamkeit der Geistlichen, die Erhaltung der Kirchengüter und das Verbot der Ehen unter Anverwandten sich beziehende Satzungen. Dies letztere Verbot ward sogar auf diesem Concilium noch mehr geschärft, und auf jede Anverwandtschaft, die nur immer aufgefunden werden könnte, wie entfernt dieselbe auch seyn möchte, ausgedehnt. Am Ende danken die Bischöfe dem König Amalarich, daß er ihnen, diese Synode zu halten, die Erlaubniß gegeben habe. Sie beten für denselben zu Gott um lange und glückliche Herrschaft, damit er auch künftig noch den Bischöfen erlauben möge, ihre bischöflichen Amtsgeschäfte ungehindert zu verrichten. — Die versammelten Väter handelten hierin ganz im Geiste der ersten Christenheit, welche selbst für ihre grausamsten Verfolger zu beten nie unterließ; denn Amalarich's Regierung, obgleich sie nicht gerade durch blutige Verfolgung der Rechtgläubigen besetzt ward, war doch nichts weniger als sehr schonend für die Katholiken; und der König selbst fiel endlich als ein trauriges Opfer seiner Unbuddsamkeit und seiner, aus arianischem Ketzereifer herrührenden Grausamkeit gegen seine tugendhafte Gemahlin, die fromme fränkische Königstochter Clothildis.

6. Montanus, unter dessen Vorfige das Concilium gehalten ward, erließ auch ein Schreiben an

vielleicht nicht ohne alle Verantwortung bleiben, wenn sie dennoch dabei nichts anders thun, als daß sie zu den jährlichen vier Quatembor-Zeiten bloß regelmäßig statt des Fleisches köstliche Fische und andere ausgefuchte, den Gaumen reizende, sogenannte Fastenspeisen genießen.

die Priester der Kirche von Valencia, in welchem er sie, und zwar in ziemlich starken Ausdrücken, entweder der Unwissenheit oder stolzer Anmaßungen beschuldigt, indem sie, wie ihm wäre hinterbracht worden, sich erkühnten, das Chrisam (heilige Salböl) zu bereiten, welche Verrichtung doch bloß den Bischöfen zustünde. Dem Allmächtigen, sagt Montanus, sind nur jene Dienste wohlgefällig, welche Ihm von solchen erwiesen werden, die er dazu berufen hat. Unter der Excommunication verbietet Montanus den Priestern, dieses ferner zu thun, und führt aus dem alten Bunde einige Beispiele an, wie strenge Gott bisweilen schon auf der Stelle dergleichen frevelhafte Anmaßungen bestraft habe. Auch wegen des Priscilianismus macht er ihnen starke Vorwürfe; indem sie, wie er vernommen, den Stifter dieser Sekte und dessen Lehre in Ehren hielten. Er verweist sie auf die Schriften erleuchteter Kirchenlehrer, in welchen sie sich von der Gottlosigkeit dieser Irrlehre und ihres Urhebers überzeugen könnten. — In diesem Schreiben des Montanus, wie auch noch in einem andern eben dieses Bischofes an einen sehr frommen Mönch, Namens Turibius, finden wir die Kirche von Toledo zum erstenmale unter dem Titel einer Metropolitankirche. *)

Baron. 531.
S. 15.

*) Dieser Bischof Montanus, von welchem hier die Rede war, stand bei der römischen Kirche in großem Ansehen, und in Spanien, wo er lange Jahre der Kirche von Toledo vorstand, im allgemeinen Rufe der Heiligkeit. Einst, so erzählt der heilige Ildephons, war Montanus von einigen boshaften Verläumdern des Lasters der Unkeuschheit beschuldigt worden. Um seine Unschuld zu erweisen, nahm der fromme, gottesfürchtige Mann, bevor er an den Altar ging, um das heilige Opfer darzubringen, eine Menge glühender Kohlen in Gegenwart der Gemeinde in sein Gewand. Als die heilige Hand-

7. Kurz vor seinem Tode sah Papst Bonifacius sich noch einmal gezwungen, ein Concilium in Rom zusammen zu berufen. Die Veranlassung war eine sehr wichtige, von Stephanus, dem Metropolit von Larissa in Thessalien, gegen Epiphanius, Patriarchen von Constantinopel, bei dem römischen Stuhle eingereichte Klagschrift.

8. Von dem Deconomen seiner Kirche, dem Priester Antonius, und noch zwei andern Bischöfen Thessaliens war Stephanus bei dem Patriarchen Epiphanius angeklagt und vor dessen Richterstuhl nach Constantinopel citirt worden. Aber Stephanus hatte sich geweigert, dieser Ladung Folge zu leisten, behauptend, daß, wenn Klage gegen ihn wäre erhoben worden, er, wie alle übrigen Bischöfe Illyriens, nur von dem römischen Stuhle, unter dessen unmittelbarer Gerichtsbarkeit die Provinz Illyrien schon seit undenklichen Zeiten stünde, könnte gerichtet werden. Statt

lung zu Ende war, fand man die Kohlen noch in voller Glut, und demungeachtet das Kleid auch nicht im mindesten verschrt. Die spanischen Geschichtschreiber Mariana und Ferraras versichern, dieses wunderbare Ereigniß sey die Veranlassung gewesen, daß auch bei den damals noch arianischen Westgothen in Spanien nach und nach der Gebrauch aufkam, im Falle einer Anklage wegen Ehebruches, oder eines andern aus Unkeuschheit hervührenden Verbrechens, sich durch Anrührung eines glühenden Eisens zu rechtfertigen. Der Angeklagte mußte zuerst beichten, dann ward eine Messe gelesen, Marian. hist. das glühende Eisen von dem Messe lesenden Priester ge- Hist. I. 5. weiht und dem Beschuldigten in die Hände gegeben; Ferrar. part. blieb diese unverletzt; so ward er freigesprochen, sein 2. S. 256. Ankläger aber zur Strafe gezogen. — Diese Art von Orakeln oder Gottesgerichten finden wir indessen auch bei noch andern abendländischen Völkern des Mittelalters.

dieser gerechten Forderung Gehör zu geben, ward der Patriarch Euphymius nur noch mehr dadurch gereizt. Er glaubte durch die Behauptung des Stephanus sich im seinem Ansehen gekränkt, die Rechte seiner Kirche geschmälert, ließ daher den Bischof von Larissa mit Gewalt nach Constantinopel bringen, übergab ihn der Aufsicht zweier Defensores der Kirche von Constantinopel, und sprach ihm, ohne ihn gehört zu haben, des Urtheil. Stephanus ward von allen bischöflichen wie priesterlichen Amtsverrichtungen suspendirt, aller Einkünfte seiner Kirche vorläufig beraubt und selbst das zu seiner Subsistenz unumgänglich Nothwendige ihm nicht mehr gereicht. Aus Furcht, er möchte aus Constantinopel entweichen und nach Rom entfliehen, wurde der Patriarch ihn sogar in das Gefängniß haben werfen lassen, wenn nicht einige fromme und mildthätige Erden mit einer sehr bedeutenden Summe für ihn Bürgschaft geleistet hätten.

9. Ungeachtet aller von dem Patriarchen getroffenen Vorkehrungen, daß diese Sache ja nicht vor den römischen Stuhl möchte gebracht werden, war es indessen doch dem Bischofe Theodosius von Thine, einem der Suffragane des Metropolitanebischofes von Larissa, gelungen, nach Rom zu entweichen und dort dem Papste im Namen des Stephanus und vieler andern Bischöfe Thessaliens, eine Klagschrift gegen das, von dem Patriarchen in Constantinopel, zum Nachtheil der Rechte des apostolischen Stuhles ergangene Urtheil zu überreichen. — Die Sache war von dreifacher Wichtigkeit: Grobe Verletzung heiliger, zur Erhaltung der bischöflichen Würde und der Eintracht unter den Bischöfen durchaus nothwendiger Canons; schändliche Unterdrückung und gesetzwidrige Beraubung eines Unschuldigen; und endlich freche, stolze Ein-

griff in allgemein anerkannte, seit Jahrhunderten bestehende Rechte des apostolischen Stuhles über die Kirchen von Syrien.

10. Das Concilium, welches Bonifacius versammelte, bestand aus vier Bischöfen, wovon einer aus Thessalien, die drei andern aber aus Italien waren, ferner aus vierzig Priestern und vier Diaconen der römischen Kirche. Was darauf beschlossen und entschieden worden, wissen wir nicht; denn nur ein kleiner Theil der Verhandlungen der drei ersten Sitzungen ist auf uns gekommen; indessen weiß man doch, daß die Breven mehrerer Päbste^{*)}, so wie auch die Briefe einiger Kaiser, worin die unmittelbare Gerichtsbarkeit der römischen Kirche über die Kirchen Syriens beurlundet, bestätigt und anerkannt war, in der dritten Sitzung vorgelesen wurden, und daß die versammelten Väter von den Rechten des apostolischen Stuhles auch nicht das Mindeste auf diesem Concilium vergeben haben.

11. Bald darauf starb Bonifacius nach einer Regierung von zwei Jahren und sechs und zwanzig Tagen.^{**)} Er war der erste Pabst, welcher den Orden

*) Unter andern die beiden sehr merkwürdigen Schreiben des Pabstes Damasus an Acholius, Bischof von Thessalonich; ferner die auf diesen Gegenstand sich beziehenden Breven der Päbste Siricius, Innocenz, Bonifacius I., Celestinus, Sixtus III., Leo des Großen und noch vieler andern mehr.

**) Einige Kirchengeschichtschreiber und unter diesen auch der Cardinal Baronius geben der Regierung Bonifacius II. nur eine Dauer von einem Jahre und einigen Tagen; die meisten übrigen aber, worunter auch Pagius und Mansius, sagen, daß er zwei Jahre und zwölf, nach Andern fünfzehn und nach wieder Andern sechs und zwanzig

des heiligen Benedict's bekräftigte; aber auch der erste unter den Päbsten, dessen weder in dem römischen Breviarium, noch in dem Märtyrerbuche erwähnt wird. Zu Ehren des heiligen Erzengels Michaels erbaute er eine prächtige, mit den kostbarsten Verzierungen ausgeschmückte Kirche; und zur Zeit einer drückenden Hungernoth ließ er aus seinem eignen Vermögen einen reichen Vorrath von Lebensmitteln aufkaufen und unentgeltlich unter die römische Christenheit vertheilen.

12. Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Briefes, welchen Bonifacius II. an den Bischof Eulalius von Alexandrien geschrieben haben soll, wäre es überflüssig, ja wohl gar eine Versündigung an der kostbaren, so Pfeilschnell dahinfliehenden Zeit, auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Schon die mehr, als gewöhnliches Maß haltende Absurdität des Inhalts desselben beweiset dessen Unrichtigkeit. Der unbekante Verfasser sagt darin, daß von Bonifacius I. und Gorgestius I. Zeiten an, mithin auch zur Zeit des heiligen Augustinus, die afrikanische Kirche von der römischen getrennt gewesen und erst unter Bonifacius II. mit derselben wieder ausgesöhnt worden sey. — Verdient ein solches Gewäsch auch eine Widerlegung? Uebrigens haben die gelehrtesten Kritiker, Baronius, Vinius, Alexander Natalis, Gravesan &c. diesen Brief einstimmig für unterschoben erklärt und dessen Unrichtigkeit handgreiflich erwiesen.

13. Zum Nachfolger des verstorbenen Päbstes

Edga regiert habe, so daß in Ansehung der Edga durchaus nichts mit Gewißheit bestimmt werden kann; ein Unglück, worüber, wie es uns deucht, die Leser höchst wahrscheinlich sich sehr leicht zu trösten wissen werden.

ward Johannes mit dem Beinamen Mercurius, ein geborner Römer, gewählt, und am 22. Jänner geweiht. Indessen war der Stuhl des heiligen Petrus diesmal doch drei bis vier Wochen unbesetzt geblieben; und da das Aergerniß des bei der letzten Pabstwahl entstandenen Schisma vorzüglich angesehen und einflußreichen Laien zugeschrieben ward, so erließ der römische Senat, gleich in den ersten Tagen nach dem Hinscheiden des Bonifacius, ein sehr scharfes Gesetz gegen solche frevelhafte, nichts als Partheiungen und doppelte Pabstwahlen herbeiführende Umtriebe. Durch Cassiodors Einfluß bestätigte nachher König Athalarich dieses Gesetz auf alle folgende Zeiten, und setzte auch die Strafen darin fest, welche jene treffen sollten, die in Zukunft sich eines solchen Verbrechens wieder schuldig machen würden.

14. Bevor wir jetzt Rom wieder auf einige Augenblicke verlassen, müssen wir noch eines in jeder Hinsicht höchst merkwürdigen Mannes, nämlich des Dionysius mit dem Beinamen Exiguus oder der Kleine, in wenigen Worten erwähnen. Er war in Sythien gebürtig, lebte aber schon seit langer Zeit als Mönch und Priester in Rom; und sein Zeitgenosse, der berühmte Cassiodor, der ihn eben so sehr bewunderte und ehrte, als er ihn seines sanften und trefflichen Herzens wegen liebte, gibt uns einen sehr hohen Begriff sowohl von dem Geiste und der Gelehrsamkeit, als auch der Gottseligkeit und dem heiligen Wandel seines Freundes.

15. Da der öfterliche Cyclus des heiligen Cyrillus von Alexandrien mit dem Jahre 531 zu Ende gegangen war; so hatte Dionysius, von dem Bischofe Petronius dazu aufgefordert und ermuntert, einen neuen Cyclus von fünf und neunzig Jahren berechnet,

welcher sich an den nun abgetauften des heiligen Cyrillus angeschlossen. Bisher hatte man die Jahre berechnet und gezählt entweder nach den Jahren der römischen Consuls, oder nach der Regierung macedonischer Könige von Alexander dem Großen an, oder auch nach der lange anhaltenden, blutigen Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian.*) Diese letztere Methode hatte auch der heilige Cyrillus befolgt. Aber Dionysius wollte nicht das Andenken an einen grausamen heidnischen Christenverfolger durch seinen Episcopus verewigen, oder wenigstens jeden Tag erneuern; er hielt es also für erhabener und des Charakters christlicher Völker würdiger, mit der Geburt unsers göttlichen Erlösers eine neue Aera zu beginnen, und nach diesem großen, das Antlitz der ganzen Erde erneuernden Ereigniß, in Zukunft die Jahre zu zählen und zu bestimmen. Nach seinem Namen ward sie Aera Dionysiana, oder auch vulgaris genannt. Nach ihr rechnen auch bis jetzt noch alle christlichen Völker; und dem Dionysius bleibt das Verdienst, der Erste gewesen zu seyn, welcher die auch heute zu Tage noch übliche christliche Jahrzahl berechnet hatte.**)

16. In die Sammlung der Canons oder des Codex, dessen sich die römische Kirche bediente, hielten sich, durch mangelhafte Uebersetzung mehrerer Canons im Oriente gehaltenen Concilien, verschiedene

*) Ueberdies bediente man sich auch noch anderer Zeitrechnungen; in Spanien z. B. der Aera Imperatoris Augusti, welche acht und dreißig Jahre vor der Geburt Christi ihren Anfang nahm.

**) Gelehrte Chronologen behaupten jedoch, daß Dionysius sich geirret und das Jahr der Geburt Jesu Christi um vier Jahre zu früh angelegt habe.

Fehler eingeschlichen. Dionysius unternahm es auf Ansuchen des Stephanus, Bischofes von Salona, eine neue, vermehrte und verbesserte Sammlung der Canons herauszugeben. In den Canons, welche in der von der Kirche früher schon gemachten Sammlung sich befanden, nahm Dionysius nun auch noch die sogenannten apostolischen Canons, deren er fünfzig angibt, in seine neue Sammlung auf; ingleichen auch ein und zwanzig Canons des Conciliums von Sardich, welchen die römische Kirche gleiche Autorität, wie jenen des nicänischen Conciliums gegeben hatte; und endlich noch hundert und acht und dreißig Canons der in Carthago und andern Orten Africas gehaltenen Concilien. Damit der Vollständigkeit dieser Sammlung nichts fehle, fügte Dionysius auch noch die Decretalen der Päbste hinzu, nämlich von Siricius bis auf Anastasius den Zweiten (385 bis 498).*)

17. Diese Sammlung des Dionysius ward von der römischen Kirche mit dem größten Beifalle aufgenommen; zu noch größerem Ansehen gelangte sie, als bald darauf auch die Kirchen Spaniens, Galliens und noch andere Kirchen des Abendlandes sie annahmen und sich ihrer bedienten.**)

Pabst Nicolaus I. nannte

*) Zu der Dionysischen Decretalensammlung kamen nachher auch noch die Decrete anderer Päbste, nämlich des Hilarius, Simplicius, Felix, Symmachus, Hormisdas und Gregors II.

**) In Ansehung der Kirchen Galliens wird dies zwar von Marca fest und standhaft behauptet, jedoch von P. Sirmond und noch einigen andern in Zweifel gezogen. Indessen scheint es doch, daß man schon unter dem Pabste Johannes II. in der Sache des Contumeliosus, Bischofes von Riez in Gallien, sich der Dionysianischen Sammlung bedient habe. In Spanien blieb der Coder

sie einen vollständigen Codex juris canonici und Hadrian I. sandte sie Carl dem Großen, welcher alle Bischöfe seines Reiches darauf hinwies und ihnen befahl, darauf zu sehen, daß die darin enthaltenen Canons überall beobachtet würden.

18. Auch noch von verschiedenen andern kleinern Schriften ist Dionysius der Verfasser; und eine Uebersetzung der Lebensgeschichte des heiligen Pachomius, wie auch eine sehr gut gelungene Lobrede auf die jungfräuliche Mutter unsers Erlösers werden ihm ebenfalls zugeschrieben. — Dionysius war klein von Figur und ziemlich schwachem Gliederbau; aber Alles, was die Natur in Bildung seines Körpers ihm versagt hatte, ward ihm von ihr durch ihre schönsten geistigen Gaben tausendfältig wieder ersetzt. Er war vielleicht der gelehrteste Mann seiner Zeit, Philosoph, Mathematiker, Astronom, gründlicher Theolog und vor Andern mit der Gabe der Beredsamkeit geschmückt. Der beiden Sprachen — damals eine ziemlich große

des Dionysius in Kraft, bis Martinus, Bischof von Braga, gegen das Jahr 570 eine neue, nachher von einem in der spanischen Provinz Gallicien gehaltenen Concilium, bestätigte Sammlung veranstaltete und herausgab. Bemerken müssen wir noch, daß ungefähr zwanzig Jahre nachher, nachdem die Sammlung des Dionysius erschienen war, Ferrandus, ein Diakon der Kirche von Carthago, ebenfalls eine Sammlung der Canons verfertigte. Dieselbe ist aber eigentlich nur ein Auszug aus den Canons, daher sie auch den Namen Brovatio Canonum führt. Ferrandus faßt alle, von verschiedenen Concilien gegebene, aber auf den nämlichen Gegenstand sich beziehende Canons unter einem Kapitel zusammen, gibt in wenigen Worten den Inhalt des Canons an, und bemerkt dann das Concilium, auf welchem derselbe war abgefaßt worden.

Seltenheit — war er so mächtig, daß er jedes griechisch geschriebene Buch gleich bei dem ersten Anblicke in zierlich lateinischer Sprache, und jedes lateinisch geschriebene in nicht minder schöner, griechischer Sprache abzulesen im Stande war. „Aber bei allen diesen Talenten und Kenntnissen,“ sagt Cassiodor, welcher ihn, als er gestorben war, schon völlig wie einen Heiligen verehrte^{*)}, „war Dionysius ein Mann ganz nach dem Herzen Gottes. Mit ungewöhnlichem Geiste verband er die größte Einfalt des Herzens, mit der glänzendsten Beredsamkeit eine seltene Sparsamkeit in Worten und mit der größten Gelehrsamkeit eine solche Demuth, daß es ihm nie in Sinn kommen konnte, sich auch nur dem geringsten und niedrigsten Klosterbruder vorziehen zu wollen. Obschon er Christum stets in seiner Brust trug, entzog er sich doch nicht dem Umgange mit Bekehrten, und obgleich er öfters schöne Frauen sehen mußte, bewahrte er doch sein ganzes Leben hindurch seinen reinen, keuschen, jungfräulichen Sinn. Seine Geduld und Sanftmuth waren nicht zu erschöpfen, und bei den heftigsten Anfällen wüthender Gegner verleugnete sich doch nie die Milde seines Herzens. Ward er zu einem freundschaftlichen Gastmahl geladen, so erschien er dabei; beobachtete aber, sogar an einer mit den seltensten Gerichten besetzten Tafel, stets eine Mäßigkeit, die vielleicht noch strenger war, als selbst das Fasten in manchen Klöstern; und befand er sich in einer muntern, witzig und fröhlich scherzenden Gesellschaft, so tadelte er zwar nicht ihre Fröhlichkeit; aber während diese bisweilen in lautes Lachen ausbrach, sah man

Cassiod. In-
stit. div. Lit.
c. 22.

*) „Interveniat pro nobis, qui nobiscum orare consueverat; ut ejus hic sumus oratione suffulti, ejus possumus nunc meritis adjuvari.“

„Aber seine ehrwürdigen Tugenden einige Thronen vor
abrollen.“ *)

*) Endlich setzt Cassiodor noch hinzu: „Unde summum
genus aeternae patientiae, inter humanas esse
delicias et abstinentiae custodire mensuram.“ —
Mit Rechte bewundern wir heilige Mönche und Einsied-
ler höhere Tugenden und deren ganz in Gott ruhendes
Leben; aber in ihren stillen Zellen und heiligen Einsied-
lungen, wohin sie Gottes erbarmende Güte geführt hatte, be-
fanden sie sich wie in einem wohlbefestigten, gegen alle
Stürme des Weltlebens gesicherten Hafen; nur gleich-
sam wie aus weiter Ferne hörten sie das Brausen der
tobenden Wellen; das dumpfe Geräusch konnte nicht das
Gleichgewicht ihrer Seele, nicht den Frieden ihres Her-
zens stören. — — Aber wie ganz anders verhält es
sich mit jenen, die, obgleich glühend von gleichem heili-
gen Verlangen, dennoch durch die unwiderstehliche Macht
weltlicher Verhältnisse, gleichsam mit demantenen Ketten
an die Welt, oder vielmehr an die Erde sich angeschmie-
det fühlen. Wie unendlich schwer muß es ihnen nicht
werden, unter dem Geräusche und dem Treiben der
Welt und unter den zahllosen, von allen Seiten sie um-
gaulenden auferischen Gestalten, jene Einsamkeit des
Herzens, die nur Gott und durchaus nichts als nur Gott
will, und jene Lauterkeit des Sinnes, die Alles nur
wegen Gott und in Beziehung auf Gott thut, denkt
und empfindet, stets rein und unbefleckt zu erhalten;
besonders wenn Alles, was sie berührt, und alle Erschei-
nungen, die sie umgeben, mit des Menschen natürlichen
Schwachheiten und einem ganzen Heere kleinlicher,
Geist und Herz verengenden, irdischen Sorgen, in ei-
nen verrätherischen Bund treten, um der Seele stets ihre
Flügel zu falten, und jeden höhern geistigen Aufschwung
zu verhindern! — — Gewiß, wer, wie Diomedes
der Kleine, mitten in der Welt, dennoch aus der Welt
eine Einsiedel für sich zu machen, und in dem Getümmel
von Menschen, wohin ihn Beruf und Verhältnisse füh-
ren, dennoch in sich selbst verschlossen und stets einsam
zu seyn vermag; der hat wahrhaftig Großes gethan,
oder vielmehr, große Kraft Gottes hat sich an ihm
bewährt.

Dionysius gehört zu den ausgezeichneten kirklichen Schriftstellern; er starb gegen das Jahr 540, oder wenigstens bald nachher.

XX.

1. Im Morgenlande hörte kaiserliches Befehl wieder den Frieden nicht nur einiger Kirchen und Städte, sondern auch vieler, sonst so stiller, klug Bisthümer und heiligen Betrachtungen geweihten Klöster und Lauren. Aber am allergrößten war die Verwirrung in Alexandrien. Noch immer saß hier der eutychianische Bischof Theodosius auf dem Stuhle des heiligen Marcus; noch immer waren hier die Eutychianer die herrschende und zahlreichste Partei; aber, mit sich selbst gespalten, bildeten sie jetzt drei besondere, sich wüthend mit einander heranziehende Sekten. Severus, ehemaliger Alerpatriarch von Antiochien, hatte sich, wie wir im vorigen Bande schon erzählt haben, zu Theodosius nach Alexandrien geflüchtet; aber theils dahin, theils nach Aegypten überhaupt, waren bald nach ihm noch mehrere andere schismatische Bischöfe und unter diesen auch Julianus von Halicarnass gekommen. Anfänglich lebten sie mit einander in Friede, aber diesem machten theologische Streitigkeiten nun bald auf immer ein Ende.

§. 10 und 11.
XXXVII.
§. 7 und 8.
XXXIX.
§. 12.
XLII.

2. Von einem Mönche war dem Severus die Frage vorgelegt worden, ob man sagen müsse, der Leib Jesu Christi sey der Zerstörung unterworfen gewesen. Severus bejahte diese Frage; denn, sagte er, nimmt man das Gegentheil an, so gibt man ja Christus keinen wirklichen, sondern nur einen imaginären Leib, und eine nothwendige Folge davon ist, daß man alsdann auch in die Keterei der Manichäer

Libert. Rev.
c. 17.

fallen und mit diesen behaupten: muß, Christus habe nicht in der Wirklichkeit, sondern bloß dem Schreine nach gelitten.

3. Aber die nämliche Frage ward auch dem Julianus von Halicarnass vorgelegt, und dieser entschied sie ganz im Gegensatz der von Severus gegebenen Entscheidung; denn, erwiderte jetzt dieser, nehmen wir an, daß der Leib Jesu Christi der Zerstörung anverworfen gewesen sey; so machen wir ja einen Unterschied zwischen dem Leibe und dem Fleische gewordenen Wort, und wir erkennen auf diese Weise zwei Naturen in Christo; aber wenn dieß ist; zu welchem Zwecke bekämpfen und verwerfen wir alsdann die Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon?

4. Daß beide Theile sich nicht mit einander vereinigen konnten; daß bei der Heftigkeit des Streites die Gemüther sich immer mehr erbitterten, die Astenbischöfe daher in ihren polemischen Schriften sich gegenseitig wacker schmäheten und lästerten, und daß endlich die Köpfe der leichtsinnigen Alexandriener, welche diese Schriften gierig verschlangen, nur noch mehr verwirrt wurden: Alles dieß ist ganz natürlich und versteht sich von selbst. Alexandrien war nun in zwei antichristianische Partheien oder Sekten getheilt. Die Anhänger des Severus hieß man Corrupticolen, das heißt, Anbeter des Zerstörbaren, jene aber, welche dem Julianus anhängen, die Unverwundlichen, oder Phantasiasten. Theodosius wollte es mit keiner der beiden Partheien verderben und begünstigte daher bald die eine, bald die andere Sekte; aber dieß verdross einen Diakon seiner Kirche so sehr, daß derselbe — er hieß Theopistus — sich von der Kirchengemeinschaft seines Patriarchen lössagte und das Haupt einer besondern, dritten Parthei wurde.

5. Indessen ward der Lärm bald so groß, daß die weltliche Obrigkeit davon Kenntniß nehmen mußte. Der Statthalter berichtete an den Kaiser, und Justinian, um die Sache auf dem kürzesten Wege zu beendigen, beschloß, entweder den Patriarchen von Alexandrien von seiner Kirche zu verjagen, oder ihn zu zwingen, sich dem Concilium von Chalcedon zu unterwerfen. Thimotheus erhielt also Befehl, sich augenbliklich nach Constantinopel zu verfügen; aber er starb, während er mit den Kostalten zu seiner Abreise beschäftigt war. Achtzehn Jahre hatte Thimotheus der Kirche von Alexandrien vorgestanden, das heißt, ein Blindes hatte Blinde achtzehn Jahre in Nacht und Rebel herumgeführt.

6. Durch den Tod des Thimotheus erhielt jedoch der unruhige Geist der Alexandriner nur wieder neue Nahrung. Jede der drei Sekten suchte einen aus ihrer Mitte auf den bischöflichen Stuhl zu erheben. Die zwei vorzüglichsten Competenten waren Theodosius, ein Schüler des Severus, und Gajanus, ein Anhänger des Julianus. Theodosius hatte den größten Theil der Geistlichkeit, Gajanus die Mönche und das Volk auf seiner Seite. Aber die Kaiserin Theodora war in ihrem Herzen eine geheime Eutychianerin; wo sie konnte, begünstigte sie diese Sekte im Stillen, jedoch unter den Partheien, in welche diese sich getrennt hatte, vorzüglich jene, welche dem Severus anhing. Auf Betrieb eines Kammerlings der Kaiserin, Namens Calotychius, wurde also Theodosius späte am Abend, mit Hilfe des Präfects von Aegypten und des Dux Aristomachus, in der Cathedralkirche zum Bischof geweiht. Als das Volk und die Mönche sahen, daß man sie von der Wahl ausgeschlossen habe, rotteten sie sich in zahlreichen Haufen zusammen, drangen in die Kirche, jagten den Theodosius fort,

und setzten den Gajanus auf den bischöflichen Stuhl.

7. Obgleich Gajus den bei weitem größten Theil des Volkes, alle reichen und angesehenen Einwohner, sämtliche Zünfte der Bürgerschaft und selbst die Soldaten und den ganzen Adel in der Provinz auf seiner Seite hatte, konnte er sich dennoch nur drei Monate auf seinem bischöflichen Stuhle behaupten; denn als Theodora, was vorgefallen war, erfahren hatte, schickte sie im Namen des Kaisers den Kammerling Marses nach Alexandrien, mit dem Befehle, den Theodosius, weil zuerst erwählt und geweiht, in seine Würde wieder einzusetzen und mit Militärgewalt darin zu schützen. Gajus wurde verbannt, zuerst nach Carthago, dann nach Sardinien. Was ferner aus ihm geworden ist, weiß man nicht.

8. Aber auch Theodosius ward bald gezwungen, wieder weiters zu wandern. Kein Mensch wollte mit ihm in Kirchengemeinschaft treten. Als man die Einwohner mit Gewalt dazu zwingen wollte, kam es zwischen ihnen und den Soldaten des Marses oft zu sehr blutigen Auftritten. Auch die Frauen nahmen daran Antheil, und warfen von den Dächern ihrer Häuser alles, was ihnen unter die Hände kam, auf die Soldaten des Marses herab; von beiden Theilen wurden stets mehrere verwundet und einige getödtet. Endlich bangte es dem Theodosius für sein eigenes Leben. Er ging also nach Constantinopel, um dort bei seiner großen und mächtigen Gönnerin Hilfe zu suchen. Theodora nahm ihn sehr wohlwollend auf, und um ihm auch ihren Gemahl günstig zu machen, versicherte sie diesen, Theodosius werde gewiß noch sich zu dem Concilium von Chalcedon bekennen. Aber Justinian forderte überzeugende Beweise. - Man brang

in Theodosius, daß er in Ansehung des Conciliums sich bestimmt erklären möchte; und da er sich weigerte, sich den Beschlüssen desselben zu unterwerfen; so ließ ihm der Kaiser befehlen, Constantinopel auf der Stelle zu verlassen, und auf sechs Meilen sich dem Hoflager nicht mehr zu nähern.

9. Auch in Antiochien gab es noch eine Menge Eutychianer, die größtentheils dem Severus anhängen. Da diese Partei sehr zahlreich war, und viele der reichsten und angesehensten Einwohner sich unter ihr befanden; so war, besonders bei den damaligen kritischen Verhältnissen mit Persien, von den unruhigen, unternehmenden und eintat streng orthodoxen Kaiser abholden Gemüthern das Aeußerste zu befürchten. Eine vollkommene Vereinigung der Severianer mit den Katholiken lag also eben so sehr in dem Interesse des Staates, wie in jenem der Kirche. Um diesen Zweck zu erreichen, hieß Justinian eine Conferenz zwischen einer gleichen Anzahl katholischer und Severianischer Bischöfe für das sicherste und kürzeste Mittel.

10. Von beiden Theilen wurden also sechs Bis. Baron. Ann. schöfe von dem Kaiser nach Constantinopel berufen. 431. §. 31—56. Katholischer Seite waren es die Bischöfe Hypacius von Ephesus, Johann von Befna, Innocenz von Maronia, Stephanus von Seleucien, Antonius von Trebizond und Demetrius von Philippi; von den Severianern: Sergius von Cyrrhus, Thomas von Germanicien, Philorenes von Dulichium, Petrus von Theodosiopoli, Johann von Constantine und Konus von Cereffna. Justinian zeigte ungemeine Mäßigung. Bevor die Conferenzen ihren Anfang nahmen, ließ er die katholischen Bischöfe vor sich kommen, und bat sie in wahrhaft rührenden Ausdrücken,

daß sie der Irrenden schonen, deren Einwürfe gelassen anhören, dieselben ruhig widerlegen, und so durch Belehrung und sanfte Behandlung die bis jetzt von der Kirche Getrennten wieder mit derselben vereinigen möchten. Die Reher, sagte der Kaiser, an sich zänisch und streitsüchtig, lassen sich bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich von ihrer Hitze und ihrem überwallenden Mute über alle Schranken des Anstandes hinwegreißen. Sollte nun, wie er wohl vermuthe, dies so jetzt wieder der Fall seyn; so möchten sie dem Zorne derselben Ruhe und Besonnenheit, und ihren Schmähungen nichts als Sanftmuth und christliche Liebe entgegensetzen. Um jeden Schein eines äußern Zwanges zu vermeiden, wollte Justinian bei den Conferenzen, welche in einem Saale des kaiserlichen Palastes gehalten wurden, in eigener Person nicht gegenwärtig seyn, befahl aber den Patricier Strategis, seine Stelle zu vertreten und für Ruhe und Ordnung und Beobachtung geziemenden Anstandes zu sorgen.

11. Es wurden drei Sitzungen gehalten. Die Gegenstände, worüber man stritt, waren: die Aechtheit oder Unächtheit des zweiten Ephesinischen Conciliums, ferner die Unfehlbarkeit jenes von Chalcedon und endlich die zwei Naturen in Christo. Hypacius von Ephesus führte größtentheils im Namen der katholischen Bischöfe das Wort. Er sprach trefflich, mit ungemeiner Klarheit und Bestimmtheit; und seiner siegenden Logik vermochten die Gegner nicht zu widerstehen; einigemal mußten sie gänzlich verstummen, da er ihnen klar bewies, daß sie mit ihren Behauptungen in einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst verfielen. So z. B. waren sie gezwungen gewesen, einzugestehen, daß Eutyches ein Irlehrer war, und behaupteten doch auf der andern Seite die Aechtheit des zweiten Ephesinischen Conciliums, und die Nothwendig-

digkeit, dessen Beschlüsse zu befolgen. Aber, sagte ihnen Hypatius, wenn Eutyches ein Irrlehrer war, warum hat denn das Concilium von Ephesus seine Lehre gut geheißen, ihn selbst von der Excommunication losgesprochen, in Kirchengemeinschaft ihn wieder aufgenommen? Ein sprechender Beweis, daß nicht der Geist Gottes, sondern der Geist des Wahnes und der Häresie dieses Concilium leitete, daß es offenbar ein Afterconcilium war, auf welchem die darauf versammelten Bischöfe, von einer gottlosen Rolle mitgebrückt und ihrer Stimmfreiheit beraubt, ihrer innern Überzeugung nicht folgen durften, und daher die darauf genommenen Beschlüsse nicht die Meinung der Bischöfe, sondern bloß die von frecher Willkühr diktierten Entscheidungen einer schwachen, aber desto ruchloseren und von dem weltlichen Arme geschwätzig unterstützten Faction gewesen waren; woraus nun von selbst folgt, daß ein zweites, oecumenisches Concilium durchaus nothwendig war, um jenes Afterconcilium vor den Augen der Christenheit zu entlarven, und dessen Verbrechen auf canonischem Wege wieder gut zu machen. Die Severianer wußten hierauf nichts zu erwidern, und gestanden selbst die Nothwendigkeit eines zweiten Conciliums ein; aber, sagten sie jetzt, auch das Concilium von Chalcedon ist in Irrthum gerathen, indem es zwei Naturen in Christy lehrte, eine Lehre, welche bis dahin noch nicht die Lehre der Kirche war. Sie führten Texte aus verschiedenen heiligen Vätern an, worauf, wie sie wähnten, ihre Behauptung gegründet wäre. Hypatius zeigte ihnen, daß sie theils den wahren Sinn dieser Stellen nicht verstanden; theils sich auf Schriften beriefen, welche allgemein als unächt und falsch verworfen würden, wie z. B. jene des Gregor's des Wunderthäters und des heiligen Dionysius des Aëropagiten, welche offen-

bar von Hypollinaristen diesen Heiligen wären unterschoben worden.

12. Endlich kam auch die Rede auf den Brief des Ibas an Mariä, und die Schriften des Theodoret's gegen den heiligen Cyrillus. Die Severianer beschwerten sich darüber, daß Ibas und Theodoret von dem Concilium wieder wären aufgenommen worden, und wollten daraus einen Grund zu dessen Verwerfung herleiten. Mit großer Gegenwart des Geistes und vieler Besonnenheit antwortete ihnen Hypacius, daß es jetzt nicht an der Zeit wäre, den Brief des Ibas oder Theodoret's Schriften zu untersuchen; sie wären hier, um das Concilium von Chalcidon, nicht aber das zu vertheidigen, was der Eine oder der Andere geschrieben haben könnte. Beide wären von dem Concilium aufgenommen worden, weil sie dem Nestorius das Anathema gesprochen hätten. „Wie,“ setzte Hypacius am Ende noch hinzu, „weil Eusebius von Nicomedia und Theognis von Nicäa dem Scheine nach die Beschlüsse des Nicänischen Conciliums unterschrieben, aber nachher den Arianismus offenkundig unterstützt haben, sollten wir jetzt das ganze Concilium von Nicäa verwerfen?“ — Diese Antwort war erschöpfend, auch schien sie den Severianern vollkommen zu genügen.

13. Bei der dritten Sitzung war, in Begleitung des Patriarchen Epiphanius und des ganzen Senats, der Kaiser selbst gegenwärtig. Er ermahnte in einer pathetischen Rede die Severianischen Bischöfe, die Spaltung in der Kirche nicht länger zu unterhalten, auf den Weg der Wahrheit zurückzukehren und mit den Katholiken sich wieder zu vereinigen. Aber weder die berechtigte Gelehrsamkeit des würdigen Bischofes von Ephesus, noch Justinian's fromme Ermahnungen

konnten den Starrsinn der Severianer beugen, und die Konferenz, von welcher der Kaiser sich so vieles versprochen hatte, führte kein anderes Resultat herbei, als welches alle ähnliche Konferenzen bisher hätten, und wahrscheinlich auch in Zukunft noch haben werden. Nur der einzige Philoxenos von Dulichium vereinigte sich wieder mit der Kirche und erklärte, daß die mit den katholischen Bischöfen gepflogenen Konferenzen ihn vollkommen von seinem bisherigen Irrthume überzeugt hätten.

14. Indessen muß man doch gestehen, daß diese Unterredungen nicht völlig fruchtlos blieben. Die Severianischen Bischöfe waren mit einem ziemlich zahlreichen Erfolge ihnen anhangender Mönche und Geistlichen nach Constantinopel gekommen. Diese hatten den Konferenzen beigewohnt, und vielen davon war es jetzt wie Schuppen von den Augen gefallen; sie bereueten ihre bisherige Verblendung, und bekannten sich nun wieder mit Mund und Herz zur allgemeinen Kirche. Einige davon machten sogar öffentlich ihren Bischöfen Vorwürfe, sie anklagend, daß sie nicht nur sie selbst getäuscht, sondern auch andere zu täuschen sie noch verführt hätten; aber mit der Gnade Gottes, fügten sie hinzu, hofften sie bald alle jene, welche sie zum Abfalle vermocht hätten, wieder auf den Pfad der Wahrheit zurückzuführen. — Dieß ist das Wesentlichste des ziemlich berühmten, unter Kaiser Justinian zu Constantinopel gehaltenen Colloquiums. Von den Akten ist zwar nichts auf uns gekommen; aber in einem auf uns gekommenen Briefe des Bischofes Innocenz von Marona haben wir über Alles, was darauf vorging, darauf verhandelt und gesprochen ward, einen sehr treuen umständlichen Bericht. — Gewöhnlich setzt man diese Konferenz in das Jahr 532.

Sacc. hist.
t. II. p. 274.

15. Bei allen, in den morgenländischen Kirchen bisher entstandenen Ketzereien und Streitigkeiten, hatten morgenländische Mönche gewöhnlich eine, oft ziemlich geräuschvolle Rolle gespielt. Jetzt fiel es auch den Aemeten von Constantinopel ein, ebenfalls ihre Stimmen, und zwar unter ganz eigener, nur ihnen zustehender Firma, zu erheben und wo möglich neue Verwirrungen in der Kirche herbeizuführen. Sie behaupteten nämlich, es sey eine Irrlehre, wenn man sage: Einer aus der allerheiligsten Dreifaltigkeit hat gelitten und ist gekreuziget worden; auch dürfe man die Mutter Jesu nicht Mutter Gottes nennen. Von dem römischen Stuhle verlangten sie hierüber eine Entscheidung, und sandten aus ihrer Mitte einige Deputirte, deren Wortführer ebenfalls zwei Mönche aus ihrem Kloster, Namens Cyrus und Eulogeus, waren, nach Rom.

16. Als Justinianus dieses erfuhr, ordnete er auch seiner Seits die Bischöfe Hypaeius von Ephesus und Demetrius von Philippi nach Rom. Er gab ihnen einen Brief an den Pabst Johannes II. mit, welchem er auch sein Glaubensbekenntniß, nebst einigen sehr kostbaren Geschenken für die Peterstraße sandte. Sie bestanden in einem goldenen, mit den edelsten Steinen besetzten Gefaße, vier silbernen Kelchen und eben so viel reich in Gold gestickten Reliquiarien.

17. Das kaiserliche Schreiben an den Pabst macht dem Andenken Justinian's wahrhaft Ehre; und er verdient durch dasselbe, so wie durch eine andere Verordnüng, welche er ungefähr eilf Tage nachher an den Patriarchen Epiphanius von Constantinopel erließ, von der ganzen christlichen Nachwelt das größte, ihm mit Recht gebührende Lob. In dem erstern erklärt

Als der Kaiser in den bestimmtesten, unumwundensten Ausdrücken, über den hohen Vorrang des apostolischen Stuhles über alle Stühle der Welt; spricht in den ehrerbietigsten Worten zu dem Pabste, nennt ihn seinen Vater, den Vater der gesammten Christenheit, und erkennt Kirchengemeinschaft mit dem römischen Stuhle für das sicherste und untrüglichste Zeichen der Rechtgläubigkeit. In der an den Patriarchen Epiphanus gerichteten Constitution nennt Justinian den Pabst das Oberhaupt aller Bischöfe; und legt das für den römischen Stuhl so ehrenvolle Zeugniß ab, daß, so oft noch in den morgenländischen Kirchen Streitigkeiten oder Ketzereien sich erhoben hätten, diese stets durch das hervorragende Ansehen des römischen Stuhles waren entschieden oder völlig darnieder gedrückt worden. *)

Manu. Coll.
Gon. I. 8
p. 796.

Just. Cod. 17.

*) Einige protestantische Schriftsteller haben einen Versuch gemacht, die Authenticität dieser beiden merkwürdigen Aktenstücke in Zweifel zu ziehen; aber dieses Unternehmen fand selbst bei den Gelehrten ihrer Glaubensgenossen keinen Beifall; denn Justinian nahm das Antwortschreiben des Pabstes Johannes, aus welchem die Rechttheit seines eigenen Schreibens an diesen Pabst ganz klar hervorgeht, so wie auch die an den Patriarchen gerichtete Verordnung in seinen Codex auf, dessen Authenticität zu bezweifeln, doch gewiß niemand einfallen wird. Andere protestantische Commentatoren machten es daher klüger; sie ließen nämlich die Rechttheit dieser Aktenstücke unangefochten, ließen aber daraus alle jene Stellen hinweg, welche ihren Augen zu große Schmerzen machten. Auf diese Weise leugneten sie nicht geradezu das Daseyn dieser Texte, sondern betrachteten sie bloß als ganz unbedeutende, außerwesentliche Dinge, vermuthlich bloß als irrige Ansichten des Kaisers und seines Jahrhunderts, welches jedoch seit Einführung des Christenthums erst das sechste war, und dessen Ansichten mit jenen aller frühern Jahrhunderte im vollkommensten Einklange standen. Indessen paßt dieses vollkommen zur

18. Wie zu jeder Zeit und noch jeder, der nach Rom kam, liebevolle Aufnahme allda gefunden, fanden solche auch jetzt die Mönche von Constantinopel. Der Pabst behielt sie über ein Jahr bei sich in Rom, erwies ihnen ungemein viele Liebe und suchte mit aller nur möglichen Geduld und Langmuth sie über ihren Irrthum zu belehren. Da sie aber demungeachtet in ihrem Starrsinne beharrten, so sprach er ihnen endlich das Urtheil und schloß sie von seiner Kirchengemeinschaft aus. Johannes beantwortete hierauf das kaiserliche Schreiben. In seinem Briefe erklärt der Pabst des Kaisers ihm geschickte Glaubensbekenntniß für rechtgläubig und mit der Lehre der Kirche vollkommen übereinstimmend. Er billigt und sanctionirt die von Justinian mit Zuziehung der Bischöfe gegen die Irrlehrer und deren Anhänger erlassenen Edikte, und dankt dem Kaiser, daß er nicht nur selbst, dem Ausspruche Jesu gemäß, das Ansehen und die Macht des apostolischen Stuhles erkenne und ehre; sondern auch dafür Sorge, daß es von allen Kirchen und der gesammten rechtgläubigen Christenheit erkannt und geübt würde. Am Ende des päpstlichen Schreibens meldet Johannes dem Justinian, daß er die Aemesten, Mönche, weil sie von ihrem Irrthume nicht hätten ablassen wollen, mit dem Banne belegt habe, hütet ihn jedoch, dieselben, wenn sie ihre Verirrungen bereuen würden, mit Nachsicht und Milde zu behandeln.

19. Wie es scheint, war es bei Gelegenheit eben dieser von den Mönchen in Constantinopel erhobenen

neuesten Methode die Geschichte philosophisch zu behandeln; sie darf dann nicht mehr erzählen, was geschehen ist, sondern bloß, was die Herren wollen, daß geschehen seyn soll.

Streitfrage, daß Anatolius, ein Diacon der römischen Kirche an Ferrandus, einen der vorzüglichsten Schüler des heiligen Fulgentius schrieb und ihn über den Ausdruck: „Einer der heiligen Dreieinigkeit hat gelitten,“ um seine Meinung befragte. Ferrandus billigte den Ausdruck, jedoch in der Voraussetzung, daß man vorher die Lehre der Kirche vom der heiligen Dreifaltigkeit und der Menschwerdung vollständig und deutlich entwickelt habe; auch äußerte er den Wunsch, daß man stets den Zusatz beifügen möge: „im Fleische gelitten.“ In dem nämlichen Sinne schrieb über diesen Gegenstand Ferrandus auch an einen berühmten Scholastiker, das heißt Rechtsgelehrten, Namens Severus, rathet ihm aber am Ende seines Briefes, vor Allem den Pabst darüber zu befragen.

20. Da so eben von einem Schüler des heiligen Fulgentius die Rede war; so wird es nicht unschicklich seyn, auch über diesen Heiligen, von dem schon in dem vorigen Bande Erwähnung geschah, hier noch einige Worte beizufügen. — Unstreitig würden Anatolius, Severus und die Uebrigen sich mit ihren Fragen lieber an den Heiligen selbst, als an dessen Schüler gewendet haben; aber leider! war kurz vorher, ehe die Mönche von Constantinopel nach Rom kamen, Fulgentius im Anfange des nämlichen Jahres gestorben. Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode hatte er heimlich seine Kirche und sein Kloster verlassen und sich auf einen Felsen in der kleinen Insel Cirrune, nahe bei dem, von ihm dort erbauten Kloster, zurückgezogen. Niemand wußte, wohin er gegangen war; denn von der Welt völlig getrennt, von Niemand gestört und von keinem Auge, als von dem Auge des Ewigen erblickt, wollte Fulgentius hier die wenigen Tage, welche ihm bis zu seinem Tode, von dem er

ein Vorgefühl hatte, noch übrig waren, im ununterbrochenen Umgange mit seinem Gott durchleben. Noch strenger als vorher wurden jetzt seine Abtödtungen, noch reichlicher als sonst flossen seine Thränen und noch länger und inbrünstiger als vorher beharrte er jetzt im Gebete. Indessen entdeckte bald die Liebe seiner Geistlichkeit, seiner Mönche und Schüler den Aufenthalt ihres von ihnen so hoch verehrten Vaters. Ihren vereinten Bitten vermochte Fulgentius nicht zu widerstehen; er ging mit ihnen wieder zu seiner Kirche und in sein Kloster zurück.

21. Aber das Vorgefühl seines nahenden Todes ward ihm jetzt zur Gewisheit; und er war kaum einige Wochen wieder in Ruspa, als er von einer äußerst gefährlichen Krankheit ergriffen ward. Länger als zwei Monate duldete der Heilige beinahe ununterbrochen die heftigsten Schmerzen; aber kein Ton der Klage entfuhr seinem Munde; das Einzige, was er sagte und den Tag unzähligemal wiederholte, war: „Herr! gib mir jetzt die Gnade der Geduld und verzeihe mir nachher meine Fehler.“ Als der entscheidende, oft selbst dem Gerechten furchtbare Augenblick heranrückte, versammelte er alle seine Geistlichen und Mönche bei seinem Sterblager, und bat sie sämmtlich um Verzeihung, wenn er allenfalls zu viele Werke der Buße ihnen auferlegt, allenfalls mit zu großer Strenge sie behandelt hätte. Was an Geld ihm übrig war, vertheilte er unter arme Wittwen, Waisen und dürstige Geistlichen. Er selbst unterzog sich noch diesem Geschäfte, kannte und nannte alle Armen und Dürstigen bei ihren Namen und behielt bis zum letzten Augenblick den vollen Gebrauch seiner Sinne wie seines Verstandes. Sanft in dem Herrn entschlief endlich Fulgentius am ersten Jänner 533, im fünf und zwanzigsten Jahre seines bischöflichen Amtes und

im fünf und sechzigsten seines Lebens. Von der Lebensbeschreibung, die wir von ihm haben, nennt man gewöhnlich seinen Schüler Ferrandus als den Verfasser; aber wie es scheint, ohne hinreichenden Grund; denn es ergibt sich aus dem Leben des Heiligen, daß der, welcher es geschrieben, ihn auch auf allen seinen Wanderungen und Reisen begleitet hat, welches jedoch, wie man weiß, von Ferrandus nicht gesagt werden kann.

22. Der heilige Fulgentius gehört zu den ausgezeichneten kirchlichen Schriftstellern. Von einigen seiner Werke sind jedoch bloß Fragmente auf uns gekommen. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: 1. Drei Bücher an Monimus — Fulgentius erklärt Coill. Hist. d. Aut. sac. t. 16. in denselben seinem Freunde die Lehre des h. Augustinus über die Vorherbestimmung. 2. Ein Buch gegen art. 2. p. 18. die Arianer, in welchem zehn von denselben in Betreff der Gottheit Jesu gemachte Einwürfe von dem Heiligen beantwortet und widerlegt werden. 3. Ueber den nämlichen Gegenstand drei Bücher an den König Trasamund. In dem dritten verbreitet sich Fulgentius vorzüglich über den Lehrbegriff der Kirche von der Menschwerdung Jesu. 4. Zwei Bücher über die Vergebung der Sünden. 5. Drei Bücher über die Vorherbestimmung und Gnade Gottes. 6. Ein Buch über den Glauben. 7. Ein Buch über die Frage, ob der h. Geist bloß von dem Vater, oder von dem Vater und Sohne ausgeht. Dieses letztere Buch ist jedoch verloren gegangen; so wie auch von vielen seiner Homilien und Briefe nur ein kleiner Theil auf uns gekommen ist. *)

*) Aber gerade diejenigen, welche sich erhalten haben, wie z. B. des heiligen Fulgentius salbungsvolles Schreiben an Proba und Valia, machen, daß wir den Verlust

der Mriqen nur beste schmerzhaftest aussahen. Proba und Galla waren zwei vornehme römische Damen, Lehrer des Consuls Epimachus. Beide waren jung, schön und reich und doch entschlossen, die eine in den Stand Gott geweihter Jungfrauen zu treten, und die andere, die sehr frühzeitig und nachdem sie kaum ein Jahr war verheiratet gewesen, ihren Gatten verloren hatte, für ihr ganzes übrige Leben dem Eifer heiliger Wittwen zu wählen. In einem eben so kühlenden als belehrenden Schreiben tröstet der heilige Fulgentius beide junge Frauen in ihrem frommen Besinnungen, und freut sich mit heiliger Freude, daß sie jetzt schon, in dem Frühlinge ihres Lebens, entschlossen wären, der Welt auf immer einen Ehebrieff zu geben, um mit ungetheiltem Herzen sich in die Arme ihres himmlischen Bräutigams zu werfen. — — In jener Blüthenzeit des Lebens, wo die ganze Zukunft noch wie ein schöner Morgentraum der Seele vorschwebt, wo die Welt, besonders für jene, welche durch glänzende äußere Verhältnisse zu großen Ansprüchen auf dieselbe berechtiget werden, noch so viele verführerische Reize hat, wo endlich Jugend und Gesundheit auf uns, und Alles um uns her, nichts als Freude und Banne verbreiten und jugendliche Lebensfülle die erwachenden Leidenschaften nur noch gefährlicher macht: in dieser so gefährlichen, weil oft für Reiz und Ergötzung ausschlaggebenden Periode, wo noch überdies unsere Phantasie über alle Erfindungen einen so verführerischen Zauber wirft, sich dennoch nicht von dem magischen Lichte der Welt blenden zu lassen, dem ernsten Blick unverrückte nach dem Unsichtbaren zu richten, alles zu verlassen, um mit allen noch ungeschwächten Kräften des Geistes wie des Körpers sich ausschließend dem Dienste Gottes zu weihen, und auf dem noch unbesetzt erhaltenen Altar seines Herzens sich seinem Gorte, wie ein Ihm zubereitetes Tranlopfet gleichsam bis auf den letzten Tropfen auszugießen: dies ist wahrhaftig und so gewiß, als das Evangelium nicht lügen kann, ein Werk, auf welches der Blick des Allsehenden mit vorzüglich erdormendem Wohlgefallen herabschaut und welches Er daher auch ewig mit mehr als verheißener Herrlichkeit krönen wird. Aber eben so

gewiß und unfruchtig ist es auch, daß es nur ein sehr kleines und höchst dürftiges Opfer seyn möchte, entweder erst dann Gott sein Leben ausschließlich zu weihen, wenn schon der Abend desselben hereinbricht, alle Kruden der Welt verbleichen, ihre Thäler nach und nach verschwinden, und hinwieweil selbst das Gefühl sinkender Kraft das geöffnete Grab schon in nicht mehr allzuferner Perspective zeigt; oder gar erst, wenn man, nach einer Reihe verunglückter, mühevoller Versuche sich an die Welt anzuschließen, sich von ihr zurückgezogen sieht, und man folglich sich nicht von der Welt, sondern diese sich von uns zurückgezogen hat. Ein solches Opfer gleicht jenem des Cain, der die auserlesenen Früchte für sich behielt und nur die verkrüppelten, halb verfaulten dem Herrn zum Geschenk brachte. Welche unbegreifliche Thorheit, dergleichen wenige, hinfällige und doch nur durch besondere göttliche Gnade und gleichsam abgedrungene Tage sehr hoch in Rechnung stellen zu wollen, oder gar von Selbstzufriedenheit sich beschleichen zu lassen und dann mit lieblicher Strenge den noch in Wunden der Welt verstrickten Bruder zu richten, gar im Gebanten sich über ihn zu erheben und mit gründlicher Bitterkeit dessen Fehler und Schwachheiten zu rügen, die doch bloß an unsrer eignen, oft noch ungleich größern Verirrungen und Irrthümern, und daher nur desto härtere Hören der Krone unsern Augen entlocken sollen. Wohl verschmähet der Allgütige, der so vieles gibt und so wenig fordert, auch selbst das dürftigste, ärmlichste Opfer nicht; großen Lohn verheißt Er auch jenen, welche erst nun die neunte Stunde in seine Dienste treten, und in seinem Weinberge arbeiten wollen; aber wenigstens muß dann die Arbeit auch unter reichlich fließendem Thränen wahrer Buße und aus der reinsten, unmaßigen Liebe zu Gott, deren untrügliches Merkmal stets warme Nachsichtigkeit ist, mit nie mehr ermüdender Anstrengung vollbracht werden. — Wächten doch Alle dem Ruf des vom Geiste Gottes erleuchteten Predigers hören, ihn in ihrem Herzen bewegen und ja recht verstehen: „Mein Sohn! geh mir dein Herz in deiner Jugend, bevor die bösen Tage kommen, und die Jahre hinkunstreiten, wo du sprichst, sie gefallen mir nicht.“

23. Man nannte den heiligen Fulgentius den Augustinus seines Jahrhunderts. Er gab die Veranlassung, daß der bis dahin übliche Brauch, den neugetauften Kindern auch die heilige Eucharistie zu reichen, abgeschafft wurde; jedoch nicht in den morgenländischen Kirchen, sondern bloß in jenen des Abendlandes, obgleich auch unter diesen einige waren, welche diesen Brauch ungefähr bis in das eilfte Jahrhundert noch beibehielten. — Das Andenken des Heiligen ehrt die Kirche am 1. Jänner.

24. Nach dem Tode des Fulgentius konnten die Geistlichkeit und das Volk sich über die Wahl eines neuen Bischofes nicht vereinigen; der Stuhl von Ruropa blieb demnach lange unbesezt, bis endlich nach Jahresfrist der Priester Felicianus zum Nachfolger des heiligen Fulgentius gewählt ward und den bischöflichen Stuhl gerade am Jahrestage des Todes seines heiligen Vorfahrers bestieg.

25. Durch den Tod des größten Schülers des heiligen Euthymius, des heiligen Sabas nämlich, war ungefähr um die nämliche Zeit auch die morgenländische Kirche einer ihrer größten Zierden beraubt worden. Ein Jahr vor seinem Tode hatte der heilige, zwei oder drei und neunzigjährige Greis, auf Verlangen des Patriarchen Petrus von Jerusalem und der übrigen Bischöfe Palästina's noch einmal die für sein hohes Alter so beschwerliche Reise nach Constantinopel gemacht, um für die Bewohner Palästina's, obgleich der Kaiser ihnen zürnte, eine Verminderung der Steuern zu erbitten. Der Patriarch hatte dem Kaiser in einem Schreiben die baldige Ankunft des heiligen Sabas gemeldet, und Justinian, ungemein erfreut, einen Heiligen kennen zu lernen, von dessen

Stufe der ganze Orient erfüllt war, schickte ihm der Patriarchen Epiphanius, nebst noch zwei andern Bischöfen und einigen der vornehmsten Beamten seines Hofes mit den kaiserlichen Galeeren entgegen. Als Sabas dem Kaiser vorgestellt ward, glaubte dieser um das Haupt des ehrwürdigen, frommen Greises eine Licht-Krone strahlen zu sehen. Ergriffen von dieser Erscheinung und nun voll der größten Ehrfurcht gegen den Heiligen, warf Justinianus sich demselben zu Füßen, bat um seinen Segen und küßte ihn dann auf die Stirne. Nachdem er sich einige Zeit mit ihm unterhalten hatte, äußerte der Kaiser den Wunsch, daß er nun auch in das Gemach der Kaiserin gehen und dieser ebenfalls seinen Segen ertheilen möchte. Mit gleicher Ehrerbietung, wie Justinian, empfing auch Theodora den heiligen Sabas. Sie bat ihn, ihr von Gott einen Sohn zu erfliehen. Aber der Heilige las in dem Herzen Theodoren's und erkannte darin, was sie jetzt noch ihres Gemahls wegen zu verheimlichen suchte. Statt als ihrem Begehren sich zu fügen, sagte er bloß: „Gott, von dem alle Macht und Herrlichkeit herkömmt, wolle eure Herrschaft siegreich und in der Frömmigkeit und seiner heiligen Furcht erhalten.“ Theodora ward darüber ungemein betroffen, und riß sich Thränen, die sie vergoß, entdeckten den Begleitern des heiligen Sabas, wie schmerzhaft für ihr Herz sie diese unerwartete Antwort zu deuten wisse. Als nachher die den Sabas begleitenden Mönche sich erkühnten, ihm Vorstellungen darüber zu machen, daß er das Verlangen der Kaiserin nicht erfüllt und dadurch das Herz dieser Fürstin so empfindlich verwundet habe, gab er ihnen zur Antwort: „Glaubt mir, die Kaiserin wird keinen Sohn gebären, weil das Kind mit der Muttermilch schon die Irthümer des Beverers einsaugen, und dann einst auf dem

Krone, noch ärger als selbst Anastasius, die Kirche betrüben und verwirren würde."

26. Alles, was der heilige Sabas für die Kirchen und Einwohner von Palästina begehrte, ward ihm von dem Kaiser mit zuvorkommender Bereitwilligkeit gewährt; auch auf der Stelle die diesfalls nöthigen Befehle, sowohl an den Patriarchen von Jerusalem als auch an die dahin einschlagenden weltlichen Behörden ausgefertigt. Endlich machte Justinian dem Heiligen auch noch eine ganz ungeheure Summe Geldes für dessen Klöster und Lauren in Palästina zum Geschenke; aber Sabas lehnte diese Gnade von sich ab, den Kaiser bittend, das Geld theils zur Erleichterung der, durch den letzten Aufruhr der Samaritaner verarmten christlichen Landleute, theils auch zur Wiederherstellung der von den Aufrührern niedergebrannten Kirchen und Erbauung eines Hospitals in Jerusalem für fremde Pilger zu verwenden. Justinian bewunderte die Uneigennützigkeit des heiligen Sabas, bewilligte ihm sogleich auch diese Bitte, und that am Ende noch mehr, als der Heilige begehrt hatte, denn er ließ in der Gegend, wo Sabas Lauren und Klöster lagen, einige kleine Festungen oder Forts errichten, um die frommen Mönche und Einsiedler gegen die dort herumkreisenden Sarazenen, von welchen sie bisweilen vieles hatten erdulden müssen, in Zukunft zu schützen.

27. Bei seiner Rückkunft in Palästina ward Sabas von der Geistlichkeit und dem Volke als der Schutzengel der Provinz begrüßt. Er ging zuerst nach Jerusalem, um noch einmal die heiligen Orte zu besuchen und gleichsam von ihnen Abschied zu nehmen. Sein Aufenthalt in der Stadt war jedoch nur von kurzer Dauer. Nach dem geräuschvollen Leben

an einem, Alles an Glanz und Pracht übertreffenden Hofe, wohin ihn seine christliche Nächstenliebe und die zarte Theilnahme an dem harten Schicksale Palästina's geführt hatten, sehnte er sich nun wieder von ganzem Herzen nach seiner stillen, einsamen und dürftigen Laure zurück. Aber kaum war er allda angekommen, als er nach ein paar Tagen schon gefährlich erkrankte. Schnell verbreitete sich das Gerücht davon in der ganzen umliegenden Gegend. Der Patriarch Petrus kam von Jerusalem ihm zu besuchen. Als der Bischof die, selbst der nöthigsten Bequemlichkeit ermangelnde Hütte und das harte Lager des ehrwürdigen heiligen Greises sah, ward er bis zu Thränen gerührt. Er bat ihn, daß er ihm erlauben möchte, ihn auf einen Schlitten nach Jerusalem in die bischöfliche Wohnung bringen zu lassen, um dort der, seinem jetzigen Zustande so durchaus nöthigen Pflege zu genießen. Sabas glaubte, den Patriarchen für seine Liebe dankbar seyn zu müssen, und gestattete also, was derselbe verlangt hatte. Als er aber bald darauf eine göttliche Offenbarung hatte, daß er in wenigen Tagen sterben würde; so ging er in seine Laure wieder zurück, ließ die Einsiedler und Mönche zu sich kommen, ernannte den Melitas von Berytus zu ihrem künftigen Abt, und erwähnte sie, die Ueberlieferungen der Klöster, das heißt, die von ihm darin eingeführte Regel und Ordnung auch nach seinem Tode noch unverbrüchlich zu beobachten. Von jetzt an wollte er Niemand mehr sehen, nahm auch keine Nahrung mehr zu sich; am vierten Tage gegen Abend empfing er das allerheiligste Sakrament, worauf er wenige Minuten nachher mit der verklärten Miene eines Heiligen verschied.

28. Der heilige Sabas erreichte ein Alter von vier und neunzig Jahren, von welchen er sechs und

lebendig, unter den strengsten Bussübungen, einzig und allein Gott dienend, theils in klösterlicher Abgeschiedenheit, theils in völliger Einsamkeit in Wüsten und Einöden durchlebt hatte. Nir verließ er sein Kloster oder seine Laure, als bloß wenn Gott ihm Werke der Liebe auflegte, oder die bedrängte Kirche seines Rathes, seiner Hülfe oder Gegenwart bedurfte. Wie in seinem Leben ward er auch nach seinem Tode noch von Gott durch viele, an seinem Grabe geschehene Wunder vor der Welt verherrlicht. Eine nähere Anzeige davon findet man in der, von dem Mönche Cyrillus mit der größten Kreue und hervorleuchtender Wahrheitsliebe verfertigten Lebensbeschreibung. — Der Heilige starb am 5. Decemher des Jahres 532; und an dem nämlichen Tage wird auch jetzt noch das Andenken desselben von der lateinischen wie von der griechischen Kirche gefeiert.

Martyrol.
Rom, 5 Dec.

XXI.

1. War der Stifter der fränkischen Monarchie, der große Chlodwig, schon ein eben so glücklicher als planmäßiger Eroberer; so waren dieses nicht minder auch seine Nachfolger. Der Plan ihrer Ero-

*) Ueber das Jahr, in welchem der heilige Sabas gestorben ist, sind die Geschichtschreiber verschiedener Meinung. Einige, wie z. B. Baronius, setzen den Tod des Heiligen in das Jahr 531; Andere, worunter auch Saccarelli, bezeichnen das Jahr 532 als das Sterbjahr unsers Heiligen. Für welchen diese Sache ein besonderes Interesse hat, der schlage selbst Geschichtschreiber nach, vergleiche ihre Gründe und entscheide dann diese wichtige Frage, wie es ihm gut dünkt. Baron. Ann. 531. S. 23. und Sacc. historia ecclesiastica per annos digesta T. II. p. 267. S. 21.

oberungen, von Schlacht oder politischer Klugheit entwerfen, war indessen vollkommen der politischen Lage ihrer Länder angemessen; und da sie das Gebäude der fränkischen Größe nur langsam errichteten, das heißt, jenen Plan gleichsam nur Schritt vor Schritt verfolgten, so war das Band, das eine eroberte Provinz an die alten Besitzungen knüpfte, jedesmal schon ziemlich befestiget, bevor sie wieder zu neuen Eroberungen schritten. Die frühern glücklichen Erfolge reizten stets zu ähnlichen neuen Unternehmungen; die alten Eroberungen erleichterten die neuen, und diese deckten und sicherten dann auch ihrer Seite den Besitzstand der früher, ebenfalls durch Waffengewalt acquirirten Provinzen; und so geschah es, daß, trotz den häufigen Erbtheilungen und den vielen blutigen Familienstreitigkeiten, dennoch die Grenzen des Reiches immer erweitert, neue Völker theils mittelbar, theils unmittelbar der fränkischen Herrschaft unterworfen, und die Macht und Größe der bald in viele Theile zersplitterten, bald wieder zu einem Ganzen vereinten Monarchie, auch unter den Königen der ersten französischen Dynastie ununterbrochen vermehrt wurden.

2. Aber außer der Tapferkeit hatten Chlodwig's Nachfolger bloß die Laster ihres großen Ahnherrn ererbt, und ein widerliches Gemisch einiger kriegerischen Tugenden mit den rohesten, greulichsten Lastern ist daher das gemeinsame Vermächtniß aller Prinzen des Merovingischen Königstammes. Indessen waren diese Laster nichts weniger, als bloß das Eigenthum der fränkischen Fürsten; sie waren nicht minder auch das Erbtheil der ganzen Nation. Suchen wir indessen den Grund davon nicht tiefer, als er liegt. Wenn, wie leider die Geschichte uns lehrt, Leidenschaften überall und zu allen Zeiten die ersten Organe der Po-

hieß: und die wirksamsten Uebelthäter aller Welt ereignen sich; so müssen sie auch stets, mit je mehr Roheit und Bosheit sie verfahren sind, und je größer der von äussern, zufälligen Umständen ihnen eröffnete Spielraum ist, nun auch um eben so vieles sich unändiger, zügelloser und verwerblicher zeigen. Wenn wir uns also nicht, wenn die ganze Geschichte Frankreichs unter seinen Merovingischen Königen bis zur völligen Erlöschung ihrer Kraft, uns nicht als ein fortlaufendes Gemälde von Tyrannei, Bosheit, Treulosigkeit, unverzeihlicher Rachgier und Grausamkeit darzubieten hat:

3. Nach Chlodwig's Tod (511) theilten dessen vier Söhne, wie wir schon im vorigen Bande vorläufig erzählten, das väterliche Reich. Diese Theilung war indessen ziemlich ungleich. Theodorich oder Theoderich erhielt Austraasien oder das östliche Frankreich, das ganze Belgica prima und den größten Theil von Belgica secunda mit den beiden Städten Reims und Chalons an der Marne, ferner beide Germanien; nebst allen fränkischen Ländern nördlich des Rheins; und überdieß noch einen großen Theil von Aquitanien, nämlich die Landschaften Rouergue, Auvergne, Querci und Albigois, welche er den Westgothen nach der für sie so unglücklichen Schlacht bei Voulnne entrißen hatte. Von den übrigen drei Brüdern schlug Chlodomer, der, obwohl der Älteste, doch kaum noch sieben Jahr alt war, sein Hoflager in Orleans, Chlodobert zu Paris und Clotar zu Soissons auf.

A Durch der frommen, verwittweten Königin
Ephronia mütterliche Sorgfalt ward in den ersten

fränkischen Nation; die andern aber bloß die, in der ganzen fränkischen Monarchie liegenden, und nach dem gegenseitigen Verhältniß ihrer Größe, Bevölkerung u. unter besondere Rubriken gebrachten Städte und Burgen. Da nun die wirklich tapfern, und daher auch auf ihre Tapferkeit wie auf ihre Siege nicht wenig stolzen Franken ganz allein — denn erst später, obgleich nicht lange darnach, ward auch den Römern und eingebornen Galliern der Weg zu militärischen, wie zu Civilstellen geöffnet — die eigentliche bewaffnete Macht oder das Heer ausmachten, in diesem aber die wahre Stütze eines jeden Reichsantheils bestand; so war es natürlich der erste Gesichtspunkt der theilenden Fürsten, daß die Nation selbst in vier gleiche Theile unter sie vertheilt würde. Wenn demnach in einem Bezirke z. B. von acht Quadratmeilen zehntausend Franken angesiedelt waren, während eine gleiche Anzahl von Franken einen Bezirk von doppeltem Flächeninhalt bewohnte, so ward, bloß die Seelenanzahl der Franken berücksichtigend, das Loos des einen Bezirkes jenem des andern vollkommen gleich gehalten, woraus denn natürlich in Ansehung des Flächeninhalts der getheilten Länder eine ziemlich große Verschiedenheit entstehen mußte. — In Ansehung der Städte, so liebten die Franken, wie die alten Deutschen überhaupt nicht sehr den Aufenthalt in denselben; es gab also ihrer nicht sehr viele in den Städten; da aber diese wegen ihres, durch Handel, Kunst und Gewerbfleiß erworbenen, bald mehr bald minder blühenden Wohlstandes, für den königlichen Fiskus sehr einträglich waren; so wurden von denselben wieder besondere Hoese gemacht, wovon es alsdann eine nothwendige Folge war, daß kein Reichsantheil ein in sich abgeschlossenes, autonomes Ganze bildete, sondern die Besitzungen eines jeden in den Besitzungen aller übrigen gleichsam eingeschachtelt und eingeschlossen waren. — Wir hielten für nothwendig, unsere Leser hier mit dieser Theilungsmethode etwas näher bekannt zu machen, weil solche in der Geschichte der Familienwisse der Merovingischen Dynastie über manche Vorfälle ein Licht verbreitet, ohne welches die

acht Jähren die Eintracht unter den Brüdern, und durch des großen Theodorich's Ansehen auch der Friede zwischen ihnen und den benachbarten Fürsten erhalten. Augenblicklich ward indessen doch, durch einen Einfall der Dänen, die Sicherheit von Theodorich's Staaten gefährdet. Der Name der Dänen erscheint hier zum erstenmale in der fränkischen Geschichte.*) Sie waren jetzt längs der sächsischen und friesländischen Küste heruntergeschifft, in die Maas eingelaufen, dort an das Land getreten und hatten die ganze Gegend zwischen der Maas und dem Rheine ausgeplündert, vorzüglich aber in dem Lande der Artuarier, dem heutigen Geldern, große Verwüstungen angerichtet. Höchst wahrscheinlich war es ein zahlreicher Schwarm nordischer

selben nicht leicht zu erklären seyn würden.— Ohne diesen Theilungsplan vollständig zu entwickeln, hat Agathias doch ziemlich verständlich darauf hingedeutet, da er sagt: „*Hi, mortuo patre Clotoveo, in quatuor partes regnum partiti secundum urbes et populos.*“ Offenbar war es eigentlich nichts als eine Theilung des Heeres und der Einkünfte. Da es über damals kein stehendes Heer gab, sondern die ganze Nation dasselbe ausmachte; so konnte auch die beabsichtigte Theilung nicht wohl auf eine andere Weise bewerkstelliget werden. — Unter der Regierung dieser Prinzen geschah es auch, daß ein Theil von Gallien, wo sich gerade besonders viele Franken angesiedelt hatten, nach und nach den Namen *Francia*, Frankreich, erhielt.

P. Daniel,
Hist. de Fr.
T. 1 p. 79.

*) Von den Alten sind Gregor von Tours, Fredegar, Agathias, und von den Neuern, Balois, Dübois, Daniel, Mably, Mascov, Kemmer, Schloffer und Mannert unsere vorzüglichsten Gewährsmänner bei Erzählung der, während der Regierungsperiode der Elthne Chlodowig's vorgefallenen, wahrhaft historischen Ereignisse. Indessen schwebt über der Geschichte der fränkischen Monarchie in dieser, wie in der folgenden Periode, noch immer großes Dunkel, welches jedoch durch verschiedene,

Abentheurer, die außer ihrem Vaterlande Reichthum und Waffenruhm suchten, vergleichen nachher noch mehrere in der Geschichte erscheinen, und die endlich einige Jahrhunderte später eine furchtbare Geißel für Frankreich, Britanien, Deutschland und Unteritalien wurden. Aber schnell zog jetzt der achtzehnjährige Prinz Theodebert oder Theudebert, Thiederich's ältester Sohn, einige Schaaren zusammen, ging auf die Räuber los und erreichte ihren Anführer Eochilaich, als er schon im Begriffe stand, sich mit seinen Leuten wieder einzuschiffen. Auch die fränkische Küstenflotte war ausgelaufen und stieß jetzt auf die dänischen Schiffe. Die Dänen wurden in einer zweifachen Schlacht zu Lande und zu Wasser völlig geschlagen. Ihr Anführer Eochilaich fiel unter dem Schwerte des tapfern Theudebert's und alle Gefangene, welche die Dänen schon auf ihre Schiffe gebracht hatten, wurden ihnen sammt der ganzen Beute wieder abgenommen. — Indessen war dieser Einfall der Dänen nur ein kleines Vorspiel ungleich größerer, kriegerischer Ereignisse, wobei zwar Thiederich und die Franken neue Lorbeern sammelten, nachher aber den Ruhm ihrer Waffen durch Verrath und Treulosigkeit nicht minder besleckten, jedoch eben dadurch die Grenzen der fränkischen Monarchie, wie wir gleich sehen werden, ungeheuer erweiterten.

in den Memoires der französischen Akademie eingerückte, größtentheils treffliche historische Abhandlungen hie und da, wenigstens in etwas erhellt wird. — Ueber die fränkische Geschichte dieser Zeit verbreiten auch die Kirchengeschichte Galliens, die darin gehaltenen Concilien und vorzüglich die Lebensbeschreibungen einiger, den galischen Kirchen angehöriger Heiligen oft ein sehr erfreuliches Licht; ohne sie würde es in der Geschichte der Entstehung der französischen Monarchie noch ungleich mehr und größere Lücken geben.

Ursch. 2. 9. 9/
 20. 17. Ursch. 16.
 5. 19.

5. In dem großen Germanien war Thüringen damals das mächtigste Reich.*) Die Nation, die es bewohnte, eben so kriegerisch und tapfer wie die Franken, übertraf diese jedoch bei weitem noch an Roheit und Grausamkeit. Ein unerhörtes, an dem Franken volke und in diesem an der ganzen Menschheit begangenes Verbrechen lastete seit länger als einem halben Jahrhundert auf Thüringen. Verschmolzen mit dem großen Hunnenreich unter Attila, waren der Thüringer zahlreiche Schaaren mit dem Eroberer in dem Jahre 451 auch nach Gallien gezogen, überließen sich aber auf ihrem Rückzuge in den von Franken bewohnten Gegenden Grausamkeiten, vor welchen selbst der wildeste Barbar zurückschaudern würde. Nicht zufrieden, alle gefangene Franken, und zwar nicht eher, als bis die Unglücklichen an der Schwelle ihrer Heimath wieder angekommen waren, mit kaltem Blute zu erwürgen; nicht zufrieden, jeden ihrer Schritte in dem Frankenlande mit Blut zu bezeichnen, erfanden sie mit teuflischem Erfindungsgeiste neue Qualen, unter welchen sie zu ihrem Ergötzen die unglücklichen Opfer ihrer Unmenschlichkeit langsam dahin sterben ließen; und ein freudvolles Fest war es für sie, wenn sie z. B. junge schöne Frankenmädchen zu Hunderten zusammengetrieben hatten, und sie dann entweder von wilden Pferden zerreißen, oder alle Ordeine dieser harm- und wehrlosen Geschöpfe durch schwere, über

*) Die heutige Landschaft Thüringen war nur ein kleiner Bestandtheil des alten thüringischen Reiches. Dasselbe erstreckte sich nahe an die Nord- und Ostsee. Magdeburg, Helmstädt und noch andere Orte, die nachher zu dem mächtigen Sachsenreich kamen, gehörten zu dem nördlichen Thüringen, und der größte Theil des heutigen Frankenlandes ward zu dem südlichen Thüringen gerechnet.

Die langsam hinwegrollende Wagen zerquetschen ließen. Für diese beispiellosen, zwar längst verübten, aber in dem Andenken der Franken noch nicht erloschenen Frevel nun blutige Rache zu nehmen, bot sich jetzt Othlodowig's ältestem Sohne eine seit lange schon erwünschte Gelegenheit dar.

U. Drei Brüder, Namens Hermansfried, Baltharich und Berterich hatten Thüringen unter sich getheilt. Die bisher stets wachsende Macht, der ihnen ohnehin schon so nahen Franken fürchtend, bewarb Hermansfried sich um die Freundschaft des mächtigen ostgothischen Königs Theodorich, erhielt bald darauf dessen Schwester-Tochter Amalaberg zur Gemahlin und war nun durch diese enge Verbindung mit dem gothischen Königsstamm gegen alle Angriffe von Außen gesichert.

7. In einem Schreiben, welches Theodorich dem thüringischen Fürsten kurz vor dessen Vermählung sandte, rühmt der ostgothische König die Schönheit von Hermansfried's künftiger Gemahlin. Aber, wie es scheint, entsprach der äußern Wohlgestalt des Körpers nicht gleiche Schönheit der Seele. Stolz und Herrschsucht waren die Grundzüge ihres Charakters. Ihr genügte es nicht, bloß über einen Theil von Thüringen zu herrschen; das ganze Reich sollte ihr als seiner einzigen Gebieterin gehorchen. Gleiches Verlangen auch ihrem Gemahle einzustößen, kostete ihr wenig Mühe. Eines Tages ließ sie die Tafel nur halb decken, auch bloß mit der Hälfte der sonst gewöhnlichen Anzahl von Gerichten besetzen. Als der König, darüber befremdet, nach der Ursache dieser neuen Tafeleinrichtung forschte, gab sie ihm mit spottender Miene zur Antwort: „wer sich mit einem halben Königreiche begnügen kann,

muß auch lernen, sich mit einer bloß zur Hälfte besetzten Tafel zu begnügen.“ Dieser boshafte Scherz führte zu einer gegenseitigen Erklärung. Gleichgestimmte Seelen bedürfen keines Dolmetschers; sie errathen sich von selbst, und so war das edle Paar bald einverstanden, die beiden Brüder, Valterich und Berterich, mit List aus dem Wege zu räumen.

8. Mit Berterich ging alles nach Wunsch. Eingeladen von Hermansfried, kam der Unbefangene zu einem Besuche und ward ohne viele Umstände, man weiß jedoch nicht auf welche Art, ermordet. Natürlich Weise leugnete Hermansfried die That, auch jeden Antheil an derselben, bemächtigte sich aber einstweilen des ganzen Reichsantheils des Ermordeten.

9. Mit Valterich wollte es indessen nicht gelingen; durch des unglücklichen Bruders Schicksal gewarnt, war derselbe auf seiner Hut, errieth bald seine geheimen Feinde und deren Tücke, und rüstete sich im Stillen, im Nothfalle auch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

10. Wie es scheint, war Valterich ein tapferer und kühner Fürst; denn Hermansfried, dessen Tapferkeit, Gewandtheit und Kriegskunde doch von Geschichtschreibern gerühmt werden, wagte es nicht, allein und ohne fremde Hülfe ihn anzugreifen. An den Frankenkönig Thiederich schickte demnach Hermansfried eine geheime Botschaft; er ließ ihm sagen: „Willst Du mit einem Heere zu mir ziehen, und mir helfen, mich meines Bruders zu entledigen, so soll die Hälfte seiner Länder Dein seyn.“

11. Thiederich, der, sobald sich ihm die Aussicht irgend einer Eroberung auch nur von ferne

zeigte, nicht sehr lange nach der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit eines Krieges zu forschen pflegte, nahm den Antrag mit beiden Händen an. Mit einem ziemlich starken Heere zog er also nach Thüringen. Thiederich's und Hermanfried's vereinte Streitkräfte waren jenen des Balterich's weit überlegen; aber demungeachtet eilte dieser dennoch, dem Bruderkrieg durch eine entscheidende Schlacht ein Ende zu machen. Gregor nennt uns nicht den Ort, wo es zum Treffen kam; indessen war dasselbe sehr blutig; von beiden Seiten ward mit Erbitterung gefochten; aber am Ende mußte Balterich's und seiner wilden Thüringer Tapferkeit der unverhältnißmäßigen Mehrzahl unterliegen; sein Heer ward geschlagen, er selbst in der Schlacht getödtet, und ganz Thüringen unterwarf sich nun Hermanfried, als seinem einzigen, noch übrigen rechtmäßigen König.

12. Hermanfried und Amalaberg hatten nun ihren Zweck erreicht; an Erfüllung des dem fränkischen Könige gemachten Versprechens dachten jedoch weder er noch sie, wohl aber auf Mittel, sich denselben mit guter Manier sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Mit den scheinbarsten Merkmalen inniger Freundschaft und unumwundener Offenheit stellte Hermanfried dem Thiederich vor, daß Klugheit und Politik in dem gegenwärtigen Augenblicke noch nicht erlaubten, zu der unter ihnen beiden festgesetzten Länderteilung zu schreiten; ganz Thüringen stünde jetzt unter den Waffen; kein Theil desselben würde sich einem fremden Könige unterwerfen wollen; seine eigenen alten Unterthanen würden sich dießfalls mit den Uebrigen vereinigen, und ein allgemeiner Aufstand könnte für ihn selbst wie für Thiederich eine höchst gefährliche Wendung nehmen. Das Sicherste und daher Rathsamste wäre also, sich dem

Orange der Umstände zu fügen und die projektirte Theilung noch etliche Jahre hinauszusetzen; während dieser Zeit würde er seine neuen Unterthanen mehr an Gehorsam gewöhnen, die Gemüther zu einer solchen Staatsveränderung vorbereiten und die Sache dann ruhig und ohne Gefahr von Statten gehen. Thiederich, nicht minder schlau als Hermanfried*), sah ein, daß er der Betrogene wäre; da aber das Heer, das er bei sich hatte, nicht stark genug war, um der gesammten Macht des nun vereinten thüringischen Reiches die Spitze zu bieten, er auch den mächtigen Obmann Theodorich fürchtete, der nicht säumen würde, seinem Nessen Hülfe zu leisten, und der, weil im Besitze der Provence, schnell in Aquitanien einfallen, mithin ihn in seinen eigenen Ländern angreifen könnte; so hielt er für das beste, bei schlechtem Spiele ein freundliches Gesicht zu machen; stellte sich demnach, als wenn er von Hermanfried's Gründen überzeugt wäre, und zog mit seinem Heere wieder nach Hause; jedoch fest entschlossen, den ersten günstigen Augenblick zu erlauern, um Hermanfried für seine Wortbrüchigkeit zu züchtigen, und sich für seine jetzt getauschte Hoffnung alsdann doppelt und dreifach in Thüringen zu entschädigen.

13. Die zu einem Eroberungskriege gegen Thüringen erwünschten Conjunctionen traten jedoch erst sechs bis sieben Jahre nachher ein, als nämlich der große Theodorich in Italien gestorben war, ein unmündiger Prinz unter der Vormundschaft seiner Mutter den Thron bestiegen hatte, und die bald darauf zwischen

Vit. Thond.
Abb. Bencma.

*) Den König Thiederich sagt ein alter Geschichtschreiber:
„Vir acer et agilis, bello potens et astutus ingenio.“

der Regenten und mehrerer ihrer unruhigen, eben so raubgierigen als herrschsüchtigen Großen auf das Höchste gestiegenen Mißthelligkeit dem Hofe von Ravenna nicht mehr erlaubten, sich in fremde Angelegenheiten, am allerwenigsten aber in jene der tapfern und nun schon so mächtig gewordenen fränkischen Nation zu mischen. Wie Thiederich diesen Zeitpunkt zu benutzen mußte, und welche furchtbare Rache er nicht nur an König Hermanfried, sondern an der ganzen thüringischen Nation nahm, werden wir unsern Lesern in einem der folgenden Abschnitte erzählen.

XXII.

1. Thiederich's Siege über die Dänen und Thüringer hatten zwar seine Domainen nicht vermehrt, aber ihn und seine Franken mit kriegerischem Ruhme bedeckt. Dieß reizte die Ruhmliebe auch der drei andern Brüder, und, von ihrer Mutter Clotildis noch mehr dazu angefeuert, beschloßen Clodomir, Chlothbert und Clotar einen Angriff auf Burgund. Die traurigen Ereignisse dieses Krieges, so wie dessen sonderbare Wendungen, haben wir schon in dem vorigen Bande in der Geschichte des heiligen Sigismund's unsern Lesern erzählt. Nach Chlodomer's Tod ward der Krieg mit Burgund nicht weiter fortgesetzt; jedoch auch weder ein förmlicher Friede noch Waffenstillstand mit Godemar, Sigismund's Bruder, geschlossen. Ruhig herrschte also dieser wieder in Burgund, erbetelte sich, durch Abtretung mehrerer festen Plätze zwischen der Durance und Rhone, den Schutz und die Freundschaft des ostgothischen Königs Theodorich, und theils Furcht vor diesem mächtigen Vermittler, theils auch ein zwischen den fränkischen Brüdern eingeschlossenes gegenseitiges Mißtrauen bewogen diese, die Eroberung

Wofden. 23. 1. 22.
23. 24 u. 25.

ring Burgund's wenigstens für jetzt noch auf unbestimmte Zeit zu verlagern.

2. Glodomir, welcher in der Blüthe seines Alters, kaum dreißig Jahre alt, obgleich als Sieger, in dem Treffen bei Besenonce geblieben war (524), hinterließ drei noch unmündige Prinzen, Namens Theobald, Günther und Clodoald oder Glau. Da alle drei noch von sehr zartem Alter waren; so theilten ihre Oheime Childebert und Clotar sich einstweilen in die Verwaltung des Königreiches Orleans; aber die Erziehung der königlichen Waisen übernahm die Großmutter; und die fromme Chlotildis zeigte gegen ihre Enkel eine Bärtlichkeit, welche selbst ihre Liebe zu ihren eigenen Söhnen zu überwiegen schien. Sie hoffte, sie einst alle drei herrschen zu sehen und pflegte ihnen öfters zu sagen: „Ich werde den Tod meines Sohnes nicht mehr beweinen, sobald ich nur den Trost habe, euch auf dem Throne eures Vaters zu sehen.“ Der tapfere Chlodomir lebte noch in ehrenvollem Andenken bei den Franken, und durch die Gunst der Nation, so wie durch ihr eigenes Ansehen, hoffte Chlotildis ihre Söhne schon dahin zu vermögen, zur gehörigen Zeit ihren Neffen das ihnen gebührende Erbtheil ihres Vaters wieder zu übergeben.

3. Aber den herrsch- und läundersüchtigen Brüdern waren die drei königlichen Knaben ein Dorn in den Augen; sie erriethen die Absicht der Mutter und glaubten, deren Plan zerstören zu müssen, bevor noch die Nation sich zu Gunsten von Chlodomir's Söhnen erklärt hätte. Clotar verließ demnach Soissons und begab sich in aller Eile zu seinem Bruder Childebert nach Paris. Vorher hatte dieser überall das Gerücht austreuen lassen, daß eine Zusammenkunft mit seinem Bruder statt haben würde, um gemeinschaftlich

mit ihm und mit aller, einen solchen Akt gewöhnlich begleitenden Feierlichkeit, Elodomir's Kindern den Reichsantheil ihres verstorbenen Vaters zu übergeben. Als sie beide beisammen waren, ließen sie ihre Mütter bitten, ihnen die Prinzen zu senden. Es wäre Zeit, sagten sie, ihre Neffen dem Heere öffentlich zu zeigen, und sie dann in alle durch Erbrecht ihnen zustehende Besitzungen feierlich einzusetzen. Chlotildis außer sich vor Freude über diese ihrem Herzen so willkommenen Botschaft, sandte sogleich ihre drei Enkel mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge zu ihren beiden Söhnen. Aber kaum hatten die noch zarten, schuldlosen Schlachtopfer die Schwelle der königlichen Burg betreten, als man sie sogleich von ihrem Gefolge trennte, ganz fremden, ihnen völlig unbekannten Menschen übergab und in ein besonderes Gemach des königlichen Palastes einsperrte. Auf Childebert's und Clotar's Befehl ging nun Arcadius, ein gehobener Auvergnier, der aber in großer Gunst bei Childebert stand, zu der Königin Mutter, überreichte derselben eine Scheere und ein entblößtes Schwert und sagte: „Königin! von diesen Beiden mußt Du jetzt Einen für Deine Enkel wählen, ein anderer „Ausweg ist hier durchaus unmöglich.“ — Chlotildis war wie vom Donner getroffen bei dieser zweiten, so ganz unerwarteten und daher sie jetzt doppelt dazuniederbeugenden Botschaft. In einer überwallenden Empfindung ihres schmerzhaft zerrissenen Herzens rief sie aus: „lieber will ich meine Enkel todt, als mit geschornen Haaren sehen!“ Arcadius wartete keine zweite, besonnenere Rede ab, eilte hinweg und hinterbrachte den beiden Königen die Antwort ihrer Mutter. Die drei Knaben waren indessen in das Gemach ihrer Oheime gebracht worden. Als Clotar hörte, was Chlotildis ihnen hatte sagen lassen, sank sein Angesicht; erbarmungslos ergreift er sogleich

den ältesten Prinzen Theobald bei den Haaren, wußte er auf die Erde und stößt ihm einen Dolch durch die Brust. Als Günther, der jüngere Prinz, kaum noch sieben Jahre alt, dieses sah, warf er sich seinem andern Oheim, Eilobert, zu Füßen, umflammerte dessen Knie und rief: „Lieber Vater! rette mich aus den Händen des bösen Mannes, daß er mich nicht tödte, wie meinen Bruder.“ — Eilobert's Herz ward erweicht; ihn jammerte der weinende Knabe. „Gib mir,“ bat er seinen Bruder, „das Leben des Kindes, und fordere dafür von mir jede Entschädigung, die dir beliebt.“ — Schaumend vor Wuth packte Elotas jetzt den Dolch gegen die Brust seines Bruders; „Du,“ brüllte er ihm entgegen, „hast mich zu dieser Gruesdthat verleitet, und nun willst Du, daß ich das begonnene Tagewerk nur zur Hälfte vollbringe; entweder Du oder der Knabe muß sterben.“ Eilobert wendete sein Angesicht hinweg, schlenderte dem jungen Prinzen seinem Bruder entgegen, und in wenigen Augenblicken lag auch dieser, mit mehreren Dolchstichen durchbohrt, todt auf der Erde. Mit dem von dem Blute seiner Neffen noch rauchenden Dolch schritt nun der Wüthende, in Begleitung seines Bruders, aus dem in eine Mordgrube verwandelten Gemach hinaus; und alle, welche zum Gefolge der Prinzen gehören, werden nun ebenfalls, theils von ihm selbst, theils von seinen Trabanten ermordet.

4. Grenzenlos war Elotals Schmerz, als sie die greuliche That erfuhr; sie würde ihr Unglück nicht überlebt haben, hätten die Tröstungen der Religion ihr nicht Kräfte gegeben, es zu ertragen. Ihren Entschluß ließ sie ein prächtiges Beichengängniß halten; mit allen, bei Beerdigung der Könige üblichen Feierschleitten ließ sie dieselben begraben; sie selbst ging,

in tiefe Trauer gewälzt, hinter der Waise, und des
Seufzer und ihr lautes Schluchzen mischten sich in
den Psalmengesang der Mönche und Priester, welche
den Zug begleiteten. In der Kirche zu den heiligen
Aposteln, heut zu Tage die Genoveva-Kirche, erhielt
den beiden kleinen Märtyrer ein gemeinschaftliches
Grab, und zwar unmittelbar neben jenem ihres Groß-
vaters. — Von jetzt an ließ Chlotildis nie mehr
nach Paris. Zu Tours an dem Grabe des heiligen
Martinus, beweinte sie alle übrigen Tage ihres Le-
bens, weniger den Tod ihrer geliebten Enkel, als das
nach Rache zum Himmel schreiende Verbrechen ihrer
Enkel.

57 Der Knabe Eudoald ward, man weiß nicht
wie, den Händen seiner blutdürstigen Oheime entriß-
sen; und seine Mutter wagte ihn so gut zu verbergen,
daß alle Forschungen nach ihm selbst fruchtlos blieben.
Als der fromme Knabe zum Jünglinge gereift war,
beschloß er sein Leben gänzlich Gott zu weihen, ging
in eine Einside, vertauschte hier den königlichen
Leibrock gegen eine demüthige Mönchskleidung und
ein zeitliches Diadem gegen die nie verbleichende, un-
vergängliche Krone eines Heiligen.)

58 Um ihre Missethat zu sühnen, erbaueten Clotar
und Childbert nachher verschiedene Klöster, spende-
ten oft große Summen zur Vertheilung unter die Ar-

Gregor
ischen
jähren
der Unt
Jahr 53
selbst; d
Prinz e

ern franzo
folgen, er
Dämpfung
her in das
ffenbar sich
der zweite
n schon im

man, beschenkte die Kirchen, ehrte stets die Bischöfe und Priester, ließen Concilien halten, und sorgten dafür, daß die darauf genommenen Beschlüsse befolgt wurden. Alles ganz gut und löblich; aber daß dergleichen Werke, wenn nicht beneßt mit Thränen der tiefsten Reue und aufrichtigsten Buße, die beiden Könige nicht entsündigen konnten, dies versteht sich von selbst; auch machten wir hier nur deswegen eine Erwähnung davon, um abermals zu zeigen, wie in Gottes unendlich weiser Welt Haushaltung selbst die Laster und Unthaten der Menschen nicht selten die Absichten göttlicher Weisheit müssen befördern helfen. Wie oft wird nicht das, was der Zerstörung dienen soll, der Keim eines neuen Lebens; und dennoch übersieht leichtsinnig und undankbar der Mensch die, in alle große wie kleine Ereignisse der Menschen und Völker, ohne Unterlaß mit erbarmender Liebe eingreifende Hand der Vorsehung!

XXIII.

1. Der von Thiederich lange ersehnte Zeitpunkt, sich an Hermanfried und der thüringischen Nation rächen zu können, war endlich eingetreten. Der große Theodorich war gestorben (527) und von der noch wenig befestigten Regierung eines Kindes unter der Vormundschaft seiner Mutter, war, besonders bei

Jahre 524 im Treffen geblieben war, mithin jener, weil nicht der jüngste von Clodimir's Söhnen, nicht wohl später als am Ende des Jahres 522, oder gleich im Anfange von 523 auf die Welt gekommen seyn konnte; so folgt ja hieraus von selbst, daß das tragische Familienereigniß sich wenigstens schon fünf Jahre früher mußgetragen haben.

dem, den Regentin nicht unbekannten, unruhigen Geist mehrerer gothischen Großen, nicht leicht eine sehr kräftige, große Anstrengung erfordernde Maßregel nach Außen zu befürchten. Um sich des Sieges desto mehr zu versichern, zog Thiederich auch seinen Bruder Elothar mit in den Bund. Zum Lohn treuer Hülfe versprach er ihm die Hälfte der Gefangenen, so wie der ganzen Beute, die sie machen würden. Bevor die vereinten Heere der Brüder auszogen, suchte Thiederich sehr schlaue die Sache seines Ehrgeizes zu einer allgemeinen Nationalangelegenheit zu machen. Er versammelte das Heer und hielt eine Rede an dasselbe, in welcher er alle, an ihren Voreltern von den Thüringern verübten Greuelthaten in das Andenken seiner Franken zurief, sie zur Rache aufforderte, und ihre natürliche Wildheit bis zu einer Art von Wuth zu entflammen wußte. Nur ein Geist besetzte jetzt das ganze Heer; nämlich der Geist blutiger Rachgier und wilder Raubsucht.

2. Wie es scheint, waren auch die Sachsen im Bunde mit den Franken gegen die Thüringer, die Bayern aber Bundesgenossen der Thüringer gegen die Franken. Nicht fern von den Ufern der Unstrut kam es zu einer blutigen Schlacht. Anfanglich verloren die Franken viele der ihrigen. Die Thüringer hatten in der Nacht breite und tiefe Gräben gezogen, und diese mit Reisern und einer dünnen Lage von Erde bedeckt. Fränkische Reiterei und fränkisches Fußvolk stürzten in diese Gräben und wurden von den Feinden erschlagen. Aber dieser List und ihres Verlustes ungeachtet, siegte am Ende dennoch die unverständliche Tapferkeit der mit blinder Wuth in die Feinde dringenden Franken, und die Niederlage der Thüringer war nun um so schrecklicher, als wilde und kriegerische Völker, wie die Thüringer, es damals

noch nicht verstanden, ein halb-befestigtes Heer noch zu rechter Zeit durch einen geschickten Rückzug seinem völligen Untergange zu entziehen. Gregor von Tours erzählt, die Menge der getödteten Thüringer sey so ungeheuer gewesen, daß die Franken, als sie solche in den Fluß geworfen, das Bett desselben völlig damit ausgefüllt hätten, und über die Leiber der Erschlagenen wie über eine Brücke an das gegenseitige Ufer marschirt wären.

3. Furchtbar ward jetzt ein Theil Thüringen's von den Franken mit Feuer und Schwert heimgesucht. Hermanfried hatte das Glück gehabt, durch Flucht sich zu retten, und, wie es scheint, war er, obwohl in einer mörderischen Schlacht besiegt, doch nichts weniger als völlig überwunden; denn es kam jetzt ein Vergleich zu Stande, an welchen, wie wir sehen werden, sich bald wieder zwischen ihm und Thiederich, wenigstens dem Schein nach, die freundschaftlichsten Verhältnisse anknüpften.

4. Ungeheuer war die Beute, welche die Franken gemacht hatten, und Clothar's Antheil an derselben noch größer und reicher als jener seines Bruders. Um dieses Mißverhältniß so vortheilhaft als möglich für sich auszugleichen, beschloß Thiederich ohne weilers seinen Bruder ermorden zu lassen. Er lud ihn also zu einer geheimen Unterredung ein und verbarh hinter einem in seinem Gemache aufgehängten Teppiche einige Bewaffnete, welche mitten in der Unterredung aus ihrem Hinterhalte hervorbrehen und ohne viele Umstände den König von Coissons aus der Welt schaffen sollten. Zum Glück für Clothar war der Vorhang nicht lang genug, so daß man die Füße der hinter demselben stehenden Leute sehen konnte. Ein treuer Diener, dessen Herz wahrscheinlich sich gegen

diese schändliche Arruollosigkeit, empörte, warnte ins Geheim den Clothar vor der Verrätherci seines Bruders. Die Zusammenkunft hatte indessen dennoch statt; aber Clothar kam nicht nur selbst wohl bewaffnet, sondern auch in Begleitung mehrerer anderer Bewaffneten zu seinem Bruder. Als Thiederich sah, daß sein mörderischer Anschlag entdeckt wäre, erkannte er eine Fabel, schwachte in der Verlegenheit allerhand unzusammenhängendes Zeug heraus und schenkte endlich seinem Bruder, um ihn völlig zu künftigen, eine große silberne Schüssel. Aber auch dieses unbedeutenden Geschenkes gereuete es bald wieder den unedelmüthigen Fürsten. Er gab daher seinem Sohne Theudebert den Auftrag, zu seinem Oheime zu gehen und diesem das ihm zum Geschenke gemachte silberne Geschirr auf irgend eine listige Weise wieder abzulauern; welches auch wirklich geschah. *)

5. Unter den Gefangenen, welche auf Clothar's Antheil gekommen waren, befand sich auch Bertarich's, nach dessen Tode an dem Hofe ihres Oheims Hermanfried erzogene Tochter, die berühmte, nachher von Heiligen gezählte Prinzessin Radegundis. Sie war von blendender Schönheit und die Reize ihres lieblichen Gesichtes wurden durch die himmlische Schönheit ihrer Seele noch ungemein erhöht. Als der wohlwärtige Fürst sie sah, ward er sogleich in Liebe gegen sie entflammt; er beschloß, ihr unter seinen Gemahlinnen ebenfalls eine Stelle zu gönnen; da jedoch Radegundis noch von sehr zartem Alter und zum Heirathen viel zu jung war; so ließ er sie, sobald er in seinen Staaten wieder angekommen war, einstweilen

*) Zur Physiognomie eines Zeitalters gehören auch solche Züge, wie erbärmlich und unbedeutend sie übrigens an sich auch seyn mögen.

in einem Kloster in der Grafschaft Bermanois einzuziehen.“)

*) Als Beitrag zur Sittengeschichte der damaligen Zeit, besonders der Könige und Gewaltigen im Lande, müssen wir noch bemerken, daß Clothar, als er Mädegundis sah, schon zwei noch lebende Gemahlinnen hatte. Die erste ihm gesetzlich angestammte Gemahlin hieß Ingundis; diese hatte noch eine Schwester, Namens Aregundis, um deren Versorgung sie sehr bekümmert war; sie wandte sich daher an ihren Gemahl den König, und bat ihn, ihrer Schwester einen ihrer würdigen, vornehmen Franken zum Gemahl zu verschaffen. Clothar versprach es, sah Aregundis, ward in ihre Schönheit verliebt, führte sie unverzüglich nach einem der königlichen Waierböfe und ließ sich dort mit ihr trauen. Er grüßte hierauf zu Ingundis und versicherte sie, daß er ihre Bute schon erfüllt habe. Als Ingundis nach dem Namen des Gemahls ihrer Schwester forschte, sagte ihr Clothar, daß, da er in seinem ganzen Reiche keinen lieberr und vornehmeren Mann, als er selbst wäre, hätte finden können, er es auch für das Beste gehalten hätte, die schöne Aregundis selbst zu heirathen: „Was meinem Herrn in seinen Augen wohlgefiel, das magge er thun; wenn nur ich, seine Frau, in der Gnade seines Königs bleibe,“ war alles, was die wahrscheinlich sehr unangenehm überraschte Ingundis dem Könige antwortete, oder vielmehr ihm antworten durfte. — Als Mädegundis das gehörige Alter erreicht hatte, ließ auch diese der König sich antrauen, und hatte nun drei noch lebende Frauen. Aber der frommen Mädegundis war das durch Bigamie besiedte Ehebett ein Ueuel. Oft schlich sie sich von der Seite des Königs und durchwachte feufzend und betend den übrigen Theil der Nacht in einem anstoßenden Gemache. Unter dem königlichen Gewande trug sie ein häßliches Kleid, übte an der trichterförmigen Tafel ihres Gemahls strenges Fasten, pflegte der Kranken, unterstützte die Armen und Nothleidenden, lobte und erquickte die Pilger; und sorgte dafür, daß das rohe Frankenvolk gründlicher in dem Christenthume unterrichtet ward. Alles dieß war zwar nicht nach dem

6. Nach beendigten Feldzuge gegen die Abthaler begab Thiederich sich nach Kolbial (Zährich). Hier unterhielt er einige Zeit einen sehr trauten Briefwechsel mit Hermanfried, und das gegenseitige gute Vernehmen war schon so weit gediehen, daß Thiederich dem Thüringer den Vorschlag machen durfte, ihn in Kolbial zu besuchen, um die zwischen Beiden noch bestehenden Differenzen mündlich mit einander auszugleichen. So wie ehemals der unglückliche Bertarich der treulosen Einladung Hermanfried's gefolgt war, eben so folgte dieser nun auch dem verächtlichen Rufe des Frankenkönigs. Bei seiner An-

Sinne des Königs; er ließ es aber dennoch geschehen, und pflegte bloß öfters sich zu beklagen, daß er keine Königin, sondern eine Klosterfrau zur Gemahlin hätte! Schon einmal hatte Madegundis ihren Gemahl um die Erlaubnis gebeten, sich vom Hofe und der Welt völlig zurückziehen zu dürfen. Hierzu wollte jedoch der König, welcher die Madigundis wirklich zu lieben wähnte, nie seine Einwilligung geben. Als aber Elothar dem Bruder der Madegundis, den sie gütlich liebte, man weiß nicht aus welcher Ursache, hatte erneuert lassen; dann wurden ihre Bitten noch dringender, und Elothar gab endlich denselben nach. Auf einem Maierhose, welchen der König ihr geschenkt hatte, lebte jetzt Madegundis einige Zeit unter lauter Werken strenger Buße und ächter, christlicher Nächstenliebe. Aber der himmlische Friede ihrer Seele ward gestört durch die sichere Nachricht, daß es den König der ihr gegebenen Erlaubnis gütens und er daher gesühnet sey, sie wieder an seinen Hof kommen zu lassen. Madegundis nahm ihre Zuflucht zum Gebete, ließ auch andere für sie beten, daß Gott das Herz des Königs lenken möchte. Ihr Gebet ward erhört; aber jetzt ging Madegundis nach Reyon, empfing aus den Händen des heiligen Redardus den Schleier, errichtete ein Kloster nach der Regel des heiligen Cassius, lebte noch viele Jahre in dem Rufe der Heiligkeit und starb endlich im Jahre 587 eines sanften, in den Augen Gottes wohlgefälligen Todes.

kunft in Tolbiac ward er mit allen Merkmalen der aufrichtigsten Freundschaft von Thierderich empfangen, selbst mit den prächtigsten Geschenken von ihm überhäuft. Als aber eines Tages beide Könige mit einem der auf den Ringmauern der Stadt spazieren gingen, gab Thierderich dem Hermanfried plötzlich einen so gewaltigen Stoß, daß er von der Mauer herabstürzte, sich den Kopf zerschmetterte und das Gehirn an den Felsen verprügte.

7. Ungefannt zog Thierderich nach Hermanfried's Tode mit seinem Heere wieder nach Thüringen, bemächtigte sich ohne Widerstand des ganzen Reiches und unterwarf es nun vollkommen der fränkischen Herrschaft. Ungleich härter, als alle von den Franken bezwungene Völker, wurden die Thüringer behandelt. Den Alemannen, als Chlodowig ihr Land mit seiner Monarchie vereinte, wurden ihre Gesetze gelassen, eben so nachher auch den Burgundern, Sachsen und Bayern, die Thüringer aber jetzt gezwungen, ihren Nacken unter das ungleich härtere fränkische Gesetz zu beugen. Die edelsten und reichsten Geschlechter Thüringen's wurden noch überdies gefangen hinweggeführt und deren Güter und überhaupt der größte Theil von Thüringen in Domainen der fränkischen Könige verwandelt. *)

*) Wie es scheint, und was ebenfalls die Meinung Schloßers ist, erhielten auch die Sachsen bei dieser Gelegenheit einen Theil von dem nördlichen Thüringen. Was die Bayern (Bojoarier) betrifft; so möchte es wohl sehr wahrscheinlich seyn, daß, nach der Bezwingung Thüringens, auch sie in eine Art eines von den Franken abhängigen Verhältnisses geriethen. Eine Stelle aus der Vorrede zu den alten Gesetzen der Bojoarier deutet wenigstens so ziemlich klar darauf hin. Man sehe Mascor's Gesch. der Deutschen. B. 12.

Hergen wünschten sie zwar alle, ihren arianischen Herrscher gegen einen katholischen Monarchen vertauschen zu können; aber dieses Wunsches ungeachtet, war die Schlacht bei Vienne, wo die Blüthe des Adels von Auvergne fiel, ein abermaliges Beweis ihrer unter jedem Wechsel des Schicksals sich stets gleich bleibenden Treue. Selbst nach der für die Westgothen so unglücklichen Schlacht leistete Auvergne den Franken noch tapfern Widerstand; nur mit vieler Anstrengung konnte Chlodowig's ältester Sohn Theode- rich die Provinz bezwingen; daher derselbe auch, als die vier Brüder das väterliche Erbe theilten, Auvergne nebst den übrigen von ihm eroberten westgothischen Besitzungen in Aquitanien zu seinem Antheil erhielt.

Darten des stän-
dhigsten Wechsel-
stern, Waldun-
as Oberland ge-
irg. Hier lagen
nd beinahe jede
Zeit, prächtiges
nterland, weni-
r durch die un-
odens berühmt.
sie zu gewissen
auch nicht viel
it die fleißigen
in ununterbro-
und segensreichen
lerkte man übers
ines glücklichen
Bmasse überstieg
eile Frankreichs
Seelenzahl.

11. Theodorich hatte gerade ein jährliches Heer
 zu einer gewissen andern Expedition in Bereitschaft.
 Diese wurde jetzt aufgeschoben, und der von Arcadius
 erhaltenen Einladung zu Folge, eilte der Kaiser mit
 einem Theile seines Heeres vor die Thore von Atrament.
 Gegen seine Erwartung fand er dieselben ge-
 schlossen; aber Arcadius und dessen Abgang öffneten
 ihm eintretend in der Stadt, den Theodorich von
 dem Herr der Hauptstadt von Australien. Aber bald
 sah er sich einige Tage im Besitze der schönen Land-
 schaft, als plötzliche Kunde einlief, Theodorich sei in
 dem Treffen gefallen, befindet sich vollends in der
 and gesund, und steht im Begriffe, mit seinem Heere
 seinen schwer mit Wunden beladenen Heer nach sei-
 nen Staaten zurückzugehen. Auf diese Nachricht eilte
 Theodorich sogleich wieder nach Paris; ließ jedoch

Gleichen, wie in noch einigen andern festen Schloß-
 ren die hinkende Befestigung geseh.

sonst 27 Die Expedition, wozu Childebert die stehende
 Mannschaft seines Volkes wieder unter seinen
 Fahnen versammelt hatte, war ein Zug gegen die
 Westgothen in Langueval. Die Ursache dieser Unter-
 nehmung war gerecht, und sie macht Childebert's Per-
 son eben so viele Ehre, als großen Ruhm ihm der
 Ausgang dieses Krieges erwarb.

13 Amalarich, Sohn des in der Schlacht bei
 Brivallie gefallenen Alarich's, hatte nach dem Tode
 seines mütterlichen Großvaters, des ostgothischen Kö-
 nigs Theodorich's des Großen, ganz Spanien und
 die in der Gallia Narbonensis den Westgothen noch
 gehörigen Länder erhalten. Narbonne ward der Ein-

heit immer zunehmenden und oft selbst an Graus-
 samkeit gränzenden Härte; gab sie sogar öffentlichem
 Hohn Preis, und ließ z. B. geschehen, daß der

arianische Mädel, so oft die Königin in die lutherische Kirche ging, ließ laut die geübten Bedenken gegen sie erheben; und mit Roth und Stein nach ihr warf. Alles dieses trug die fromme Königin mit Geduld; freute sich sogar noch, ihres guten Bekenntnisses wegen Schwach zu seyn. Als aber die Belästigungen ihres Gemahls immer grausamer wurden, und jämmerlich, schrecklich so weit vergiess, daß er seine Gemahlin mit Schlägen so sehr mißhandelte, daß Blut von ihrem ganzen Körper floß, sagte sie endlich, den Entschluß, ihrem Bruder Hilkebert ihr trauriges Schicksal und die Grausamkeit ihres Gemahls zu entdecken. Durch einen geheimen Boten ließ sie Hilkebert von ihren Leiden unterrichten und ihm sandte ihm als einen Beweis derselben ein ganz von ihrem Blute gefärbtes Schuuluch.

15. Hilkebert liebte seine Schwester; sie und den Helden ihres Tyrannen zu befreien, war sein erster und letzter Gedanke, und ohne von seinem Bruder der Ellothar Hilfe zu fordern, beschloß er ganz allein die seiner Schwester und in ihr seinen ganzen Haß angethanen Tyrann zu tödten. Auf seinem Marsch durch die Landschaft Berri besuchte er einen heiligen Einsiedler, Namens Eustach. Hilkebert wollte das fünfzig Goldstücke zum Besuche machen, um solches seiner Weib dann wieder unter die Armen zu theilen. Eustach weigerte sich das ihm angebotene Geschenk. „Lasse“, sagte er zu Hilkebert, „nicht Geld durch Hände unter die Armen vertheilen; mein Geschäft ist bloß, daß ich Tag und Nacht zu Gott um Verzeihung meiner Sünden stehe. Ueberdies großer Monarch! ziehe mit Zuversicht gegen deine Feinde, denn du gehst einem gewissen Sieg entgegen.“ Die prophetischen Worte des Einsiedlers belebten auf das neue den Muth des Königs und sein

der Franken; und Chlotbert versprach, wenn die Proppetition des frommen Bischofs in Erfüllung gehen würde, bei der Uebersiedelung desselben ein Kloster und eine Kirche zu erbauen.

17. 18. Diese fern von Karbonne stehenden beide
 From. 201. Heere auf einander. Es kam sogleich zu einer ent-
 goth. L. 2. c. 3. schiedenden Schlacht. Beide germanische Völker foch-
 ten mit gleicher Tapferkeit; und es dauerte lange,
 bis der Sieg für einen der beiden kämpfenden Theile
 sich entschied. Amalarich wollte das Centrum des
 Heeres mit verdoppelten Kräften angreifen. Er zog
 daher einen Haufen Gothen, welche einen Hügel besetzt
 hielten, an sich; aber der Hügel hatte die hintere Flanke
 seines Heeres gedeckt. Amalarich's falsche Bewegung
 ward sogleich von den Franken trefflich benutzt, das
 Heer der Westgothen von ihnen überflügelt und von
 der Seite und in den Rücken angegriffen. Dies ent-
 schied das Schicksal des Tages; die Gothen wurden
 geschlagen und völlig zerstreut. Amalarich rettete sich
 durch die Flucht, erreichte glücklich seine Flotte und
 hatte sich schon eingeschifft, um nach Spanien zu
 segeln, als ihm auf einmal einfiel, daß es wohl noch
 Zeit sein könnte, verschiedene Kastenstädte, welche
 er in seinem Palaste in Karbonne befestigen hatte,
 ebenfalls auf die Schiffe beladen zu lassen. Er stieg
 also wieder an das Land und ging nach Karbonne zu-
 rück. Aber früher, als er betrauert hatte, waren
 die Reichlichen Franken herbeigeeilt. Ein feindlicher
 Haufen warf sich zwischen die Stadt und den Hafen
 und schritt dem Westgothen-König den Rückweg nach
 demselben ab. Zugleichert Zeit drangen die Franken
 von allen Seiten in die Stadt. Amalarich wollte
 jetzt in einer katholischen Kirche einen Ort der Zu-
 flucht und der Sicherheit suchen, ward aber, gerade
 als er in dieselbe hineintraten wollte, an der Kirchenthür

thüre mit einem Bulfspieße von einem fränkischen Soldaten getödtet. *)

17. Bei seinem Kriege gegen Amalarich beabsichtigte Childebert keine Eroberungen; er wollte bloß seine Schwester befreien und ihren Tyrannen bestrafen. Da dieser doppelte Zweck jetzt erreicht war; so zog nun auch Childebert, nachdem er sich der von Amalarich hinterlassenen Schätze bemächtigt hatte, mit seiner Schwester Clotildis wieder in seine Staaten zurück. Aber die fromme Vulderia starb unterwegs, und ward zu Paris in der Genoveva-Kirche neben ihrem Vater Chlodowig begraben. Von den westgothischen Besitzungen in Languedoc eignete Childebert sich nichts zu, als bloß die Stadt und das Gebiet von Toulouse, weil boides seine Schwester Clotildis als Heirathsgut dem westgothischen Könige zugebracht hatte.

18. Unter Amalarich's Schätzen befand sich eine große Menge heiliger Gefäße, größtentheils von ge-

*) Mit dieser Erzählung Gregor's von Tours und der übrigen fränkischen Geschichtschreiber stimmt jene des Isidor's von Spanien nicht überein. Letzterm zu Folge ward Amalarich nicht in Narbonne erschlagen; sondern er entkam glücklich nach Barcellona in Spanien, wo er aber nach wenigen Tagen von der Hand eines seiner eigenen Unterthanen, wahrscheinlich auf Betrieb des Theudes, Amalarich's Nachfolgers, ermordet wurde. — Uebrigens müssen wir noch bemerken, daß, wenn Gregor sagt: Childebert sey mit seinem Heere nach Spanien gezogen, man hierunter nicht die Halbinsel jenseits der Pyrenäen verstehen muß; indem die Länder, welche den Westgothen in Gallien gehörten, so wohl von Gregor selbst, als auch noch andern Schriftstellern jener Zeit, gar oft Hispania citerior, das disseitige Spanien, genannt wurden.

diegenigen Gold und mit den kostbarsten Steinen besetzt. Childebert wollte nicht, daß sie eingeschmolzen und noch viel weniger zu irgend einem profanen Gebrauche verwendeter würden; sondern vertheilte sie unter sämtliche Kirchen seines Landes. Um sein bei der Hinfedelei des heiligen Euseius, der ihm den glücklichen Erfolg seines Feldzuges vorhergesagt hatte, gemachtes Gelübde zu erfüllen, baute Childebert an den Ufern der Cher eine Kirche und ein Kloster, wovon der erwähnte Heilige die Leitung übernahm und das nachher unter dem Namen der Abtei Euse in Berry so berühmte ward.

19. Während der Minderjährigkeit Amalarich's hatte dessen Vormünder, Theodorich der Große, dem Theudes, einem vornehmen Gothen, die Statthalterschaft in Spanien und den Oberbefehl über das dort stehende Heer der Westgothen übertragen. Durch Tapferkeit und Kriegskunde, wie durch weise und gerechte Verwaltung gewann Theudes die Liebe und Achtung der Nation, und da Amalarich keine Kinder hinterließ, so ward jetzt Theudes von den Westgothen zum Könige gewählt. Unter ihm ward der königliche Sitz für alle folgende Zeiten nach Spanien verlegt.

XXIV.

1. Thiederich's und Childebert's Waffengluck gegen die Thüringer und Westgothen schwellte auf das neue den Muth der Franken, deren wilder Hang zu Krieg und Raub ohnehin stets neue Nahrung verlangte. Die Eroberung Burgunds war der Lieblingsgedanke der Nation. Um dieses Reich der französischen Herrschaft zu unterwerfen, schlossen daher

Chlothar und Childebert, daß der neue Kaiser mit
einander gegen Rosemars einen Bund; nicht zu
treten, ward auch der König von Austrasien, welcher
so eben von seinem Zuge gegen Thüringen zu-
rückgekommen war, von seinem Bruder eingeladen.
Abg. Thiederich's persönliches, wie Staatsinteresse
war ebenfalls von jenem seiner Bruder ganz ver-
schieden. Er hatte Godemar's Schwester zur Ge-
mahlin, wollte daher nicht zur Entthronung und
Verbanung seines Schwagers mitwirken; zu dem
hätte er, weil ein Sohn Godowig's aus dessen er-
ster Ehe, auf Burgund nicht die nämlichen Ansprü-
che, wie seine von seinem Vater mit der burgundi-
schen Prinzessin Clotildis erzeugten Brüder; endlich
lag ihm auch die Wiedereroberung der schönen Land-
schaft Auvergne ungleich mehr am Herzen, als ein
Zug gegen das burgundische Reich.

2. Als Thiederich's Unterthanen hörten, daß
ihre König mit Chlothar und Chlotar nicht gemein-
schaftliche Kriege gegen die Burgunder machen wollte,
brach ein Aufstand unter ihnen aus; sie droheten
ihren Oberherren, ihn zu verlassen und den Söhnen
seiner Brüder zu folgen, nicht ohne seine unbedeutende
Privatsache einer so wichtigen Nationalangelegenheit
vorgehen würde. Thiederich mußte jedoch bald wie-
der die Gemüther seiner Unterthanen zu beruhigen; er
versprach ihnen den Haub und die Plünderung von
ganz Auvergne. „Folget mir,“ sagte er zu ihnen,
in das Land der Arverner; dort werdet ihr Gold,
Silber, Schätze, Reichthum und die prächtigsten Ge-
wässer im Ueberflusse finden; der Reichthum der
Gente wird eure schärfsten Wünsche übersteigen.“ Sol-
che Gründe vermögen freilich raublustige Völker
nicht leicht zu widerstehen. Ein allgemeiner, feiner
Zuruf des Volkes versicherte Thiederich, daß seine

Vereinstimmtheit gestiftet habe und seine Gravelen zum Herrschern wärrn, ihm zu folgen, wohin er sie führen würde.

3. Hilobert und Glothar mußten nun, allein und ohne den Beistand ihres ältesten Bruders, die Eroberung von Burgund unternehmen. Aber Godemar war jetzt mächtiger als je. Gleich nach Theodorich's des Großen Tode hatte ihm Amalasuntha alle dem burgundischen Reiche von ihrem Vater entrißene Städte und Gebiete, jedoch unter einem von ihr abhängigen Verhältnisse, wieder zurückgegeben; durch weise und sparsame Verwaltung war seine Schatzkammer gefüllt, und die, seit zehn Jahren ununterbrochenen Friedens, ungemein gestiegene Bevölkerung seines Reiches setzte ihn in den Stand, ein eben so zahlreiches Heer, als die Könige von Paris und Orléans, in das Feld zu stellen.

4. Aber nur dann gelingen die Pläne menschlicher Weisheit und Klugheit, wenn dieselben zu dem großen Plane der göttlichen Weltregierung passen. Die fränkische Macht war bestimmt, einst eine das ganze Abendland beherrschende Macht zu werden. Burgund mußte demnach jetzt fallen und die Alpen von dieser Seite einstweilen die Grenzen der fränkischen Monarchie werden. Trotz aller seiner Klugheit und Tapferkeit, ward es also dennoch wider Godemar's Loos, überall von den Franken geschlagen zu werden. Der erste Feldzug war schon ziemlich unglücklich für ihn. Er verlor die Städte und Gebiete von Arles und Vienne; aber unermüdet thätig und reich an Hülfsmitteln, wußte er, ungeachtet seines Verlustes, dennoch die fernern Fortschritte der Franken zu hemmen. Was sie gewonnen hatten, war zwar Godemar nicht mehr im Stande ihnen zu entreißen; aber die fränki-

ihren Reize vermachten eben so wenig, ganz Burgund sich zu unterwerfen, und die gänzliche Bezwingung und völlige Eroberung dieses Reiches konnte erst nach zwei oder drei Jahren, nachdem nämlich Thiederbert, nach dem Tode seines Vaters, den Thron von Austrasien bestiegen hatte, durch die verdienten Kräfte aller drei Könige, mühen der gesammten, mächtigen fränkischen Nation vollbracht werden.

5. Während Thiederbert und Clothar in Burgund alle Hände voll auf zu thun hatten, war Thiederich mit seinem, durch wilde germanische Völkerstämme verstärkten Heere in das schöne und fruchtbare Land der Auvergne gezogen. Die Provinz ward bald gezwungen, sich ihrem rechtmäßigen Oberherrn wieder zu unterwerfen; aber allen Begriff übersteigt der Greuß der Verwüstung, welchen Thiederich's raubgierige Schaaren über die ganze, eben so reizende als fruchtbare Oberfläche von Auvergne verbreiteten. Weinberge, Gärten, Landhäuser, Flecken und Dörfer wurden verbrannt und von Grund aus zerstört, und endlich ward bisweilen selbst des Heiligthums der Kirchen nicht mehr geschont. In Brivast hatten die Einwohner alle ihre Kostbarkeiten und was sie nur immer von Werth besaßen in die Kirche des heiligen Julianus geflüchtet. Ein Haufe nach Beute ausgehender Krieger war bis dahin vorgebrungen. Beim Anblicke einer mit Kostbarkeiten jeder Art angefüllten Kirche vergaßen sie alle vom Könige zum Schutze der Klöster, Kirchen und Kapellen gegebene Befehle. Sie machten einen Versuch, in die Kirche einzubrechen; aber die Thüren waren inwendig verriegelt und widerstanden ihrem Andränge. Ein Soldat, frecher als seine Kameraden, zerschlug ein Fenster der Kirche, stieg durch dasselbe in den Chor hinein und öffnete den Uebrigen den Eingang. Ohne einen Unterschied zu

machen zwischen dem, was der Kirche oder den Einwohnern gehörte, ward alles mit tempelräuberischer Eifertigkeit hinweggeschafft; der Altar und die Sacristei wurden geplündert, und die sacrale Beute ward vor den Thoren von Brivas getheilt. Diesen damals noch unbekannten, mithin unerhörten Frevel ließ jedoch König Theoderich nicht unbestraft. Die Urheber desselben wurden auf seinen Befehl hingerichtet, auch ward alles geraubte Gut der Kirche wieder zurückgegeben.

6. Nur die Hauptstadt der Provinz und die beiden festen Schlösser Jovolatrum (heute zu Tage Durtre) und Meriolac, trohten noch den Waffen ihres Oberherrn. Jovolatrum ward durch Verrätherei gewonnen. Ein schlechter Priester, Namens Proclus, dessen Seele mit einem schweren Verbrechen an belastet war, hatte sich ergeben, und nun verrieth arg an den Feind, gerade wieder vor derselben abzu- Seele ward geschonet, und Kirche geflüchtet hatte, an schlagen. Nicht so leicht, dglich war es den Franken, lac zu bemächtigen. Die sie lag auf einen schlossen, sich über die Bodenfläche halb der Festungswerke war und gerade so viel Ackerland hang zu ernähren. Das irmt, noch durch Hunger werden. Als die Franken wagten es fünfzig Mann er Burg den Felsen herab leicht noch einige Beute zu

finden, die nächstumliegende Gegend zu durchstreifen. Aber sie stießen auf eine weit stärkere feindliche Parthei und wurden von derselben sämmtlich zu Gefangenen gemacht. Dieser Fang hatte für die Franken wenig Werth; denn sie waren mit Gefangenen schon überladen, und Geld, so wenig es auch seyn mochte, war ihnen lieber als neue Gefangene. Den fünfzig Mann banden sie also die Hände auf den Rücken und führten sie wieder unter die Mauern von Meriolac zurück. Ueber dem entblößten Nacken der unglücklichen Schlachtopfer blühten gezückte Schwerter, und den Burgbewohnern wurde nun die Wahl gelassen, entweder ihre Freunde und Waffenbrüder unter ihren Augen niedermetzeln zu sehen, oder für jeden Kopf ungefähr einen Goldgulden zu bezahlen. Das unbedeutende Lösegeld ward erlegt und die Gefangenen wurden wieder freigegeben.

7. Aber auf das höchste erzürnt war Thiederich gegen die Hauptstadt der Provinz; er war entschlossen, eine furchtbare Rache an ihr zu nehmen; und als die Belagerung begann, erklärte er öffentlich, daß, wenn er Clermont erobert haben würde, er diese Stadt der Willkühr seiner Soldaten überlassen, ihre Ringmauern niederreißen und den Bischof von Clermont, den heiligen Quintian, auf immer aus der Provinz verbannen wolle. Die Besatzung leistete zwar tapfern Widerstand; aber es war vorauszu sehen, daß sie demungeachtet doch bald den wiederholten Angriffen der Feinde unterliegen müssen. In dieser allgemeinen Noth ward ein heiliger Bischof der Retter der trostlosen, schon ganz nahe am Rande ihres völligen Unterganges schwebenden Stadt. Nach einem vier und zwanzigstündigen, mit Gebet verbundenen Fasten hielt der heilige Quintian bei einbrechender Nacht mit seiner ganzen Geistlichkeit eine Prozes-

flon um die Mauern von Clermont; er sang Psalmen, vergoß häufige Thränen und flehete aus dem Innersten seines Herzens zu Gott um Erbarmung für die verlassenen, von einem furchtbaren Feinde so hart bedrängten Einwohner. Nicht unerhört blieb das Gebet des heiligen Greises — Quintian war damals ein und neunzig oder zwei und neunzig Jahre alt. — Noch in der nämlichen Nacht ward König Thiederich durch ein furchtbares Traumgesicht aus dem Schlafe geschreckt. Ganz außer sich sprang er aus dem Bette, verließ sein Zelt und lief besinnungslos einige hundert Schritte längs dem Lager hin. Endlich rief er einem seiner Vertrauten, Namens Hilping, und erzählte diesem, was ihm so eben widerfahren war. Der edle Franke bemerkte dem König, daß dieses Traumbild wohl ein Wink von der Hand der Allmacht seyn könnte; Quintian stünde im ganzen Lande im Rufe großer Heiligkeit, und das Gebet eines solchen Mannes wäre mächtiger, als ein ganzes Heer; er rathe ihm also, seinen Zorn fahren zu lassen und gelindere und mildere Wege gegen die Stadt zu versuchen. Thiederich befolgte den Rath des braven Hilping's, ließ der Stadt Clermont Gnade, Verzeihung und völlige Sicherheit der Personen wie des Eigenthums antragen, und die über diese königliche Milde höchst erfreuten Einwohner öffneten nun willig dem Könige die Thore ihrer Stadt. *) Bald darauf kam zwischen Thiederich

*) Bald darauf starb der heilige Quintian. Ungewöhnliche Milde gegen die Armen war ein vorherrschender Zug seines Herzens; aber seine, oft ganz grenzenlose Freigebigkeit gegen Dürftige und Nothleidende übertraf doch noch die äußerst zarte und schonungsvolle Weisheit, mit welcher er sie behandelte. Vor den Tümpeln eines Bettlers hatte er keine mehr Ehrethätigkeit, als vor dem verbrannten Gewand eines römisch-gallischen Senators. Ward ein Armer bei ihm gemeldet, so ließ er alles

und Childobert ein Vergleich zu Stande. Unter einem Eide versprachen beide sich gegenseitige Freundschaft und friedliches Benehmen. Thiederich ernannte hierauf einen seiner Verwandten, Namens Sigisbald,*) zum Statthalter von Auvergne, ließ sich zum Unterpfande der künftigen Treue der Einwohner eine Menge Geißeln ausliefern und zog mit seinem Heere nach Hause.

8. Die Zahl der Geißeln, welche König Thiederich nach Austrasien folgen mußte, war sehr groß und größtentheils eine auserlesene Schaar der edelsten Jünglinge aus den vornehmsten und ältesten Geschlechtern von Auvergne. Sie wurden an vornehme Franken vertheilt und unter deren Aufsicht gestellt. Aber leider! sollte bald Verlust der Freiheit und die niedrigste Knechtschaft das traurige Loos dieser hoffnungsvollen Jugend werden. Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich an Thiederich's Hoflager ein zur Hälfte ganz falsches und zur andern Hälfte höchst entstelltes Gerücht von einer abermaligen geheimen Verbindung zwischen Childobert und den Auvergnern; und ohne lange zu forschen, was an dieser Nachricht wahr oder falsch seyn könnte, ward nun sogleich die

stehen, um sich mit diesem zu beschäftigen; oder schickte auch auf der Stelle einen seiner Geistlichen, dem er dann gewöhnlich zu sagen pflegte: „eile, eile; vielleicht ist es „Jesus Christus selbst, welcher in der Gestalt eines Armen zu uns kommt.“ — Das Andenken des heiligen Quintian's ehrt die Kirche am 13. November.

*) Dieser Sigisbald machte dem heiligen Quintianus in dessen letzten Tagen noch sehr vielen Verdruß; aber nicht ungestraft; denn es dauerte nicht lange, so ward er ungerechter und drückender Verwaltung wegen bei König Thiederich angeklagt, gefangen nach Metz geführt, und bald darauf auf Thiederich's Befehl dort hingerichtet.

ganze edle Schaar der Geißeln in den Sklavenstand versetzt und von ihren neuen Herren zu den härtesten und niedrigsten Arbeiten verdammt. Nicht unmerklich würdig ist die Geschichte eines dieser Jünglinge, Namens Attalus, Nefen des damaligen Bischofes von Langres. Da dieser Bischof, ein Mann von hohem Verdienste, der Urgroßvater Gregor's von Tours war; so erzählt auch letzterer mit einer ganz besondern, selbst ziemlich redseligen und auch des mindesten Umstandes nicht vergessenden Vorliebe die sonderbaren Abenteuer des Nefen seines Urgroßvaters.

9. Unserm Geschichtschreiber, dem Gregor von Tours, zu Folge, war Attalus einem vornehmen, aber, wie es scheint, noch sehr rohen und wilden Franken in dem Distrikt von Trier zu Theil worden. Der Barbar machte den edeln Jüngling zu seinem Stallknecht und übertrug ihm die Wartung seiner Pferde. Der um das Schicksal seines Nefen äußerst bekümmerte Bischof sandte, um etwas von demselben zu erfahren, nach allen Seiten Rundschafter aus, und diesen gelang es endlich, nach langer und mühsamer Nachforschung, den Nefen ihres Herrn mitten in seiner niedrigen, seiner Geburt so ganz unwürdigen Beschäftigung zu entdecken. Sogleich ließ Gregor — so hieß der Bischof von Langres — ein sehr ansehnliches Lösegeld für die Freiheit seines Nefen dem Franken anbieten. Aber aus Stolz oder Geiz verschmähte dieser den ihm gemachten Antrag und erhob seine Forderung bis zu der übermäßigen Summe von zwölf Pfund Goldes. Gregor war außer Stande, diese für ihn und die damaligen Zeiten ganz ungeheure Summe zu bezahlen, mußte daher seinen Nefen dessen traurigem Geschicke überlassen, sank aber nach und nach in sichtbaren, immer mehr an seinem Herzen nagenden Gram.

10. Jedes Unglück, jedes Leiden hat seinen Wendepunkt; hat es diesen erreicht, dann naht auch die Hilfe, und oft gerade von einer Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet. Der Bischof Namens Leo, und ein Kummer seines, den Knechten seines was es wollte, aus

11. Ohne Zeit zu verlieren reiset Leo jetzt in die Gegend von Trier, entwirft dort allerlei Pläne, kann aber, trotz aller seiner Schlaubeit, weder den jungen Attalus sprechen, noch auch in das Haus dessen Herrn sich einschleichen. Jeder Verzögerung bald überdrüssig, geht der treue Diener zu einem Sklavensmäkler und sagt diesem, daß er ihn an einen gewissen fränkischen Herrn, in dessen Dienst er zu treten wünsche, als Sklave verlaufen könne. Mit beiden Händen ergreift der Mäkler eine so schöne Gelegenheit, Geld zu gewinnen, führt den Leo zu dem Franken; und dieser, ungemein erfreut, als er hörte, daß der ihm angetragene Sklave ein in allen Künsten der Hochkunst höchst erfahrener, seines Gleichen suchender Koch sey, kauft ihn, ohne lange zu handeln, sogleich für zwölf Goldstücke.

12. Attalus und nunmehr auch Leo's Herr liebte die Freuden der Tafel bis zur Unmäßigkeit, und setzte seinen vorzüglichen Stolz darin, die mit ihm schwelgenden Gäste durch die seltensten und ausgesuchtesten Lederhissen, die sie selbst an der Tafel des Königs nicht finden würden, zu überraschen und zu erfreuen. Leo entsprach vollkommen den Wünschen seines Herrn; täglich wurde dessen Tafel mehr gerühmt; und je mehr diese gerühmt ward, je höher stieg Leo in der Gunst,

seines Herrn, und zwar so, daß dieser nach Verlauf eines Jahres ihm sein ganzes Hauswesen anvertraute und ihn über alle seine übrigen Diener setzte.

13. Dem Ziele seiner Wünsche war nun Leo ziemlich nahe gerückt. Als daher eines Tages sein Herr wieder eine Menge Freunde und Anverwandte eingeladen hatte und alle Gäste, nach einer halben, an der Tafel durchschwelgten Nacht, völlig betrunken und taumelnd nach ihrem Lager gewankt waren, ging Leo in den Stall zu dem Attalus; weckte ihn auf und sagte ihm, daß er sich schnell ankleiden, zwei Pferde satteln und zur Flucht sich jeden Augenblick bereit halten möchte. Als Leo glaubte, daß sein Herr jetzt in dem ersten, mithin tiefsten Schlafe versunken seyn mußte, ging er in dessen Gemach, entwendete ihm Speer und Schild; schloß dann die große Hofthüre auf, half dem Attalus die Pferde leise aus dem Stalle ziehen, setzte sich mit ihm zu Pferde und ermahnte ihn, nun wo es Leben und Freiheit gelte, der flüchtigen Kasse ja nicht zu schonen.

14. Aus Besorgniß, daß sie, wenn man ihnen nachsetzte, sich mit ihren Pferden nicht so leicht würden verbergen können, stiegen sie ab, sobald sie das Ufer der Mosel erreicht hatten, ließen die Thiere laufen und erreichten durch Schwimmen das jenseitige Ufer. Drei Tage und drei Nächte irrten sie in den anstoßenden, ungeheuern Wäldern herum; bloß von wilden Baumfrüchten, vorzüglich von wilden Pflaumen sich nährend. Auf einmal hören sie das Geräusch mehrerer Pferde. Schnell verbergen sie sich in das dunkelste Dickicht, erkennen jedoch bald zu ihrem größtem Schrecken ihren Herrn unter den Reitern, und hören sogar, wie er zu seinen Begleitern sagt, daß, wenn er die flüchtigen Schelme einholen würde, er

mit eigener Hand den Einen in Stücken zerhacken, den Andern aber an dem nächsten besten Baume aufhängen lassen wolle.

15. Nach vielen Mühseligkeiten und Widerständen denen Kängeln führte ihr guter Schutzgeist sie endlich zu der einsam gelegenen Wohnung eines Priesters in der Oberpfalz von Rheims. In diese treten sie ein, nachdem den frommen Bewohner derselben in wenigen Worten mit ihrem Stande und ihren Schicksalen bekannt und überlassen alles Uebrige dem Gefühle seines eigenen Herzens. Was in seinen Kräften stand, that jetzt der gottesfürchtige Priester, labte ihre erschöpften Körper mit Speise und Trank; verbrachte einige Zeit gegen die Nachforschungen ihrer Feinde und führte sie selbst, da er aller Wege und Nebenwege kundig war, über die Grenzen des austrasischen Reiches, und endlich nach Langres in die Arme des Bischofes.

16. Gregor vergoß Thränen der Freude, als er seinen längst schon für immer verloren gehaltenen Knechten wieder umarmte. Beide dankten Gott für die glückliche Rettung; aber der treue und kühne Leo wurde nebst seiner ganzen Familie von dem Bischofe sogleich in Freiheit gesetzt, erhielt noch überdies einen schönen und einträglichen Waterhof und durchlebte nun alle seine übrigen Jahre in Gemächlichkeit und Ruhe.

XXV.

1. Thiederich's lauernder Aufmerksamkeit war der zerrüttete, von allen Seiten gefährdete Zustand des ostgothischen Reiches nicht entgangen; auch nicht

die Entkräftung der durch ihre letzte Niederlage geschwächten Westgothen. Daß der König von Austrasien diesen Zusammenfluß ihm so günstiger Verhältnisse zu seinem Vortheile benutzen werde; dieß war von einem so kriegerischen, stets mit neuen Eroberungsplänen sich beschäftigenden Fürsten zu erwarten. Mit seinem Bruder, dem Könige von Coissons, trat er also in Bund, um den Ost- und Westgothen alles, was sie noch in Gallien besaßen, zu entreißen. Da Clothar jetzt gegen Burgund Krieg führte, gab er seinem ältesten Sohne Guntram den Auftrag, mit einem Heere gegen die westgothischen Besitzungen vorzurücken. Aber Guntram kam nur bis in die Landschaft Rouergue, hielt sich hier eine kurze Zeit auf und zog dann unverrichteter Dinge wieder nach Hause.

2. Aber desto thätiger war Theodebert, König Theoderich's Sohn. Er nahm den Westgothen, während deren neuer König Theudeb in dem Innern seines Reiches jenseits der Pyrenäen mehr, als ihm lieb sein konnte, beschäftigt war, eine Stadt nach der andern, ein festes Schloß nach dem andern hinweg. Diese Operationen, waren, indessen, bloß strategische Vorbereitungen, welche einer ungleich wichtigern Eroberung, nämlich jener der ganzen Provence, vorgehen sollten. Wirklich unternahm auch Theodebert, schon in diesem Feldzuge die Belagerung von Arles. Aber die ostgothische Besatzung leistete tapfern Widerstand, die Belagerung zog sich in die Länge, und die günstige Jahreszeit war größtentheils verstrichen. Theodebert nahm also den ihm gemachten Antrag an, und zog gegen eine sehr bedeutende Summe Geldes, welche die Einwohner ihm auszahlten, vor der Stadt wieder ab.

3. Indessen eroberte Theodebert doch verschie-

denk fest
unter a
Befehls
Namen
Heer h
war.
lassen,
ebenfall
des nod
ria lief
Helden,
er möge
men.

that all
schmach
erhöhen
Prinzen
gleich b

selt ward, nun auch ihrer Seite zum Gefangenen.
Zwar war Theodebert erst unlängst mit Bisigardis,
des longobardischen Königs Waco Tochter, vermählt
worden, auch hatte, wie wir so eben gehört, Deu-
theria schon einen Gemahl; aber alles dieses waren
damals nur schwache Hindernisse, sobald es darauf
ankam, die Begierden eines Königs oder mächtigen
Großen zu befriedigen, und der Prinz nahm von der
Stunde an nun auch Deutheria zu sich in sein Bett.*)

*) Als Theodebert
Deutheria zu si-
ehnte sie, wie i-
Franken wurde
laut darüber, d-
fin; diese ihm
vernachlässige.
liebte auf einige

ließ er die
ndelte und
Aber seine
d murrten
e Prinzess-
in, völlig
seine Ge-
auf zu sei-

4. Theodebert ging hierauf nach Auvergne und rüstete sich zu dem nächst bevorstehenden Feldzuge. Aber mitten in den Entwürfen seines Ehrgeizes und seinen weit aussehenden Eroberungsplanen ward jetzt König Thiederich plötzlich von dem Tode hinweggerafft. Auf die erste Nachricht von der gefährlichen Krankheit seines Vaters, ließ Theodebert seine Deutheria in Auvergne und eilte nach Metz zurück. Er fand seinen Vater noch am Leben und erst einige Tage nachher verschied König Thiederich in den Armen seines Sohnes. — Den großen Eigenschaften des Verstorbenen hielten dessen nicht minder große Laster beinahe das Gleichgewicht. Thiederich herrschte mit Weisheit und Kraft und wußte durch sein Ansehen die Franken und andere wilde Nationen, die er seiner Herrschaft unterworfen hatte, in Keitem Gehorsame zu erhalten. Selbst kriegerisch und des Krieges nicht unkundig, lebte er in ununterbrochener Fehde, ohne jedoch sich jemals darum zu bekümmern, ob die Ursachen seiner Kriege auch gerecht oder ungerecht wären. Ueberdies

ner rechtmäßigen Gemahlin zurück, lebte mit derselben in der größten Eintracht, fing an, die Thorheiten seiner Jugend zu bereuen, und vergaß darüber seine Geliebten so sehr, daß er, als Wigardis starb, nicht die Deutheria, sondern eine Andere zur Ehe nahm. — Wie es um das Herz der schönen Deutheria beschaffen gewesen seyn muß, läßt sich daraus abnehmen, daß sie ihre Tochter, als deren jugendliche Schöne sich zu entfalten anfang, und die Mutter befürchtete, daß das wandelbare Herz des Königs ihr dadurch könnte entzogen werden, sammt der Sänfte, an welche vorsätzlich zwei ausgesucht wilde Ochsen gespannt wurden, in einen Fluß stürzen und darin ersäufen ließ. — Uebrigens hatte Theodebert von seinen zwei rechtmäßigen Gemahlinnen keine Kinder, sondern bloß von der Deutheria einen Sohn, Namens Theobald, welcher ihm auch nachher in der Regierung folgte.

war er heftig, aufbrausend und furchtbar in seinen Auswüthungen; dabei verschmigt, Meister in der Betrugskunst und treulos ohne Gleichen. Seiner Ehrgeize und seiner Herrschsucht war kein Opfer zu theuer, und um zu seinem Zwecke zu gelangen, ihm kein Mittel zu schlecht, wie verworfen an sich es nur immer auch seyn mochte. Die Güter, welche er der Kirche von Rheims schenkte, sind Beweise seiner Ehrfurcht, wenigstens für das äußere Gewand der Religion. Aber obgleich selbst nicht immer tugendhaft, mußte er dennoch die Tugend in Andern zu ehren, und bei heiligen Nicetas erhob er bloß deswegen auf den Stuhl von Trier, um ihn für die Freimüthigkeit zu belohnen, mit welcher derselbe ihn öfters wegen seinen Betrüngen und Lastern mit Worten bestraft hatte. An Staatsklugheit und kriegerischem Talente übertraf er indessen bei weitem seine Brüder. Er starb im fünfzigsten Jahre seines Alters und im drei- und zwanzigsten seiner Regierung. Ihm wird eine Art von Eoder oder Geseßsammlung zugeschrieben, welche die Geseze der Franken, Alemannen, Thüringer und Bayern enthielt. Um die Geseze der überwundenen Völker mit jenen der Franken in größere Uebereinstimmung zu bringen, ward an jenen Manches von ihm geändert, Verschiedenes noch hinzugefüget, aber alles, was auf das Heidenthum Bezug hatte oder Spuren davon enthielt, völlig unterdrückt und in die Geseßsammlung nicht aufgenommen. Hat König Theoderich von Austraßen wirklich diese Geseßsammlung veranstaltet; dann kann es auch keine Frage mehr seyn, ob die Bayern damals schon unter der fränkischen Oberherrschaft standen. Aber Jenes ist noch immer ein historisches Problem und nichts weniger, als vollkommen erwiesen.

5. Theodebert war noch zu rechter Zeit im Arz-

angekommen, um die zu Gunsten seiner beiden Oheime, die ihn des väterlichen Reiches berauben wollten, sich erhebenden Faktionen zu unterdrücken. Geld und Geschenke theilte er unter seine Lehnleute aus und ward, von diesen unterstützt, gleich nach dem Tode seines Vaters von der Nation als König anerkannt. Wirklich waren Clothar und Childebert schon mit einem Heere auf dem Wege, um Ausstrassen unter

Sie glaubten den Theodebert noch
 ften wenigstens, ihn unvorbereitet
 ls sie aber sahen, daß er in einer
 ihnen die Spitze bieten zu können,
 athsamer, einen Vergleich mit ihm
 erkannten sein Recht auf das Kö-
 i; und er versprach seiner Seite
 ihnen, zur Eroberung Burgund's nun seine Streit-
 kräfte mit den übrigen zu vereinigen.

6. Der Gesamtmacht der jetzt schon so angeschwollenen fränkischen Monarchie vermochte Godemar nicht zu widerstehen. Demungeachtet wagte er noch eine Schlacht, ward aber besiegt und fiel bald darauf in die Hände seiner Feinde. Was aus ihm geworden ist, weiß man nicht, denn von jetzt an verschwindet er aus der Geschichte und das burgundische Reich ward unter Clothar, Childebert und Theodebert getheilt (534).

7. Theodebert hatte alle große Eigenschaften seines Vaters und Großvaters, jedoch ohne deren Laster geerbt. Der Bischof Marius von Lausanne nennt ihn in seiner Chronik den großen König der Franken, und wirklich war Theodebert von allen bisherigen fränkischen Königen unstreitig der Größte. Eben so kriegerisch, tapfer und unerschrocken als Chlodowig und Childebert, zeigte er bei den größten Gefahren

eine Herrlichkeit und Gegenwart des Geistes, die selbst die Bewunderung griechischer Geschichtschreiber erregten. Er herrschte mit Weisheit, Gerechtigkeit und Milde; gewann durch Liebe die Herzen aller seiner Unterthanen; und seine Menschenfreundlichkeit von leugnete sich selbst nicht gegen Feinde oder Feinde; denn gar oft kaufte er mit dem Erlöse aus seinem eignen Schatze von seinen Feinden deren Gefangene los und überließ denselben wieder ihre Freiheit. Seine kühnste Leidenschaft war. Daphnia war bloß ein Mädchen seiner Jugend; denn nachdem er sie entlassen hatte, lebte er fortan in trübsamer Zucht mit seiner Gemahlin. Seine Frömmigkeit war groß und ungeschmeichelt, und bestand nicht bloß darin, daß er einige Klöster stifte, die Klöcher besuchte und deren Diener ehrte; sondern daß er seine Leidenschaften zügelte, seine Begierden mäßigte, die Befürungen seiner Jugend aufrichtig betrachte, Gott wahrhaft fürchtete und dessen strenge Gebote stets vor Augen hatte. Den schönsten Beweis hiefür liefert ein Brief des heiligen Aurelianus von Arles an König Theodebert. Der heilige Bischof, dessen gutes Gewissen ihm auch nicht die mindeste Unwahrheit wurde erlaubt haben, ertheilt darin des Königs Frömmigkeit die größten Lobspätze und ermahnt ihn, der strengen Rechenschaft stets eingedenk zu seyn, die er über die geringste seiner Handlungen einst vor Könige aller Könige würde abzulegen haben. Da Theodebert durch die trefflichen Eigenschaften seines Herzens eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther aller seiner Unterthanen erlangt hatte: so ward sein Regiment auch im Auslande t. Die Würde und d. Die Krone mußte d. wichtigen Kaiser des Oc d. wichtigen als es Justinia d. Herrschaft

den Beinamen *Franciscus* anzunehmen; nahm Theodorich feierlich in Rom den Titel *Augustus* an. Aber hierbei wurde der seiner Würde bewußte fränkische Monarch es lange doch nicht haben bewenden lassen. An der Spitze von hunderttausend Franken waren schon fest entschlossen, durch Pannonien, in Thracien und Syrien einzurücken, und den alsdann in seinem Palaste zitternden Justinian vielleicht selbst in Constantinopel zu besuchen; und sicher würde er dieses letzte Unternehmen ausgeführt haben, hätte nicht der Tod seinem Leben und seiner Regierung ein für Frankreichs Glück leider! zu frühes Ziel gesetzt. Der König wollte auf der Jagd einen wilden Stier erlegen; aber das Thier, um dem Wurfspeer auszuweichen, rannte einen Baum über den Haufen, und durch den Fall desselben erhielt der König eine Wunde, welche, wo nicht noch an dem nämlichen Tage, doch gleich wenige Tage nachher seinem Leben ein Ende machte. Theodorich starb in einem Alter zwischen fünf und vierzig und fünfzig Jahren, und in dem vierzehnten einer größtentheils sehr ruhmvollen, und dabei alle seinem Zepter unterworfenen Völker höchst beglückenden Regierung (548).

A. Schade, daß in einem so herrlichen Charakter die Geschichte dennoch einen, den Glanz so vieler andern Tugenden oft nicht wenig trübenden Flecken zu

*) In der Medaillen-Sammlung des Collegiums Ludwig's XIV. in Paris befand sich lange Zeit eine, schon großen Seltenheit wegen, äußerst kostbare Münze aus den Zeiten Theodorich's, worauf das Bild dieses Königs mit allen kaiserlichen Insignien, nebst der Legende geprägt war: *Dominus noster Theodebertus Augustus*. Man sehe des gelehrten französischen Jesuiten Longueville's Geschichte der Gallicanischen Kirche, T. 2. p. 497.

rügen hat. Eine gar zu geringe Achtung für die Treue
 geschlossener Verträge und deren öfters zahllose
 Verletzung werden König Theodebert nicht mit Unrecht
 zum Vorwurfe gemacht. Gleich in den ersten Jahren
 seiner Regierung hatte Theodebert mit Kaiser Justinian,
 der damals mit den Gothen in Italien in einen Krieg
 auf Leben und Tod verwickelt war, ein Bündniß ge-
 schlossen; aber einige Monate nachher schloß er ein
 ähnliches Bündniß auch mit den Gothen. Diese tra-
 ten ihm jetzt die Provence und jenen Theil von Rhä-
 tien ab, welchen der große Theodorich den Allemann-
 nen einst eingeräumt hatte. Die ganze allemannische
 Nation kam dadurch zu dem fränkischen Reiche, und
 die beiden tapfern Brüder Leutharis und Buella,
 zwei allemannische Herzoge, erneuerten bald darauf
 in Italien das Andenken an den ehemaligen Waffen-
 ruh ihrer kriegerischen Landleute. Die Provence
 theilte Theoderich's Sohn mit seinen beiden Brüdern
 Clothar und Childebert; aber Rhätien ward mit dem
 austrasischen Reiche vereint, und Theodebert's Herr-
 schaft erstreckte sich nun bis an den Leib.

9. Dieser nicht unbedeutenden Abtretungen un-
 geachtet, betrog Theodebert dennoch die Gothen, so
 wie er vorher schon den Kaiser betrogen hatte. Unter
 der Maske eines Bundesgenossen schickte er ein Heer
 nach Italien. Die Gothen, welche die Franken als
 Hülfsvölker betrachteten, ließen alle Pässe unbefest.
 Ungehindert gingen die Franken also auch über den Po;
 aber kaum hatten sie ihren Uebergang über diesen wich-
 tigen Fluß bewerkstelliget, als sie die jenseits desselben
 stehenden schwachen gothischen Corps in Stücke hie-
 ben, hierauf die große gothische Armee angriffen, und
 diese, so wie zugleich auch die nicht minder überrasch-
 ten, ihrer Meinung nach mit den Franken in freunds-
 lichem Vernehmen stehenden Römer, völlig auf das

Haupt Thaten: Dieser doppelte Sieg hatte noch keine Folgen. Beständige Kriegen, welche unter dem fränkischen Heere ausbrachen, zwangen dasselbe, bald darauf wieder über die Alpen zurückzugehen; und eine durch Treulosigkeit besleckte Ehre, nebst dem völligen Verluste alles Vertrauens bei den Römern, wie bei den Gothen, waren die einzigen Früchte dieses wahrhaft schelmischen Feldzuges. Erst gegen das Ende seiner Regierung schloß Theodebert, als Justinian's lächerliche Großsprecherei ihn beleidigt hatte, einen aufrichtigen Bund mit den Gothen; und wahrscheinlich würde die mächtige Diversion der Franken das gothische Reich gerettet und den Kaiser gezwungen haben, zu seinem eigenen Schutze seine Truppen aus Italien zurückzurufen. Aber Justinian's glückliches Gestirn befreiete das römische Reich von der ihm drohenden Gefahr, und Theodebert's unvorsehener, frühzeitiger Tod machte allen fernern Besorgnissen des Kaisers ein Ende.

10. An einem andern Kriege zwischen seinen beiden Oheimen Childobert und Clothar nahm Theodebert ebenfalls einen thätigen Antheil. Den fränkischen Geschichtschreibern hat es nicht gefallen, uns die Ursachen wissen zu lassen, warum die beiden Brüder sich entzweit hätten. Clothar war mit einem starken Heere in Childobert's Gebiet eingefallen und, alles verheerend und verwüstend, mit demselben schon bis an die Mündung der Seine vorgeedrungen. Aber Theodebert kam jetzt dem Könige von Paris zu Hülfe. Die beiden vereinten Heere waren ungleich stärker und zahlreicher, als jedes des Königs von Oissons. Clothar wurde von Feinden völlig umringt und in seinem Lager eingeschlossen. Sein Untergang schien unvermeidlich, und eine Theilung seiner Länder war allem Ansehen nach in dem Rathe seiner übermächtigen Feinde schon

entschieden. Aber die fromme Glathildis war bei Zeiten von dem verderblichen Bruderzwiste benachrichtigt worden. Ganze Stunden lang lag sie mit der heiligen Rabegundis, Clothar's ehemaliger Gemahlin, an dem Grabe des heiligen Martinus auf ihren Knien und suchte zu Gott, daß Er die feindlichen Herzen säusligen und ihre beiden Söhne, die sie mit gleicher Gärlichkeit liebte, ihr noch länger erhalten möchte. Das Gebet der gebeugten, trauernden Mutter ward erhört. — In der Nacht, welche dem Tage voranging, an welchem Clothar's Lager sollte erstürmt werden, brach plötzlich ein schreckliches, bei Menschen gedanken unerhörtes, mit furchtbarem Blitze, Donner und Hagel vermishtes Ungewitter aus. Raums das Childebert's und Theodebert's Soldaten sich gegen den, wie Steine herabströmenden Hagel mit ihren Schilden noch schützen konnten. Viele davon wurden theils leicht, zum Theile auch ziemlich schwer verwundet. Unter schrecklichen Donnerschlägen und ununterbrochen die Finsterniß durchzuckenden Blitzen tobte das Unwetter die ganze Nacht hindurch fort. Die Belagerer hielten es für eine übernatürliche Erscheinung, für ein schreckbares Vorzeichen der Ereignisse des kommenden Tages. Selbst Theodebert glaubte in dem rollenden Donner die dräuende Stimme des über den unnatürlichen Bruderzwist erzürnten Gottes zu hören. Er rieth seinem Oheime Childebert, sich mit Clothar auszusöhnen. Dieß geschah gleich am Morgen des folgenden Tages; und die, welche noch vor wenigen Stunden sich gegenseitigen Untergang und Tod geschworen hatten, zogen nun vollkommen gesöhnt, freundlich und friedlich mit ihren Heeren wieder nach Hause. *)

*) Alle alten fränkischen Geschichtschreiber erzählen dieses

11. Aber unverträglich waren Ruhe und Friede mit dem unruhigen, kriegerischen Geiste der Franken und ihrer Fürsten. Clothar und Ethilbert vereinigten sich zu einem Zuge nach Spanien; gingen über die Pyrenäen, plünderten und verheerten die Landschafts Carragon, belagerten fruchtlos Saragossa, wurden von Theudes geschlagen und gingen wieder nach Frankreich zurück. Um diese Schmach zu rächen, fielen sie im folgenden Jahre in Languedoc ein, schlugen nun auch ihrer Seits die Westgothen, und schlossen damit mit Theudes wieder Frieden.

12. Bald nach Theodebert starb auch die verwittwete Königin Clothildis. Glühendes Verlangen, den Mord ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Brüder an der Familie des Mörders derselben zu rächen, ist der einzige Makel, welcher ihren, in allem übrigen tadellosen, großen und edeln Charakter befleckt. Aber die trüben Tage, welche Gott über sie kommen ließ, und die schweren Leiden, die Er ihr auflegte, läuterten ihr Herz und ihre Tugend; und von dem Tage an, wo sie nach dem Tode ihrer geliebten Enkel sich auf immer nach Tours zurückzog, war ihr ganzes Leben durchaus das Leben einer wahren Heiligen.

Ereigniß gerade so, wie wir es jetzt unsern Lesern mitgetheilt haben, und betrachten es zugleich als ein offenes Wunder. Möge indessen das schreckliche Ungewitter bloß eine gewöhnliche, nur jetzt besonders furchtbare Naturerscheinung gewesen seyn; so ward dadurch doch immer der wohlthätige Zweck der, auf das vertrauensvolle Gebet zweier heiligen Frauen, wohlgefällig herabblühenden Vorsehung vollkommen erreicht. Die ganze Natur, alle Elemente, alle geschaffene lebende und leblose Wesen sind Diener des allerheiligsten Willens Gottes; und Alle dienen ihm mit Jubel und Freude, nur leider! nicht — der Mensch.

13. Dem König Theodebert folgte dessen kaum noch dreizehn oder vierzehnjähriger Prinz Theobald auf dem Throne von Austrasien. Der junge Monarch hatte alle sanfte Eigenschaften des Herzens fruchtbar; er war gütig, herablassend, gegen jedermann freundlich und mild; schien aber den Frieden zu lieben, verlor daher bald die von seinem Vater jenseits der Alpen errungenen Besitzungen und starb schon in dem siebenten Jahre seiner Regierung, da er kaum ein Alter von zwanzig oder ein und zwanzig Jahren erreicht hatte (555).

14. Theobald war mit Baldrada, einer longobardischen Prinzessin, vermählt gewesen, hatte aber mit ihr keine Kinder gezeugt. Als er starb, lag auch der eine seiner Großväter, Childebert, zu Paris gefährlich krank. Clothar nahm also allein von dem ganzen Königreiche Austrasien Besitz; und da drei Jahre nachher auch Childebert kinderlos starb; so ward die, nun wahrhaft ungeheure fränkische Monarchie jetzt wieder unter dem Scepter eines Einzigen vereint (558). *)

*) Childebert hatte sieben und vierzig Jahre geherrscht. Er war ungleich besser, als sein Bruder Clothar. Einstimmig versichern alle französischen Geschichtschreiber, daß er den Frevel, dessen er sich durch Theilnahme an der Ermordung der Kinder seines Bruders Clodomer schuldig gemacht, aufrichtig und schmerzhaft bereut habe. Vier zu Orléans, eines zu Arles und zwei zu Paris gehaltenen Concilien beweisen, wie sehr ihm die Aufrechterhaltung heiliger Canons und heilsamer Kirchendisziplin am Herzen lag. Zu allgemeiner Verbreitung des Christenthums unter den Franken wirkte er thätig mit, und ohne jedoch den Heiden das Christenthum aufzudrängen zu wollen, verboten seine Edikte nur die fernere Uebung dämonischen Grolls und heidnischen Aberglaubens. Von seinen Unterthanen ward er allgemein betrauert, vorzüglich aber von den Einwohnern von Paris, welche öfter, als die übrigen, Beweise seiner Milde erhalten hatten.

XXVI.

1. Während Bigamie, Blutschande, Grausamkeit und Kreullosigkeit, im Bunde mit so manchen andern Lastern, theils auf dem Throne, theils in den Palästen der Großen herrschten; standen die Kirchen Galliens noch immer in der vollen Blüthe ihrer, ihrem gleichsam zum Erbe gewordenen Heiligkeit. Auch in der gegenwärtigen Periode begegnet wir wieder in den Ländern Galliens einer Menge gleichzeitiger; heiliger und mit Wissenschaft geschmückter Bischöfe, heiliger Aebte und Mönche, frommer, strenge büssender Einsiedler und Gott vorzüglich geweihter und Stark von ganzem Herzen anhangender, heiliger Frauen und Jungfrauen. Ueberblickt man die glänzende Reihe dieser, von Anbeginn in dem Buche des Lebens aufgezeichneten Namen; erwägt man den reinen, durch jede höhere Tugend ausgezeichneten Wandel so vieler hohen und niedern Diener der Kirche, ihr segensvoll les, stets innerhalb des Kreises ihrer heiligen Berufsgeschäfte eingeschlossenes Wirken, ihre thätige, oft mit den größten Selbstaufopferungen verbundene Nächstenliebe, ihren unermüdeten Eifer, durch Belehrung der Heiden, die Grenzen des Reiches Gottes hier auf Erden zu erweitern, die vielen wohlthätigen, das zeitliche wie ewige Wohl der Menschen bezweckenden Anstalten, welche zu jener Zeit aus ihren Händen hervorgingen, und endlich die vielen, der Welt zum Zeugniß, auf sie ausgegossenen Wundergaben des heiligen Geistes; so möchte man sich wohl berechtigt fühlen, zu sagen, daß die gallische Kirche damals mit einem wahrhaft himmlischen Glanze, vor allen übrigen Kirchen des Abendlandes hervorleuchtete. Wie oft mögen solche Männer, die in der Geschichte wie Wesen einer andern Welt und einer höhern Natur er-

schauen, nicht die Rechte des Höchsten sehen, wie
manches schon heranziehende Strafgericht vom Land
und Volk abgewandt, und wie vieles, das dem Ver-
derben dienen sollte, nicht in Fülle des Segens ver-
wandelt haben!

2. An den heiligen Reigen großer, von Gott
vorzüglich verherrlichter, gallischer Bischöfe, deren
wir schon in dem vorigen Zeitraume erwähnten, wie
z. B. des heiligen Remigius von Rheims, des heiligen
Bedaſtus von Arles, des heiligen Cäsarius von Ar-
les u. schließt sich nun eine nicht minder glänzende
Schaar eben so verdienstvoller, von Gott gewährter,
nur später auf bischöfliche Stühle erhobener, heiliger
Oberhirten an. Aus der großen Anzahl der in dem
Kirchen Galliens flammenden Leuchten heben wir jetzt
nur diejenigen hier aus, deren Leben und Wirken,
pfeilschneller verflochten in die Ereignisse der Zeit, wie
in die Schicksale der Kirche, daher auch für die Ge-
schichte, jedoch bloß in dieser Hinsicht ein größeres
Interesse darbietet. Zu diesen gehören der heilige
Medardus von Noyon, der heilige Eleutherus vom
Tournai, der heilige Albinus von Angers, der heilige
Pantagathus von Bienne, der heilige Vigor von
Bayeux, der heilige Arladius von Burg, der heilige
Agricola von Chalons, der heilige Quintianus von
Clermont, der heilige Aurelianus von Arles, und end-
lich der heilige Nicetius von Trier; und an der Spitze
dieser langen Reihe älterer und jüngerer heiliger Zeitge-
nossen stehen auch jetzt noch die ehrwürdigen heiligen
Bischöfe Remigius und Bedastus, die, obgleich in grei-
sendem Alter, doch noch immer in der ganzen Fülle
männlicher, so geistiger wie körperlicher Kräfte blüheten.

3. Der heilige Medardus hatte einen vornehmen Fortun. vii.
fränkischen Herrn, Namens Nektar, zum Vater, und 4. Mod.

eine gallische Dame, welche Protagia hieß, zur Mutter. Von seiner zartesten Kindheit an zeigte er eine ungemein liebevolle Theilnahme an dem Schicksale jedes Armen oder Dürftigen. Wenn er die Heerden seines Vaters weidete^{*)}, gab er oft das ganze Mittagmahl, welches er für sich mit auf die Flur genommen hatte, dem ersten besten Armen; und litt dann selbst den ganzen Tag über Hunger. Eben so kam er nicht selten ohne Gewand nach Hause; indem es seinem liebevollen Herzen eben so viele Freude machte, einen Nackenden zu kleiden, als einen Hungerigen zu speisen. Als er, mehr herangewachsen, von seinen Eltern in die Schule geschickt ward, lernte er da einen ältern Knaben, Namens Cleutherus, kennen; diesen liebte er mehr, als alle anderen; und sein sanftes, jedem lebenden Wesen sich liebevoll anschmiegendes Herz hing ihm mit der zärtlichsten Freundschaft an. Das Band, welches beide edle jugendliche Herzen an einander knüpfte, war ein heiliges Band, welches, wie wir gleich sehen werden; selbst der Tod nicht völlig trennen konnte. Es ist dieses der nämliche Cleutherus, den man nachher den heiligen Cleutherus nannte, der Bischof von Tournai ward und welchem Medardus in seiner Jugend schon vorhergesagt hatte, daß er einst einen bischöflichen Stuhl besteigen würde.

*) Die schlichte primitive Einfachheit der alten Helidenzeit neben der größten Verdorbenheit civilisirter Völker ist in der fränkischen Geschichte dieser Periode eine Erscheinung, welche keinem sinnigen Forscher derselben entgehen wird. Das Hüten oder Weiden der Heerden war, wie bei Homers Königen, auch bei den alten Franken nichts weniger als ein erniedrigendes, sondern vielmehr ganz ehrenvolles Geschäft, welchem Kinder aus den vornehmsten Häusern, ja selbst die Töchter aus denselben, ohne bei dem Volke von ihrem Ansehen zu verlieren, füglich obliegen konnten.

4. Rechte Jugend mundet nie anderts als an der Seite himmlischer Demuth; daher will jene auch nicht scheinen, nicht gekannt seyn; Ihr feurigstes Verlangen ist, sich den Blicken der Menschen zu entziehen; und ewig unbekannt würden der Geschichte die größten und heiligsten Männer geblieben seyn, hätte sie nicht die Hand der Vorsehung gleichsam mit Gewalt hervorgezogen und, zum Beispiel, wie zur Belehrung der Welt, sie höher gestellt. Aus diesem Grunde ward auch der heilige Medardus erst in sehr hohem Alter, und nachdem er schon das siebzigste Jahr seines Lebens überschritten hatte, von dem heiligen Remigius in dem Jahre 530 zum Bischöfe von Bermandois geweiht. Diese Erhöhung war bloß eine Folge des endlich über ganz Gallien verbreiteten Rufes seiner Heiligkeit. Der größern Sicherheit seiner Kirche wegen, verlegte Medardus den bischöflichen Sitz von Bermandois nach der festen, gegen feindliche Anfälle daher mehr schützenden Burg Noyon.

5. Nichts beweiset mehr das große Ansehen dieses heiligen Bischofes, und die Ehrfurcht, welche selbst die Kirche für ihn hatte, als daß diese rücksichtlich seiner sogar mit den auf mehreren Concilien gegebenen und erneuerten heiligen Canons und kirchlichen Satzungen eine Ausnahme machte. Der heilige Cleutherus, Bischof von Tournai war im Jahre 531 gestorben. Bloß um das Andenken des Freundes seiner Jugend, wie seines männlichen und greisenden Alters, durch seine Gegenwart bei dessen Beerdigung zu ehren, begab sich Medardus nach dem alten Tornacum. Aber die um ihren Gemahl trauernde Kirche von Tournai bedurfte eines kräftigen Beistandes; und so fügte, wahrscheinlich auf die Fürbitte des so eben verstorbenen heiligen Cleutherus, es nun Golt, daß der König, das Volk und die gesammte Geistlichkeit einstimmig den heiligen

Medardus zum Bischöfe von Tournai ernannten. Mit der Genehmigung des römischen Stuhles wurden auch die Kirchen von Noyon und Tournai unter dem gemeinschaftlichen Hirtenstabe des heiligen Medardus vereinigt: ein Verein, welcher sechshundert Jahre hindurch bestand, in welchem langen Zeitraum beide Kirchen, obgleich jede ihre eigene Kathedralkirche hatte und in dem Besitze ihrer besondern Rechte blieb, dennoch stets nur von einem und demselben Bischöfe regiert wurden.

6. Beide Kirchen erfüllte Medardus nun mit dem Wohlgeruche seiner Heiligkeit; aber vorzüglich war es die Kirche von Tournai, welche seinem apostolischen Eifer jetzt einen ungleich größern Spielraum eröffnete. In der sehr ausgedehnten Diocese von Tournai gab es damals noch viele Heiden. Ungleich größer war freilich deren Anzahl, als Medardus Vorgänger, der heilige Eleutherus, zu diesem bischöflichen Sitze erhoben ward. Selbst die mehrsten Bewohner der Stadt waren Götzendiener, erregten dem heiligen Eleutherus viele Drangsale und stellten sogar einigemal seinem Leben durch Hinterlist nach. Aber Eleutherus war ein Mann mächtig in Reden und Thaten. Auf sein Gebot verschwand plötzlich eine verheerende Seuche, welche in der Stadt und umliegenden Gegend schon eine Menge Menschen hinweggerafft hatte. Ein todes Mädchen rief er wieder in das Leben zurück. Die Predigten des Bischofes, verbunden mit solcher Wunderkraft, stürzten endlich die Götzen, deren Tempel und Altäre; und Eleutherus taufte einigemal, bloß in einer einzigen Woche, über zehn tausend, bis dahin in der Nacht des Heidenthums versunkene Seelen.

7. Unter vielem Segen stand Medardus fünfzehn Jahre beiden Kirchen vor, und feierte derselben

Erwarte je, daß auf die Kränzigkeit und dem apostolischen Eifer ihres Bischofs auch noch eine andere Kirche mit ihr gleiche Ansprüche habe. König Lothar, den, obgleich er sich nicht scheute, Gottes heilige Gebote zu übertreten und oft Frevel auf Frevel zu häufen, dennoch wenigstens die Berichte Gottes fürchtete, und daher der Fürbitte heiliger Diener Gottes vorzüglich beherzigt zu seyn glaubte; hatte stets die größte Ehrfurcht für diesen heiligen Bischof. Für ganze Länder und Städte, wie für einzelne Unterthanen, war Medardus oft ein schützender Engel; auch war er es gewesen, zu welchem die heilige Radegundis flüchtete, welcher ihr hierauf die Hände auflegte und sie zur Diaconissin weihte, und zwar trotz dem Widerstande und den Dreunungen einiger Großen von dem Hofe des Lothars, welche gerade in Reims anwesend waren und, die große Zuneigung des Königs zu Radegundis kennend, den unerschrockenen Bischof abhalten wollten, das heilige Verlangen der frommen Königin zu erfüllen.

8. Als das Gerücht von der gefährlichen Krankheit und dem wahrscheinlich bald erfolgenden Tode des Medardus nach Soissons kam; begab sich sogleich König Lothar selbst nach Reims, um von dem sterbenden Heiligen noch dessen Segen zu erhalten. Als derselbe verschieden war, ward auf des Königs Befehl die Leiche nach Soissons gebracht und dort mit einer, bis dahin uneharten Pracht, und unter dem Zusammenlaufe einer zahllosen Volksmenge begraben. Auf der Begräbnißstätte versprach Lothar ein Kloster zu erbauen. Der König erfüllte sein Versprechen; und das Kloster, das er errichtete, ward die Wiege der nachher so bedeutenden, in den spätesten Zeiten noch blühenden Abtei zum heiligen Medardus von Soissons.

9. Als der Erbkönig Constat des heiligen Bischofs von Ropos und Komnai vor dem öffentlichen Gefängniß zu Coissons vorüberzog, streckten die Gefangenen ihre gefesselten Hände, dem Heiligen um seinen Schutz ansehend, zu dem Begleiter ihres Kerlers hinaus; und sogleich zersprangen ihre Ketten und Fesseln von selbst. Wir würden, wie so manche andere vom Gregor von Tours erzählte Wunder, auch dieses mit Stillschweigen übergangen haben, wenn nicht der bald darauf blühende, zwar ziemlich leichtgläubige, aber gewiß die Wahrheit über alles liebende Gregor uns versichert hätte, die, zum Andenken dieses Wunders, über dem Grabe des heiligen Medardus aufgehängten Ketten und Fesseln selbst gesehen zu haben.

10. Der heilige Albinius von Angers hatte von seiner frühesten Jugend an in einem Kloster im Anjou gelebt, war zum Abt desselben gewählt und endlich, seines demüthigen Strebens ungeachtet, auf den bischöflichen Stuhl von Angers erhoben worden. In dieser neuen Würde war er die Stütze aller Armen, der Vorführer aller Unterdrückten, der Trost aller Kranken und der Befreier einer Menge von Gefangenen. Gegen die damals allgemein eingerissenen blutschänderischen Heirathen eiferte Albinius mit der inneren Schrockenheit eines Apostels. Ungeachtet der vielen, diesfalls schon ausgestandenen Verfolgungen, that er einst einen sehr vornehmen und mächtigen fränkischen Herrn in den Bann. Der hochgestellte Frevler führte Klage darüber bei einem Concilium von Bischöfen aus der Provinz. Das Concilium befahl, die Excommunication wieder aufzuheben. Albinius gehorchte. Da aber die Bischöfe ihm nun noch zumutheten, die Eulogien zu segnen, welche sie dem Excommunicirten, zum Zeichen, daß er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wäre, schicken wollten; dann gab er

ihnen zur Antwort: „Auch hierin muß ich Euch zwar gehorchen, da Ihr aber die Sache Gottes verlassen habt; so werde ich zu Gott flehen, daß Er selbst seine Sache vertheidige.“ — Bevor noch derjenige, welcher die Eulogien überbringen mußte, in der Wohnung des vornehmen Sünders angekommen war, hatte diesen, zum allgemeinen Schrecken, ein plötzlicher Tod schon von der Welt hinweggerafft.

11. Auf dem dritten Concilium von Orleans, wovon in der Folge noch nähere Erwähnung geschehen wird, war Albinus eine flammende Leuchte; von den wichtigsten darauf gegebenen Canons, besonders von jenen gegen die Blutschande, war er der Veranlasser, so wie auch von mehreren sehr heilsamen, von König Childobert, der den Albinus in hohen Ehren hielt, bald darauf gegen blutschänderische Ehen und heidnischen Grel erlassenen königlichen Constitutionen.

12. Nicht nur in dem Königreiche Austrasien, welchem mehrere, größtentheils noch ganz heidnische Völker, wie die Alemannen und Thüringer, waren einverleibt worden, auch in den andern Reichsantheilen der Söhne Chlodwig's gab es noch eine Menge Spuren des alten Heidenthums, noch eine Menge heidnischem Wahne und Aberglauben ergebener Götzendiener. Von diesen waren selbst viele an den Höfen der fränkischen Könige zu großem Ansehen und hohen Ehrenstellen gelangt, und haßten nun von ganzem Herzen eine Religion, die allein ihren zügellosen Lüsten sich widersetzte, die Neigungen ihres verderbten Herzens verdamnte, Reinheit und Heiligkeit des Lebens von ihnen forderte, und daher eine, ihnen unerträglich scheinende Bürde ihren Schultern aufzulegen schien. Man wird sich kaum einen Begriff machen können von den harten Kämpfen, welche Galliens

Heilige Bischöfe unter den ohnehin noch so rohen und wilden Franken nun täglich zu kämpfen hatten. Auf der einen Seite standen ihnen aller Greul des Heidenthums gegenüber; auf der andern alle Laster schlechter, nur mit der Außenseite des Christenthums bekannter Christen, die mit dem Munde zwar Jesum Christum bekannten, aber durch Bigamie, Blutschande, Todschlag, Raub und Treulosigkeit ihn täglich wieder lästerten. Aber um so mehr war auch jetzt überall die Hand Gottes sichtbar mit ihnen. Der heilige Bedastus von Arras ward eines Tages von einem durch Geburt, Reichthum und Ansehen ausgezeichneten Franken, nebst dem Könige Clothar zu einem großen Gastmahl geladen. Mit zerrissenem Herzen bemerkte der Heilige gleich bei seinem Eintreten verschiedene mit Bier gefüllte Becher, welche man vorher einem Gözen zum Opfer gebracht hatte, und die nun für einige, ebenfalls geladene, aber noch mit heidnischem Aberglauben besangene Große von dem Hofe des Königs bestimmt waren. Bedastus betete im Stillen zu Gott, erhob dann seine Hand und machte über jene Becher das Zeichen des heiligen Kreuzes. So gleich zersprangen sie alle in mehrere Stücke, und das durch Gözenopfer verunreinigte Getränk floß auf die Erde. Bei dem Könige, wie bei allen anwesenden Gästen bewirkte das Wunder einen heilsamen Schrecken, aber auch zugleich die Bekehrung der zu dem Mahle geladenen Gözendiener.

Vit S. Vedast.
ab Alc. emend.
ap. Boll.
6. Febr.

13. Der heilige Panthagathus von Bienne, aus einem der ältesten römisch-gallischen Geschlechter entsprossen, hatte anfänglich in Verwaltung mehrerer hoher Staatsämter an den Höfen der Könige sich Ehre und großes Ansehen erworben. Aber er erkannte bei Zeiten den falschen, trügerischen Schein der so schnell vorübergehenden Herrlichkeiten dieser

Wels, verließte ihr und ihren Freunden, trat in den geistlichen Stand, bestieg endlich den bischöflichen Stuhl von Vienne und ward in seiner neuen Würde, sowohl durch die herrlichste Heiligkeit seines Lebens, als auch vorzüglich durch seine ausgebreitete, allgemein bewunderte Gelehrsamkeit eine der größten Zierden der gallischen Kirche. Leider starb dieser große Bischof noch vor dem, in dem Jahre 541, unter der Regierung des Papstes Vigilius, von den gallischen Bischöfen gehaltenen, höchst merkwürdigen dritten Concilium von Orleans.

14. An dem heiligen Agricola von Chalons an der Saône war alles groß; nichts kleines ward an ihm erfunden, als bloß die äußere Gestalt seines Körpers. Beredt und größer ging alles aus seinen Händen hervor; alles gewann unter denselben eine schönere Form oder höhere Natur. In seinem schönen und edeln Charakter lag in sanfter und lieblicher Mischung ein seltener Verein einer Menge zwar trefflicher, aber doch dem Scheine nach sich widersprechender Eigenschaften. Die größte Klugheit und Gewandtheit mit der gewissenhaftesten Wahrheitsliebe; der feinste Weltton mit unnachahmlicher Einfalt des Herzens; langes Fasten, schwere Abtötungen und überhaupt sehr strenge Lebensweise mit auffallender äußerer Pracht und großem, seiner hohen Würde geziemenden Aufwande, in seinem ganzen Hauswesen; endlich Genie, Talent, Reichthum an Kenntnissen und blühende Beredsamkeit mit einer sich überall selbst verleugnenden Demuth, die stets ihr eigenes Verdienst entweder zu verbergen oder es gar zum Verdienste Anderer zu machen suchte. — Diesen, auch in allen anderen Tugenden seinen heiligen Amtsbrüdern nicht nachstehenden Bischof werden wir in der Folge noch,

auf mehreren Gemälden eine eben so glänzende als ehrenwürdige Rolle spielen sehen.

15. Der heilige Aurelianus war der Nachfolger des heiligen Casarius auf dem, durch eine lange Reihe heiliger Bischöfe damals so berühmt gewordenen Stuhl von Arles. An dem eben so merkwürdigen als unglücklichen, die Kirche beinahe in ihren Grundfesten erschütternden Streit wegen der drei Kapitel, welcher jedoch uns und unsere Leser erst in der zweiten Abtheilung dieses Bandes beschäftigen wird, nahm Aurelianus von Arles, gleichsam als Repräsentant der ganzen gallischen Kirche, den lebhaftesten Antheil, erlebte aber nicht mehr das Ende desselben; denn er starb schon in der ersten Hälfte des Jahres 551. — Aurelianus stiftete einige Klöster, denen er eine eigene Regel gab, die sich jedoch von der Regel des heiligen Benedikt's nur dadurch unterschied, daß sie in einigen Punkten noch strenger als jene war.

16. Der heilige Nicetius war der Chrysostomus seiner Zeit. Mit gleicher Kraft, obgleich nicht immer mit gleich geschmückter Rede donnerte er gegen die herrschenden Laster der Großen seines Zeitalters. So lange König Theodebert in sündhaften Banden von Deutheria gehalten ward, schilderte Nicetius die Gefahren eines solchen Lebens und den verderblichen Einfluß des bösen Beispiels der Großen auf das Volk, in so starken und lebendigen Zügen, daß König Theodebert, obschon er von dem Bischöfe nie genannt ward, dennoch sein Bild in dem von der Kanzel herab ihm vorgehaltenen Spiegel erkennen mußte.

17. Gleich den übrigen heiligen Bischöfen Galliens, eiferte auch Nicetius gegen blutschänderische Ehen. Aber bei dem bloßen Predigen ließ er es nicht

betreffend. Als er sah, daß seine Ermahnungen nicht fruchteten, und einige Große von Theodebert's Hofe, gleichsam unter den Augen ihres Bischofes, auf das neue solche unerlaubte, sündhafte Verbindungen eingingen, schloß er sie von seiner Kirchengemeinschaft aus. Dem Bannstrahl des Bischofes wenig achtend, kamen sie wie gewöhnlich am nächstfolgenden Sonntage im Gefolge des Königs wieder in die Kirche. Aber bevor der feierliche Gottesdienst begann, wendete sich der Bischof zu dem Volke, und befahl, daß die Excommunicirten sich sogleich entfernen sollten. Als dieß nicht geschah, weil der König selbst sie in Schutz nahm; so erklärte Nicetius, daß er weder jetzt, noch zu irgend einer andern Zeit, in Gegenwart der aus der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossenen, das heilige Opfer darbringen werde. Zu gleicher Zeit erhob sich aus dem Volke eine Stimme, welche des Bischofes Tugenden und König Theodebert's geheime Sünden und Laster laut verkündete. Als man forschte, wer der Bewegene sey, der sich dieses erühne, fand es sich, daß es ein Befessener war. Der König befahl ihn fortzuschaffen, jedoch, um den Scandal nicht weiter zu treiben, auch den Excommunicirten, dem Gebote des Bischofes zu gehorchen. Mit gewohnter Würde und heiligem Anstande begann hierauf Nicetius den Gottesdienst, und das hochheilige Opfer ward ohne fernere Störung vollbracht.

Greg. Tour.
Vit. PP. c. 17.

18. In den Augen des heiligen Nicetius gab es keine irdische Größe; nur groß war ihm, was auf Gott sich bezog oder dem Göttlichen sich näherte; daher seine Unerblichkeit und die Freiheit und Wahrheit seiner Sprache ohne Ansehung der Person; denn nur Gott, nicht den Menschen, suchte er zu gefallen. Als man ihn erinnerte, daß er, um den häufigen Verfolgungen zu entgehen, gegen die sogenannten

Schwächen — das heißt, himmelschreienden Laster und Ungerechtigkeiten — der Großen mehr Schonung und Nachsicht zeigen möchte, gab er zur Antwort: „Ich wünsche nichts sehnlicher, als für die Sache der Gerechtigkeit zu sterben.“ — Kein Wunder, daß den Worten solcher Männer Gott eine höhere Kraft gab; sie waren ja ganz das, wozu Er sie gesalbt hatte, nämlich Hirten, die nicht gleich davon laufen und die Schafe preisgeben, wenn der Wolf kommt. — Den Ermahnungen des heiligen Nicetius werden auch ganz allein König Theodebert's völlige Sinnesänderung und dessen nachherige, immer größere Fortschritte in der Frömmigkeit zugeschrieben. *)

19. Auch der klösterliche Stand war gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts eine nicht mindere Zierde der gallischen Kirche. Durch den Reichtum ihrer Besitzungen zeichneten sich zwar damals die Klöster noch nicht aus, wohl aber durch himmlische Tugenden und hervorleuchtende Frömmigkeit. Man ward bald des Segens inne, den sie über ganze Gegenden und Provinzen, welche das Glück hatten, eine solche fromme Gemeinde zu besitzen, überall herbeiführten.

*) Bemerken müssen wir noch, daß man den heiligen Nicetius von Trier nicht mit dem zu gleichen Zeit bestehenden heiligen Nicetius von Lyon verwechseln darf. Letzterer war der Sohn eines vornehmen Senators, Namens Florentinus; die Mutter hieß Artemia. Während ihrer Schwangerschaft mit Nicetius ward ihr Gemahl, ohne sein Wissen, zum Bischofe von Genf gewählt. Als er seiner Gattin die freude Nachricht brachte, gab sie ihm den Rath, die ihm angetragene Würde nicht anzunehmen; dann sagte sie: „ich selbst trage jetzt einen Bischof unter meinem Herzen.“ — Florentinus befolgte den Rath seiner Gemahlin; und Artemien's prophetisches Wort ging acht und dreißig Jahre nachher in Erfüllung.

Sichtbar vermehrten sich daher auch jetzt in allen Theilen Galliens diese frommen, Gott wohlgefälligen Stiftungen; und da auch die Milthätigkeit der fränkischen Könige nun anfang, die Klöster nach und nach zu dotiren und zeitliche Güter ihnen zuzuwenden, so fingen sie ebenfalls auch überall an, eine sichere, der gequälten oder darbenden Menschheit stets geöffnete Zufluchtsstätte zu werden. In Zeiten öffentlicher Noth vertheilten sie Brod und Getraide unter das umher wohnende Volk, nahmen sich der Armen, Nothleidenden und Kranken an, und manches Kloster war nicht selten zugleich auch ein Spital. Kurz, in den Klöstern ward gebetet und gearbeitet. Hungerige wurden darin gespeiset, Traurige getröstet, müde Pilger und Reisende gelabet, und Kranke oder Verwundete fanden in den Klöstern liebvoll pflegende Hände; und noch überdies erscholl Tag und Nacht das Lob Gottes innerhalb ihrer heiligen Mauern.

20. Von denen, welche damals im klösterlichen Leben zu einer vorzüglichen Stufe höherer Heiligkeit gelangten, sind die berühmtesten: der heilige Markulph, der heilige Ebrulf, der heilige Fridolin, der heilige Portianus, der heilige Brachion und der vor allen hervorragende Stifter und Abt des Klosters von Réomeaux in Bourgogne. — Der heilige Markulph gründete das Kloster von Nanteuil, wozu ihm König Childibert die nöthigen Ländereien gegeben hatte. Nachdem die Normänner das Kloster zerstört hatten, wurden dessen Gründers heilige Gebeine nach Corbigni in der Diöcese von Laon gebracht, wo nachher König Carl, welchem die Geschichtschreiber eben so unverständiger als ungerechter Weise den Beinamen: der Einfältige, gegeben haben, ein prächtiges Kloster, unter dem Namen des Klosters zum heiligen Markulph, erbauen ließ. Das Kloster und die Kirche

wurden bald berühmt durch die wunderbare Heilung einer Menge durch Kröpfe entstellter oder von Flüssen geplagter Kranken. Nach einem uralten Brauch begaben sich sowohl die fränkischen Monarchen als auch nachher die französischen Könige aus dem Capetingischen Hause, so bald sie gekrönt waren, nach dem Kloster des heiligen Marculph's, um am Grabe dieses Heiligen ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen; und hier sollen sie nun, einer nicht minder grauen Sage zu Folge, zum Lohne ihrer frommen Verehrung, die Wundergabe erhalten haben, nach ihrer jedesmaligen Krönung und Salbung, durch Berührung mit ihren Händen, Kröpfe und andere von kalten Flüssen hervorrührende Krankheiten zu heilen.*)

21. Auch der heilige Ebrulf gründete um diese Zeit mehrere Klöster. Er war von sehr vornehmer Geburt und hatte an Childebert's Hofe in großem Ansehen gestanden. Aber aller Glanz und Schimmer des Hofes vermochte nicht, sein geistiges Auge zu blenden. Frühzeitig sah er der Welt Eitelkeit ein,

*) Der älteste französische Schriftsteller, welcher dieser den Königen Frankreichs ertheilten Kraft, durch bloße Berührung Kröpfe und Flüsse zu heilen, erwähnt, ist Guibert, Abt von Nogent. Er lebte gegen das Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts. Wir heben die sich darauf beziehende Stelle hier wörtlich aus: „Que dirai-je du miracle journalier, que nous voyons opérer au Roi Louis (le gros) notre maitre? J'ai vu ceux qui ont les ecrouelles à la gorge ou ailleurs, venir par troupes pour se faire toucher de lui. Je voulois les empecher; mais par sa honté naturelle, il leur tendoit la main, et faisoit sur eux le signe de la Croix avec beaucoup d'humilité. Son père Philippe (le premier) a fait pendant quelque temps le même miracle; mais il a perdu ce don par je ne sçais quel accident....“

beredete seine Gemahlin in ein Frauenkloster zu gehen, vertheilte alle seine Güter und Reichthümer an die Armen und zog sich, noch von drei andern gleichdenkenden Freunden begleitet, in den Wald von Duche in der Diocese von Liffieux zurück. Der Wald war bisher bloß eine Behausung für wilde Thiere und Räuber gewesen. Aber demjenigen, welcher um Jesus Christus willen alles verlassen hat, und in Ihn sein ganzes Vertrauen setzt, sind weder Räuber noch Mörder gefährlich; und es dauerte nicht lange, so wurden nun auch selbst die Räuber in den Wäldern von Duche größtentheils fromme und folgsame Schüler des heiligen Ebrulf's. Das strenge und erbauliche Leben dieser frommen Einsiedler-Gemeinde zog bald noch mehrere herbei, und in kurzer Zeit war des heiligen Ebrulf's Zelle von ungefähr noch fünfzehnhundert andern Zellen umgeben. Mit der Anzahl der Einsiedler oder Mönche nahm auch die Freigebigkeit milder Seelen zu, und, durch deren Beiträge unterstützt, sah Ebrulf sich am Ende im Stande, vierzehn theils Männer-, theils Frauen-Klöster zu errichten.

22. Der heilige Fridolin war aus Irland gebürtig, kam nach Gallien, ward Abt in dem Kloster des heiligen Hilarius, ging hierauf, von frommem Eifer getrieben, in das Königreich Austrasien und gründete mehrere Klöster in den vogesischen Gebirgen, in dem Gebiete von Straßburg und am Fuße der Schweizeralpen. Noch bis auf den heutigen Tag steht in der Schweiz das Andenken dieses Heiligen in hohem Ehren; und der Canton Glarus führt das Bild desselben in seinem Wappen.

23. Der heilige Portiannus war der Slave eines Franken gewesen, der ihm wenig Güte erwies,

Greg. Tur.
Vit. PP. c. 7.

bei der mindesten Veranlassung ihn hart mißhandelter. Portian fiel endlich auf den Gedanken, jedesmal, wenn er einer neuen Mißhandlung von Seite seines harten Herrn entgegensah, sich in das nahe gelegene Kloster Miranda zu flüchten, wo der Abt desselben alsdann gewöhnlich die Rolle des Vermittlers zwischen Portian und dessen aufgebrachtem Herrn übernahm. Aber eines Tages, als der Franke, mehr aufgebracht als sonst, selbst dem ehrwürdigen Abte ungeziemende Vorwürfe darüber machte, daß er unberufener Weise sich stets seines Slaven annehme; ward derselbe plötzlich mit Blindheit gestraft. Der Abt benutzte diesen Augenblick, um ihm einige heilsame Vorstellungen über seine bisherige Härte gegen seinen Diener zu machen, rief hierauf den Portian herbei, befahl ihm, seinem Herrn die Hände aufzulegen, und Gott, der die Tugend seines treuen Knechts vor der Welt bekannt machen wollte, gab nun jenem auf der Stelle wieder sein Gesicht. Durch dieses doppelte Wunder ward das Herz des Franken gerührt; er schenkte in Gegenwart des Abtes dem Portian seine Freiheit, und dieser machte keinen andern Gebrauch davon, als daß er sie sogleich zu den Füßen des Abtes niederlegte und denselben bat, ihm nun ebenfalls als Mönch in seinem Kloster aufzunehmen. — Portianus immer mehr leuchtende Frömmigkeit machte bald, daß man dessen niedere Abkunft vergaß; und als der Abt des Klosters starb, ward Portianus einstimmig von der Klostergemeinde zum Nachfolger des Verstorbenen erwählt. Bei König Theoderich und dessen Verwandten, dem Herzoge Sigisbald, welchem Ersterer die Statthalterschaft von Auvergne übertragen hatte, stand Portian in großem Ansehen; aber er benutzte dasselbe nicht, um sein Kloster zu bereichern; sondern bloß, um fremdes Elend zu erleichtern, Nothdürftige zu unterstützen und Gefangene aus der Gefangenschaft zu befreien. Der

Wilde Pässe kennen lernen, und immer lebhafter ward sein Wunsch, ein Schüler desselben zu werden. Das Unglück seines Herrn, des Herzogs Sigibald, welcher auf König Thiederich's Befehl getödtet ward; dieses erschütternde Beispiel der Wandelbarkeit alles irdischen Glückes und aller menschlichen Größe, gab endlich den schwankenden Entschlüssen seines Herzens eine feste, unabänderliche Bestimmung. Was er befaß, vertheilte er unter die Armen, ging zu Remilian und bat diesen um die Erlaubniß, sich nie mehr von ihm trennen zu dürfen. Der Greis lebte nur noch ein paar Jahre. Als er starb, setzte er den Brachion zum Erben seiner Einsiedelei, sammt der darin befindlichen, höchst dürftigen Geräthschaft, in welcher während seines Lebens sein ganzer Reichthum bestanden hatte.

25. Der Zufall, oder richtiger, Gottes Fügung führte dem jungen Einsiedler bald noch einige andere unverdorrene Jünglinge zu, welche den Wunsch äußerten, die Genossen seiner Einsiedelei zu werden; und da sich die Anzahl derselben nach und nach sehr vermehrte; so gab Raneshildis, des getödteten Sigibald's Tochter, dem Brachion einige Ländereien, und setzte ihn in Stand, ein geräumiges Kloster zu erbauen. Getrieben von dem Verlangen, der Welt und deren Verführungen noch mehr junge Seelen zu entreißen, und mit ungetheiltem Herzen sie ihrem Gotte zuzuführen, verließ Brachion auf einige Zeit sein Kloster, ging in die Landschaft Tourraine, lebte auch dort anfänglich als Einsiedler, fand jedoch bald die nöthigen Mittel, sogar zwei Klöster zu gründen, ging hierauf nach Auvergne zurück und ward gezwungen, die Leitung des Klosters von Renat zu übernehmen, und zwar bloß deswegen, um Ordnung und klösterliche Zucht, von welcher die Mönche von

Menat sehr abgewichen waren, unter denselben wieder herzustellen. So demüthig, mild und sanft auch Brachion sich in seinem ganzen übrigen Leben zeigte, so unerbittlich streng war er in allem, was sich auf Befolgung heiliger Klosterregeln bezog. Allzugroße Strenge, ja wohl Härte und Grausamkeit wurden ihm zum Vorwurf gemacht; aber mit Unrecht; denn unter seiner Führung gewann das Kloster von Menat nicht nur sehr bald eine ganz andere Gestalt, sondern es ward jetzt auch eine wahrhafte Pflanzschule sehr vieler, durch hervorleuchtende Heiligkeit ausgezeichneten Männer, durch welche in der Folge die Gebirge von Anvergne immer mehr und mehr mit nicht minder gottseligen Mönchen und Einsiedlern bevölkert wurden.

26. Aus eben diesem Kloster von Menat ging auch der heilige Calasius hervor, der ebenfalls der Vater einer zahlreichen, frommen, viele Jahrhunderte hindurch blühenden Klostergemeinde ward. Unter den Ruinen einer, ehemals dem heiligen Apostel Petrus geweihten Kirche, legte Calasius, mit Genehmigung des Bischofes von Rans, in einem Walde in der Grafschaft Maine, den ersten Grund zu dem nachherigen, von ihm erbauten Kloster von Anisle. Als Abtzig Gildibert einst in diesem Walde jagte, führte ihn ein Büffelochs, den er verfolgte, zu den Hütten des heiligen Calasius und dessen Genossen. Aber unter dem Schutze der vielen herumstehenden Zellen, welche die Jäger an der Verfolgung des Wildes hinderten, war der Büffelochs in das nahe Dickicht des Waldes entkommen. Gildibert, voll Unmuthes, daß ihm die schon ganz gewisse Beute entgangen war, fuhr den Calasius hart an, und befahl ihm, unverzüglich eine Gegend zu verlassen, wo er, ohne von ihm die Erlaubniß dazu erhalten zu haben, sich mit seinen Gefellen angelagert hätte. Aber es dauerte

Stylard. Vit.
Carilef. etc.
Sanct. 1. Juli.

nicht lange; so geruete, als den König von hartem Worte, die er zu dem frommen Abte gesprochen hatte, Childebert's Pferd ward auf dem Rückwege plötzlich stätig. Vielleicht war dasselbe es schon vorher gewesen; denn bekanntlich ist diese Unart oder diesen Fehler bei gewissen Pferden bloß periodisch, und deren daher rührende Widerspenstigkeit bald leichter, bald schwerer, oft auch gar nicht zu meistern; genug, das Pferd des Königs stand öfters stille, und mit aller Kunst eines gewandten Reiters konnte am Ende Childebert es auch nicht einen Schritt mehr vorwärts bringen. Ein Edler aus dem Gefolge Childebert's benutzte diesen Umstand, um dem König zu bemerken, daß diejenigen, welche er so eben in Worten hart mißhandelt hätte, sehr fromme Männer wären, und daß daher nicht nur sein Pferd, sondern selbst die Sonne würden stille stehen müssen, sobald nur diese treuen Diener Gottes den Allmächtigen ernstlich darum bitten würden. Die Bemerkung ward gut aufgenommen. Childebert kehrte zu dem heiligen Salasius zurück, machte demselben eine Entschuldigung, und, als der heilige Abt ihm einige Wahrheiten gesagt hatte, die nur selten zu den Ohren der Könige gelangen, versprach Childebert ihm ein ordentliches Kloster zu erbauen und zum Unterhalte desselben frommen Bewohner die nöthigen Grundstücke anzuweisen; welches beides auch unverzüglich geschah.

27. Das Kloster von Uniole, so hieß es, weil es an den Ufern des kleinen Flusses stand — war für das weibliche Geschlecht völlig unzugänglich. Der heilige Salasius hielt über dieser Grundregel so fest, daß er selbst mit Childebert's Gemahlin, der Königin Wtrogothe, keine Ausnahme machte; denn als diese Prinzessin den Wunsch äußerte, das neue Kloster in Augenschein zu nehmen, und deren Nähe be-

vorstehender Befehl. dem heiligen Abte schon angethan ward, ließ er ihr sagen, daß sie sich ja nicht bemühen möchte, den beschwerlichen Weg nach dem Kloster zu machen, indem, wenigstens so lange er lebe, es nie irgend einem weiblichen Wesen, von welchem Range es nur immer seyn möchte, mithin selbst den Königinnen nicht, erlaubt seyn würde, auch nur einen Fuß über die Schwelle der Klosterpforte zu setzen. Diese Stränge ward auch nach dem Tode des heiligen Calistus noch mehrere Jahrhunderte hindurch in dem Kloster von Maille beibehalten, ja sogar auch von verschiedenen andern Klöstern in Frankreich angenommen. Außerhalb der Mauern derselben ward jedoch ganz nahe an der Pforte ein Kreuz, oder auch ein kleines Oratorium errichtet, damit das fromme Frauenvolk also sein Gebet verrichten könnte.

28. Aber unter allen heiligen Cönobiten, welche damals durch den Glanz ihrer Tugenden das stille von der Welt abgeschiedene Klosterleben in Gallien verherrlichten, war Johannes von Reomans der berühmteste, wie auch an Jahren der älteste. Der Regel seines Klosters legte er jene des heiligen Macarius aus dem Orient zum Grunde. Da aber die Verschiedenheit des Klimas, so wie des Charakters der Nation, in deren Mitte er lebte, eine Menge sehr bedenkender Abänderungen notwendig machte; so durchzog er, nachdem der Ruf seiner Heiligkeit sich schon über das ganze Land verbreitet hatte, alle Klöster Galliens, um, gleich der Biene, welche aus allen wohlauftenden Blumen die feinsten, aromatischen Theile einsamelt und sammelt, ebenfalls aus allen vorhandenen klösterlichen Constitutionen das Beste, Zweckmäßigste und Heiligste zu sammeln und in sein Kloster zurückzubringen. Bei diesem Geschäfte übereilte er sich nicht. Bloß in dem Kloster von Corins, welches freilich das

berühmteste und vielleicht auch das älteste Kloster in Gallien, wo nicht in dem ganzen Abendlande war, hielt er sich gegen achtzehn Monate auf. Aus Demuth suchte er überall unbekannt zu bleiben. Als es endlich durch einen Brief des Bischofes Gregorius von Langres bekannt ward, wer er wäre, machten der Abt und die Mönche von Corins ihm die größten Entschuldigungen, daß sie, weil ihn bloß für einen gewöhnlichen Bruder eines fremden Klosters haltend, ihm nicht die einem durch allgemein anerkanntes Verdienst so sehr ausgezeichneten Abte gebührende Ehrfurcht bezeugt hätten.*)

29. Um sein Herz von allem Irdischen vollkommen zu läutern; um bloß in Gott und wegen Gott zu leben, und daher auch schon den Keim jeder nicht auf Gott sich beziehenden Empfindung in seinem Herzen auf immer zu vertilgen, hatte Johannes sich sogar von Dem, was oft selbst den Heiligen hienieden noch theuer ist, auch unter gewissen Bestimmungen theuer ihnen seyn darf, so völlig geschieden, daß er selbst seine Mutter, als diese, nach ungemein langer Trennung von dem Sohne, ihn zu besuchen gekommen war, nicht einmal vor sich ließ. Das Einzige, was er thun zu müssen glaubte, war, daß er, jedoch ohne mit ihr zu reden, sich ihr im Vorübergehen zeigte. Er ließ ihr hierauf sagen, auf Erden würden sie sich einander nie mehr wiedersehen, er hoffe aber, daß sie in dem Himmel einst beide mit einander vereinigt werden würden. Die Strenge seines Lebens und die harten Abtödtungen, durch welche er den Geist zum unumschränkten Herrn des Menschen natürlicher Sinn-

*) Das Kloster von Rédomais, so wie alle damals gegründeten Klöster folgten nachher, beinahe ohne alle Ausnahme der Regel des heiligen Benedikt's.

lichkeit zu machen wußte, gehen über alle Begriffe; aber demungeachtet erreichte der heilige Johannes von Réomaud ein Alter von hundert und zwanzig Jahren, war in seinem Leben nie krank, fühlte nie die Schwächen des herannahenden Greisenalters, keine Abnahme weder des Gesichtes, noch des Gehörs, und hatte, als er starb, auch nicht einmal nur einen einzigen Zahn verloren.

30. Solche große und heilige Beispiele erregten überall den Eifer der Nachfolge; und verhältnißmäßig war Gallien damals, das heißt, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, beinahe mit eben so vielen Klöstern und Einsiedeleien bedeckt, mit eben so vielen frommen Mönchen, heiligen Aebten und Einsiedlern bevölkert, als die Wüsten Aegyptens, Syriens und Palästinas es in der schönsten Blüthenzeit der morgenländischen Kirche gewesen waren.

31. Auch dem zarten, frommen Frauenvolle gehörte damals in Gallien nicht minder die Palme der Weltüberwinder; und eine lichte Schaar Gott geweihter Jungfrauen und heiliger Matronen, wie z. B. die heilige Radegundis, Clotildis, Nonne, Gunde, Oliberia, Liberata, Menchilde, Papula u., waren eben so sehr der Trost wie die Freude der gallischen Kirche. In der Gegend von Rheims wohnte eine Familie von sieben elternlosen Schwestern. Aber alle sieben waren auserwählt zu Erstlingen Gottes und des Lammes. Alle sieben erhielten daher zu gleicher Zeit aus den Händen des heiligen Albins, Bischofs von Chalons, den Schleier, verwandelten ihr väterliches Haus in ein Kloster, und entsprachen der in ihnen wirkenden Gnade Gottes so vollkommen, daß sie, weil im Leben wie im Tode von Gott durch Wunder bestätigt, auch alle sieben von der Kirche den Heiligen zugeählt wur-

den. Nach der heiligen Menchilde, der jüngsten dieser gottseligen Schwestern, führt das auch jetzt noch in Frankreich blühende Städtchen St. Menchon seinen Namen.

32. So wie einst der Ruf von dem Glauben der jungen Gemeinde in Rom sich über ganz Asien verbreitete, und in dem großen Heidenapostel das heilige Verlangen erregte, diese durch die Kraft des heiligen Geistes neugeborene und in Gott erstarkte junge Christenheit in Rom zu besuchen; eben so erscholl jetzt auch der Ruf von der Heiligkeit und dem blühenden Zustande der Kirche Galliens selbst in den entferntesten Reichen und Ländern. Aus Irland kam eine ganze Colonie, bestehend aus sieben Brüdern und drei Schwestern, nach Rheims, bloß um den heiligen Remigius kennen zu lernen, und an der Glut der Andacht so vieler heiligen Mönche und Jungfrauen ihr Herz ebenfalls zu noch größerer Liebe zu Gott zu entflammen. Der Anführer dieser frommen Schaar war der heilige Gibrianus. Er war der älteste von den sieben Brüdern und schon in Irland zum Priester geweiht worden. Der große Bischof von Rheims nahm sie sämmtlich mit der Gütlichkeit eines Vaters auf, vertheilte sie in verschiedene Klöster, längs den Ufern der Marne; und die sieben Brüder, wie deren drei Schwestern, alle von eben demselben Geiste beseelt, lebten in ihren Klöstern so, daß sie nach ihrem Tode sämmtlich von der Kirche, als nachahmungswürdige Muster hervorleuchtender Heiligkeit allen Rechtgläubigen zur Verehrung aufgestellt wurden.

33. Aber ein höchst seltenes, in seiner Art ganz eigenes Beispiel christlichen Heldensinnes gab der erstaunten Kirche die heilige Papula. Jung, schön und

reich, hätte sie dennoch keinen andern Wunsch, als durch Seelenschmerz ihrem göttlichen Bräutigam zu gefallen und Diesem auf immer sich zu ergeben. Aber alles Bitten bei ihrem Eltern um die Erlaubniß, in ein Kloster gehen zu dürfen, war stets vergebend. Als sie endlich, nach vielen fruchtlos wiederholten Versuchen, sieht, daß von dieser Seite nichts für sie zu hoffen sey; so entschließt sie sich zu dem gewagtesten, bloß allein in der Voraussetzung höherer Eingebung noch zu rechtfertigenden Schritt. In Männerkleidung geküßt, verläßt sie nämlich das väterliche Haus, geht in die Landschaft Touraine, und wird dort, da man ihr Geschlecht nicht ahnden konnte, als Mönch in einem Männerkloster aufgenommen. Unbekannt lebte sie hier dreißig Jahre; und übertraf an Eifer und Ausübung der strengsten Bußwerke und härtesten Abkötungen selbst die eifrigsten und frommsten Mönche des Klosters. Erst wenige Tage vor ihrem Tode, und als sie schon gewiß wußte, daß der Herr sie abzurufen würde, beunruhigte der Gedanke an ihr Vergewaltigung ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit, und nun ertheilte sie dem Abte des Klosters das Geheiß, damit ihre Beerdigung von Frauen möchte besorgt werden. Zur allgemeinen Nachahmung ist freilich diese That nicht zu empfehlen. Aber der Ehrfurcht und die männliche Beharrlichkeit dieser gottseligen Jungfrau, und die sie auf immer höhere Stufen der Vollkommenheit führende Gnade Gottes, so wie die vielen in ihrem Grabe gewirkten Wunder sind laut sprechende Beweise, daß es unmittelbare Eingebung des Geistes Gottes gewesen, welcher bei jenem entscheidenden Schritte die heilige Papula, in kindlichem Vertrauen auf den Beistand ihres Erlösers, blindlings gefolgt war.

LT. gl. conf.
c. 10.

32. Dem für unser Höheres geschicktem und

empfanglichen Sinn, das Wissen! nicht so sehr, als menschlich, wie Menschen, auf welche das Leben, gleich einer centnerschweren Last herabdrückt, denen daher die Welt nicht selten unerkleutet, und die derselben am Ende überdrüssig und durch die Gnade Gottes gelöst, den festen Entschluß fassen können, sich mit Nichts von der Welt für immer zu trennen; auf allerley Art sprechen auf dieselbe zu verzüchten, und sich gleichsam in eine andere Zone zu versetzen; um da in einer eignen Halle das zu finden, was sie vorher gesucht hatten. Aber Etwas anderes ist es, wenn Goldes, Purpurs, oder Purpur geboren, von den ersten Morgensrothen ihres Lebens an, stets eine halbe Welt ihnen leuchtet, und schmeichelt zu ihren Füßen steht; — die, welche ihre Schritte auch werpen, überall den höchsten Glanz irdischer Größe und Macht umgibt, und die ihren Wünschen kein andres Ziel zu setzen nöthig haben, als das jenes, welches die physische Natur ihnen setzt; — deren Blicken man jede Eigne menschlichen Standes langsam entzog, und die so daher gleichsam nur wie eine aus weiter Ferne zu ihrem herüberhallende Sage, kaum dem Namen nach kannten; — die, weit erhaben über das Noth gewöhnlichen Leben, und im Besitze alles dessen, was die Welt zu geben vermag, dennoch dieses Alls heiligmäßig verlassen, freiwillig von ihrem Thronen herabsteigen, und die Niedrigkeit, Armuth, und Schmach Jesu Christi höher achten, als den Glanz der Welt, und aus allen Schimmer ihrer irdischen Kronen, — dem heiligen Erstaunen wird man ergreifen bei dem Anblicke solcher; bloß durch die Kraft der Religion Jenseits erzeugten, wahrhaft mehr als menschlichen Größe. Nur durch eine, und ganz unbegreifliche, die alle und alles Fleisch überwindende, das menschliche Herz mit unzerstörlichen Banden an sich ziehende Gnade

Gottes können solche Wunder hervorgebracht, solche Siege errungen werden.

35. Aber auch an solchen glorreichen, weil so äußerst seltenen Beispielen großmüthiger Weltüberwindung fehlte es damals in Gallien nicht, und einen ganz eigenen, wahrhaft himmlisch duftenden Wohlgeruch der Heiligkeit verbreiteten die beiden Königinnen, Clothildis und vorzüglich Radegundis, über die gallische Kirche jener Zeit. Clothar's immer wachsende Zuneigung zu Radegundis hatte seinen unstillen, herumflatternden Sinn endlich gefesselt. Er liebte seine Gemahlin von Herzen, hatte seinen Thron mit ihr getheilt, und seine ganze Macht und sein ganzes Volk standen der holden, in jugendlicher Schönheit prangenden Radegundis zu Gebote. Aber alle diese Hobeit und Größe vermochte nicht ihren glühenden Durst nach Etwas ungleich Höherem zu löschen. Nur Gott allein konnte ihr edles, engelreines Herz ganz erfüllen. Wonach Andere sich so sehr sehnen; was selbst die kühnsten Wünsche ihres Herzens begrenzt, nämlich
 flehet
 befreit
 oft die
 Größe
 ihrer
 lichen
 alle i
 von j
 hoch
 für sie eine Bürde; und sie
 zu Gott, daß Er sie davon
 e, auch nicht unedle Seelen
 habenste Stufe menschlicher
 sie endlich zu dem Ziele aller
 , vertauschte sie ihren könig
 härenes Kleid; vertheilte
 ter die Armen, und erschien
 i schuldloses Herz vielleicht
 ie beflückt hatte — nie an
 ders als in dem demuthsvollen Gewande einer, ihre
 Vergehungen Tag und Nacht beweïnenden, strenge
 büßenden Sünderin. *) Ihr ganzes Leben hindurch

*) In den Briefen, welche diese heilige Fürstin an einige
 Pers. d. St. d. R. G. 19. B. 1. 2111.

aß sie jetzt mehr weder Fleisch noch Fische, noch Eier oder Obst; sie trank weder Wein noch Bier. Ihre ganze Nahrung bestand in Brod und Wasser und einigen Hülsenfrüchten; und nach dem Beispiele so vieler andern Heiligen, machte sie sich es ebenfalls zum Gesetze, ihre ärmliche Nahrung stets selbst zu bereiten, sogar das schwarze Brod, das sie genoß, selbst zu backen. Die wenigen Stunden, die sie des Nachts ihrer Ruhe gönnte, schlief sie auf hartem Boden, oder auf Asche; und während der ganzen Fastenzeit nahm sie anfänglich nur des Sonntages Speise zu sich, in spätern Jahren jedoch, als ihr durch die härtesten Abkötungen zu einem Skelette gewordener Körper etwas mehr Pflege erforderte, stets über den vierten Tag. In dem Kloster, das sie in Poitiers gründete und welches der Regel des heiligen Casarius folgte, wollte man einstimmig sie zur Äbtissin wählen. Aber nie gab Radegundis es zu, und ihrer aufrichtigen, herzlichen Demuth genügte nur die unterste und niederste Stelle im Kloster. Oft stand sie des Nachts von ihrem harten Lager auf, um die Schuhe der Klosterschwwestern zu säubern, Holz in die Küche zu tragen, oder andere, ähnliche niedrige Arbeiten zu verrichten. Aber Erniedrigung um Jesu Christi willen ist wahre Erhöhung, und die dem Scheine nach so niedrigen und knechtischen Dienstleistungen der heiligen Radegundis wurden mit goldenen Buchstaben aufgeschrieben in dem Buche des Lebens, in jenem Buche, in welchem von so manchen Siegen und Triumphen, und vielem Andern, was die Welt als große und heldenmäßige That bewundert, einst vielleicht auch nicht eine Spalte sich aufgeschrieben finden möchte.

Die Bischöfe schrieb, unterzeichnete sie sich nie anders, als: Radegundis die Sünderin.

36. Die heilige Radegundis erreichte ein Alter von beinahe achtzig Jahren. Sie starb erst in dem Jahre 587 und zwar an einem Mittwoch, dem Tage, der ihr ganzes Leben hindurch ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Verehrung und Andacht gewesen war; weil einige alte kirchliche Schriftsteller behauptet hatten, daß es ein Mittwoch gewesen, an welchem das Licht der Welt, Jesus Christus — gebenedeit und angebetet in alle Ewigkeit — auf die Welt gekommen sey. Durch die vielen und ununterbrochenen Werke der strengsten Buße war Radegundis Körper völlig abgezehrt; sie glich mehr einem dahinwallenden Schatten, als einem lebenden Wesen. Aber kaum war sie todt, als alle die bezaubernden Züge ihrer jugendlichen Schönheit wieder hervortraten. Ein unaussprechlicher, himmlischer Liebesreiz ergoß sich über ihr Antlitz; sie glich einem schlafenden Engel, und wer es nicht wußte, konnte, wenn er sie sah, nicht glauben, daß sie todt wäre. Der heilige Gregor von Tours hatte damals sein bischöfliches Amt schon angetreten. Als Radegundis starb, war er in Poitiers, mithin Zeuge ihres Todes, wie ihrer Beerdigung; und wir erzählen demnach unsern Lesern nichts, als was dieser Augenzeuge und ebenfalls erzählt hat.

37. Zu Erregung und Verbreitung jenes Evangelischen Sinnes, welcher damals in Gallien so viele heilige Männer, Frauen und Jungfrauen auf die höchsten Stufen christlicher Vollkommenheit führte, trug der große Bischof von Rheims, der heilige Remigius, während seines langen, vieljährigen *) Oberhirten-

*) Durch besondere und wunderbare Hülfe Gottes, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, schon zum Bischofe gewählt, stand der heilige Remigius der Kirche von Rheims volle vier und siebenzig Jahre vor.

amtes, durch sein Beispiel wie durch seine Lehre, gewiß nicht wenig bei Frommen, gekehrt, mit der Gabe der Beredsamkeit geschmückt, voll der Liebe Gottes und des Nächsten, unermüdet thätig in den Geschäften seines heiligen Amtes, stets wachsam für das Wohl der Kirche, wie für das wahre Wohl der Völker, regierte er mit erleuchteter Weisheit länger als ein halbes Jahrhundert nicht nur die Kirche von Rheims, sondern war auch bei dem einzigen damaligen katholischen Monarchen, dem mächtigen Eblodowig nämlich, ein wahrer, stets eifriger Protektor der ganzen katholischen Christenheit; und nicht mit Unrecht verehrte ihn das fränkische Volk, und verehrt ihn auch heut zu Tage noch ganz Frankreich als seinen Apostel. Hincmar erzählt, daß Papst Hormisdas den heiligen Remigius zum Legaten und Vicarius des römischen Stuhles in allen, dem Scepter Eblodowig's unterworfenen Ländern ernannt habe. Die hohe Achtung, in welcher Remigius auch in Rom stand, und die Rücksichten, welche der römische Stuhl dem mächtigen Beschützer der katholischen Kirche schuldig war, geben Hincmar's Erzählung einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, obschon ein in derselben eingeschlichener Anachronismus einige Zweifel über dieselbe erregt. Eblodowig nämlich war schon gestorben, bevor noch Hormisdas den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte. Indessen kann dieser Umstand Hincmar's Bericht bei weitem nicht völlig entkräften, indem es leicht möglich, ja wohl wahrscheinlich ist, daß Hincmar sich bloß in dem Namen des Papstes irrte, und dem Hormisdas zuschrieb, was früher Papst Symmachus gethan hatte. Wie diesem aber auch seyn mag; so bleibt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß dieser ehrwürdigen Bischofes hohes Verdienst und hervorleuchtenden Tugenden, und die im Leben sowohl als nach dem Tode desselben von Gott

gemerkten Wunder, so wie das plötzliche Verschwinden der Pest, als man sein Grabsuch in feierlicher Procession durch die Straßen von Rheims trug, die Kirche vollkommen berechtigten, ihn den Heiligen und vorzüglich auserwählten Freunden Gottes zuzuzählen.

38. Remigius starb im Anfange des Jahres 533, im sechs und neunzigsten seines Alters. Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode verlor er sein Gesicht, erhielt es aber wieder einige Monate, bevor er starb. Aus seinem Testamente, einer sehr Periode auf uns gekommenen U daß der Himmel ihn auch an gesegnet hatte. Er war nach an liegenden Gründen und würdigste aus diesem Testamente schichte ist das Vermächtniß ein von Rheims. Remigius verordnete bei Austheilung der heiligen Communion bedienen sollte; und ließ selbst noch kurz vor seinem Tode einige Verse darauf graben, welche den damaligen Glauben der Kirche in Ansehung des heiligen Abendmahls auf das neue bezeugen; denn sie sagen ganz bestimmt, daß der in dem Kelche enthaltene Wein, durch die Consecration, in das aus den Wunden des Erlösers geflossene Blut verwandelt werde.*)

*) *Hauriat hinc populus vitam de sanguine sacro,
Injuncto aeternus quem fudit vulnera Christus;
Remigius reddit Domino sua vota Sacerdos.*

Sinclair sagt, daß man zu seiner Zeit diesen Kelch noch gezeigt habe, derselbe aber nachher, in den unglücklichen Zeiten der Einfälle der Normänner in Frankreich, sammt vielen andern goldenen und silbernen Kirchengeräthen, eingeschmolzen worden sey, um Gefangene aus der Gefangenschaft damit loszukaufen.

Der Nachfolger des heiligen Remigius war der heilige Romanus, Abt von Mantonai in der Gegend von Troyes. Aber nicht lange saß Romanus auf einem Stuhle, welchem sein heiliger Vorgänger einen neuen, selbst durch so viele Jahrhunderte, bis jetzt noch nicht erloschenen Glanz gegeben hatte.

XXVII.

1. Wir haben gesehen; welche heilige, ausgezeichnete große Männer, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, größtentheils auf den bischöflichen Stühlen in Gallien saßen: Männer, welche Schüler bildeten, die, wie die Folge lehren wird, auch lange nachher noch den Ruhm der gallischen Kirche zu behaupten wußten. Aber bei allem dem dürfen wir doch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der Einfluß des Königs bei den Bischofswahlen, schon während Chlodowig's Regierung, bedeutend zu wachsen anfangte. Unter den Söhnen dieses Monarchen nahm er immer mehr zu, und es kam bald so weit, daß bischöfliche Stühle, ohne alle vorangegangene Wahl und mit Hintansetzung aller sich darauf beziehenden Canons, bloß nach Willkühr des Königs besetzt wurden. Einigermassen waren die Bischöfe selbst daran Schuld, denn da wirklich Chlodowig's Söhne und selbst der ausschweifende, mit dem Verbrechen so ziemlich vertraute Lothar bei Ernennung der Bischöfe mit vieler Gewissenhaftigkeit und weiser Sorgfalt zu Werke gingen, auch gewöhnlich in ihren Wahlen sehr glücklich waren, so geschah es, daß oft anerkannt fromme, ja wohl heilige Bischöfe, wenn sie sich ihrem Ende nahe fühlten, wie z. B. der heilige Sacerdos von Lyon, den König baten, ihnen einen Nachfolger zu ernennen. Als aber der junge König Theobald, damals

beinahe noch ein Kind, getauscht von einem schlechten Menschen, denselben zum Bischofe von Auvergne ernannte, und dieser durch ein höchst unevangelisches Leben ein wahres Brandmal der gallischen Kirche ward; so fanden die Bischöfe für gut, auf einem in dem Jahre 557 zu Paris gehaltenen Concilium, diesem bei den Bischofswahlen eingerissenen Unfug durch einen besondern dießfalls abgefaßten Canon zu steuern.

2. Mit der so eben erwähnten Besetzung des Stuhls von Auvergne hatte es folgendes Bewandniß. Als der heilige Gallus, Bischof von Clermont, gegen das Jahr 553 gestorben war, begaben sich, gleich nach dessen Tod, sämmtliche Geistlichen dieser Kirche zu dem Priester Caton und begrüßten ihn als ihren Bischof. Wegen seiner Frömmigkeit und seines Eifers in allen seinen heiligen Berufsgeschäften stand derselbe überall in dem größten Ansehen; und die gesammte Geistlichkeit und das ganze Volk waren vollkommen mit einander einverstanden, daß Caton der Nachfolger des heiligen Gallus seyn mußte. Allgemein, und ohne daß auch nur eine Stimme sich dagegen erhoben hätte, ward dieser Wunsch laut ausgesprochen, und Caton, jedoch ohne vorhergegangene förmliche Wahl, weil man sie für überflüssig hielt, schon als Bischof von Auvergne betrachtet. Sobald also die Leiche des heiligen Gallus zur Erde bestattet war, gingen die zu dieser Trauerfeierlichkeit einberufenen benachbarten Bischöfe zu Caton und erboten sich, da sie jetzt ohnehin hier beisammen wären, ihm ohne weiters die bischöfliche Weihe zu erteilen. Der König, sagten sie, sey ja beinahe noch ein Kind, es wäre demnach unnöthig, dessen Genehmigung abzuwarten; sollte jedoch dieser Schritt am Hofe mißdeutet werden; so wollten sie Alles auf sich nehmen und würden die in seiner Person getroffene Wahl schon zu behaupten wissen.

3. Aber nun zeigt es sich, daß Gatons lauschende Frömmigkeit einen äußerst schwachen, schwachen Grund hatte. Mit glatter Aufgeblasenheit, von der man keinen Begriff hat, empfing er die Bischöfe, machte eine pomphafte und daher nur um so lächerliche Ausstellung seiner Tugenden und hohen Verdienste; rechnete ihnen beinahe an den Fingern her, wie oft und wie oft er faste, welches Almosen er austheilte, wie viele Stunden täglich er im Gebete beharrte, wie vieles Andere er noch thue oder nicht thue, und schloß endlich seine erbauliche Rede mit der Versicherung, daß, da ihm an Tugend und Verdienst niemand gleich komme, es auch durchaus unmöglich wäre, daß ein Anderer auf den bischöflichen Stuhl könnte erhoben werden, daher er auch zu dieser Würde durchaus nicht anders, als ganz nach den Bestimmungen der diesfalls bestehenden Canons wollte gewählt seyn. Um dieses Letztere zu verstehen, muß man wissen, daß wirklich vor mehreren Jahren auf einem Concilium gallischer Bischöfe festgesetzt ward, daß die Wahl eines Bischofs erst nach eingelangter königlicher Genehmigung ihre volle Gültigkeit haben sollte.

4. Als die Bischöfe, zu ihrem größten Erstaunen, Gatons salbungsvolle Rede bis zum Ende angehört hatten, waren sie wenig darum bekümmert, denn mit sich selbst so ungemein zufriedenen Heiligen keine hohe Meinung von seinen Verdiensten zu heucheln; sie ließen ihm seinen erträumten Heiligenschein versichern, daß sie sich in seine Angelegenheiten ferner nicht mehr mischen würden, und lehrten nun so schnell als möglich jeder zu seiner Kirche wieder zurück. Aber unter der Geistlichkeit von Auvergne befand sich ein Archidiacon, Namens Cautinus, ein Schalk, wie es wenige gibt. Als dieser sah, wie die Sachen stünden und von Gatons stolzem Troß gehört hatte, ver-

ließ den heimlich die Stadt, lagah sich in aller Eile
 nach Metz an das königliche Hoflager, war mithin der
 erste, welcher dem Könige die Nachricht von dem
 Tode des heiligen Gastes überbrachte, und wußte den
 jungen Monarchen so zu
 Nachfolger und, was
 doch wirklich die Canons
 verboten war in Bischofs
 von Auxergne

5. Eaton war untröstlich, als er diese, ihm so
 ganz unerwartete Kunde erhielt. Von dem Gipfel
 seiner Hoffnungen so plötzlich und so unvermuthet herab
 abgestürzt, wußte er sich gar nicht zu fassen. Zwar
 wollte der König, als er von der wahren Lage der
 Dinge unterrichtet ward, ihn mit dem bald darauf er-
 ledigten Bisthume von Tours entschädigen, aber Eato-
 n wies die angebotene Entschädigung mit Stolz zu-
 rück; besann sich jedoch bald eines bessern, zeigte sich
 willig, das Bisthum von Tours anzunehmen, und
 ward nun, da es zu spät war, auch hier wie-
 der abgewiesen. Voll Unmuth über zweifach schla-
 geschlagene Hoffnung, wollte Eaton jetzt den Gaulti-
 nus gar nicht als Bischof von Auxergne erkennen, zog
 noch einige Geistlichen auf seine Seite und veranlaßte
 ein Schisma, welches jedoch keine andern Folgen
 hatte, als daß Eaton und seine Anhänger aller Bene-
 ficien und Einkünfte, welche sie von der Kirche hats-
 ten, für verlustig erklärt und derselben von dem neuen
 Bischöfe beraubt wurden.

6. Indessen war leider der neue Bischof Gaulti-
 nus ein von Grunde aus verdorbener Mensch, dem
 Trunks und der Wöllerei ergeben, beinahe täglich so
 berauscht, daß er nicht mehr von der Tafel aufstehen

konnte und seine Diener ihn in sein Schlafgemach tragen mußten; dabei geizig, habſüchtig, ungerecht und bis zur Grausamkeit unbarmherzig. Einen Priester seiner Kirche, Namens Anastasius, welcher ihm eine von der Königin Clotildis erhaltene Schenkung nicht abtreten und daher eben so wenig ihm die sich darauf beziehende Urkunde einhändigen wollte, befahl er lebendig zu begraben, das heißt, er ließ den Unglücklichen, in der Absicht, ihn den Hungertod sterben zu lassen, in ein marmornes, in einem unterirdischen Gewölbe der Kirche zum heiligen Märtyrer Cassius beständliches Grabmal einsperren. Anastasius hätte den grausamsten Tod sterben müssen, hätte nicht Gottes erbarmende Vorsehung über dessen Leben gewacht. Die Hüter des Grabmals hatten vor den Eingang desselben einen angeheuern, vorher auf dem Sarkophag gelegenen Stein gewälzt. Für die Sicherheit ihrer Gefangenen glaubten sie nun gesorgt zu haben; zündeten, weil es Winter und sehr kalt war, ein großes Feuer an, fingen an zu trinken, berauschten sich und schliefen ein. Die Gruft, in welcher der arme Anastasius sich jetzt eingesperrt befand, war so enge, daß er mit dem Leibe sich nicht bewegen konnte. Da man aber von dem Sarge den Deckel genommen hatte und die darin liegenden modernden Gebeine nun einen ganz anaußstehlichen Gestank verursachten, so ward er dadurch gezwungen, wenigstens seine Hände, die noch frei waren, zu gebrauchen und mit seinem Mantel sich Nase, Mund und Ohren zu verstopfen. Natürlich Weise mußte er dieses öfters wiederholen; und so geschah es nun, daß er unter dem vielen Hin- und Herbewegen der Hände endlich glücklicher Weise auf Etwas stieß, das er sogleich für ein sehr starkes, in dem Grabmale zufällig zurückgelassenes Hebezeug erkannte. Ein Strahl der Hoffnung brach nun plötzlich durch die Todesfinsterniß, welche den Unglück-

lichen umgab. Unverzüglich machte er einen Versuch, mit dem gefundenen Werkzeuge den Stein hinwegzurücken. Der Versuch gelang, und Anastasius kroch aus seinem Mordloche heraus. Da die Wächter fest schliefen, so kam er eben so glücklich an einen Ausgang des unterirdischen Gewölbes, welcher auf die Straße führte. Leider war dieser Ausgang durch eine von Bohlen und starken Brettern gefertigte und von außen fest zugenanagelte Thür geschlossen, in welcher jedoch, weil die Bretter nicht dicht an einander geschoben waren, sich mehrere Oeffnungen befanden, durch welche man von innen ganz genau sehen und erkennen konnte, was draußen auf der Straße vorging. Höchst erwünschter Weise fügte es sich, daß jetzt gerade noch jemand diese Straße vorüberging. Anastasius rief den Menschen herbei, klagte ihm in wenigen Worten sein Unglück und bat um Hülfe. Der mittheidige Unbekannte war gleich zu Allem bereit; zerschmetterte oder zerhackte die Latte, durch welche die Nägel und vorgelegten Schloßer die beiden Theile des Thores zusammenhielten, und Anastasius war nun wieder in völliger Freiheit. Eiligt ging er jetzt nach Hause; packte die nöthigen Urkunden zusammen und floh nach Soissons zu König Clothar, der jetzt, da König Theobald schon seit einigen Jahren nicht mehr lebte, im Besitze von ganz Aufrassen, mithin auch von der Landschaft Auvergne war. Clothar erstaunte über diese unerhörte Grausamkeit eines Bischofes. Eutinus ward nach Soissons berufen, dort seines Frevels überführt, beschämt; allgemein verabscheuet, aber dennoch nicht bestraft. Noch einige Jahre schändete der gewissenlose Mann den bischöflichen Stuhl von Clermont. Endlich brach eine Pest in der Stadt aus. Gleich einem feilen Wirthlinge verließ Eutinus sogleich seine Gemeinde, zog eine Zeitlang, um der Seuche zu entgehen, in den benach-

barten Ständen und Völkern herum, wagte es endlich doch einmal, wieder in die Stadt zurückzukehren, hatte aber kaum seinen Fuß in dieselbe gesetzt, als das Pestübel ihn ergriff und der Tod die Kirche von Auvergne von einem Schandflecken befreite, welcher um so ärgerlicher des Contrastes wegen war, den Causinus gottloses Leben mit dem reinen Wandel so vieler frommer, großer und heiliger Bischöfe, täglich den Augen nicht nur der Katholiken, sondern auch der Arianer, Juden *) und Heiden darstellte. Wahrscheinlich hat Gott, damit die gallische Kirche sich ihres Glanzes und der von Oben erhaltenen Gnaden nicht überhebe, es zugelassen, daß Satan ihr diesen Pfahl in das Fleisch steckte.

7. Unter Chlodowig's Söhnen wurden auch sehr häufig Concilien gehalten. Jedes Jahr versammelten sich die Bischöfe einer jeden Provinz Einigemal; besonders wenn die königlichen Brüder in Frieden mit einander lebten, gab es auch Concilien, auf welchen Bischöfe aus allen drei Reichsantheilen versammelt waren. Man kann dieselben als wahre Nationalconcilien betrachten, die gewöhnlich die segensreichsten Folgen für die Eintracht sämmtlicher Kirchen in Gallien nach sich zogen. Die Verhandlungen auf diesen Concilien bieten dem Geschichtschreiber nicht selten ein doppeltes Interesse. Sie belehren nicht nur über den Zustand der Disciplin und äußern Verfassung

*) Von den Juden war Cautinus, wie Gregor erzählt, ein ganz besonders großer Freund; aber nicht, um ihre Seelen Jesu Christo zu gewinnen; sondern weil dieselben ihn bei seinen Wuchergeschäften, vorzüglich beim Ein- und Auswechseln fremder Gold- und Silbermünzen, sehr nützlich waren.

der gallischen Kirche jener Zeit; sondern sie verbreiten auch oft vieles Licht über die Sitten, Cultus und Charakter der fränkischen Nation selbst.

B. Solche Nationalconcilien waren z. B. das erste und zweite Concilium von Orleans. Jenes kam auf ausdrückliches Verlangen Königs Chlodowig's, kurz vor dessen Tode, in dem Jahre 511 zusammen. Zwei und dreißig Bischöfe waren auf demselben versammelt, und ein und dreißig Canons wurden darauf beliebt. Es wird hinreichend seyn, nur einige der merkwürdigsten hier anzugeben. — Durch den ersten, zweiten und dritten Canon wird geboten, die Todschläger, Ehebrecher, Diebe, Mädchen- oder Frauenräuber, und Sklaven, welche sich in eine Kirche oder bischöfliche Wohnung geflüchtet haben, nicht eher auszuliefern, als bis derjenige, welcher deren Auslieferung fordert, durch einen auf die heiligen Evangelien geschworenen Eid versprochen hat, denselben alle Strafe zu erlassen. Die gekränkte Parthei soll indessen doch zufrieden gestellt, und z. B. derjenige, welcher eine Frau oder Jungfrau gegen deren Willen entführte, der Sklave desjenigen werden, dessen Rechte dadurch verletzt wurden, jedoch mit dem Vorbehalte, daß jenem gegönnt seyn soll, mit Gelde sich von der Dienstbarkeit wieder loszukaufen. — Durch den vierten Canon wird verboten, einen Laien ohne Erlaubniß des Königs in den geistlichen Stand aufzunehmen. — Der Grund, worauf dieser Canon beruhte, war die auf jedem Freien lastende Verbindlichkeit zum Kriegsdienste. Da dieser zu Folge der König in seinem Interesse gekränkt worden wäre, wenn viele seiner kriegspflichtigen Unterthanen, durch Eintreten in den geistlichen Stand, sich dieser Verpflichtung entzogen hätten; so verordneten die Bischöfe, und zwar auf besonderes Begehren des Königs, niemand ohne

Erlaubniß des Monarchen die untern Weihen zu erteilen. Ausgenommen davon waren jedoch die Söhne, Enkel und Urenkel der Geistlichen, die vermöge ihrer Geburt schon unter der Gewalt der Bischöfe standen. — Durch den fünften Canon wird den Bischöfen, unter Strafe der Excommunication verboten, Etwas von den Einkünften ihrer Kirchen zu irgend einem andern Zwecke zu verwenden, als: 1. zu ihrem eigenen, standesmäßigen Unterhalte; 2. zur Deckung der Unkosten, welche die im dem kirchlichen Gebäuden nothwendig gewordenen Reparationen erfordern; 3. zur Unterstützung der Armen, und endlich 4. zum Loskaufen der Gefangenen. — Der siebente Canon enthält ein Verbot für Aebte, Priester und andere Geistlichen, ohne besondere Erlaubniß ihrer Bischöfe sich an das königliche Hoflager zu begeben, um dort allerlei Gnadenbezeugungen von dem Monarchen zu erbetteln. — Auch dieser Canon ward, weil wirklich durch vergleichen indiscrete Besuche der König sehr oft nicht wenig geplagt ward, auf ausdrückliches Verlangen desselben von den Bischöfen beliebt. — Durch den achten Canon ward festgesetzt, daß, wenn ein Bischof wissentlich einen Sklaven, ohne die Genehmigung des Herrn desselben, zum Priester oder Diacon weihete, eine solche Weihe in ihrer Kraft bleiben müsse, der Geweihte demnach seine neue Würde nicht mehr verlieren könne; aber der Bischof selbst auch gehalten seyn soll, dem Herrn des bisherigen Sklaven dessen doppelten Werth zu ersetzen. — Der dreizehnte Canon verbietet der Wittwe eines Priesters oder Diacons, sich wieder zu verheirathen. — Der vierzehnte Canon überträgt dem Bischöfe die Verwaltung des gesammten, den in seiner Diocese liegenden Kirchen gehörigen, beweglichen und unbeweglichen Vermögens. Eine Ausnahme davon machten bloß die Besitztungen der Klöster. — Der sechzehnte Canon

macht es den Bischöfen zur Pflicht, für alle Kranke, Gebrechliche, oder zur Arbeit Unfähige in ihren Kirchsprengeln zu sorgen. — Der vier und zwanzigste Canon bestimmt die Dauer der österlichen Fastenzeit auf vierzig Tage; und es erhellt aus diesem Canon, daß in einigen Kirchen Galliens dieselbe bisher fünfzig Tage gedauert hatte. Endlich wird durch den dreißigsten Canon, und zwar hier zum erstenmale auf einem förmlichen Concilium von Bischöfen der Gebrauch des sogenannten Sortes Sanctorum *) unter der Strafe der Excommunication verboten.

9. Das zweite Concilium von Orleans kam im Jahre 533 zusammen. Die drei fränkischen Könige hatten es begehrt und daher ihren Bischöfen befohlen, wenn nicht Krankheit oder Altersschwäche Einen oder den Andern abhielt, sämmtlich darauf zu erscheinen. Das Concilium bestand indessen doch nur aus ein und dreißig Bischöfen, wovon sechs und zwanzig in Person und fünf durch Deputirten demselben beiwohnten. Es wurden ein und zwanzig Canons auf demselben gemacht, wovon einige vorzüglich deswegen merkwürdig sind, weil sie Bestimmungen enthalten, welche wir bis jetzt noch nie unter den Satzungen anderer Concilien gefunden haben. So z. B. waren zu Folge des fünften und sechsten Canons die in einer bischöflichen Wohnung befindlichen Mobilien nicht ein Eigenthum des Bischofes, sondern der Kirche, und gingen daher nach dem Tode des Erstern auf dessen Nachfolger über. — Der neunte Canon verbietet jedem Priester, mit Laien oder unter Laien zu leben.

*) Worin diese Sortes Sanctorum bestanden, dieß haben wir schon im dritten Bande unserer Fortsetzung erklärt, und zwar in der zu S. 7. des sechsten und zwanzigsten Abschnittes gehörigen Note.

seinen Abgeordneten erschien.

XXVIII.

1. Pabst Johannes II. starb am 26. April des Jahres 533. Ihn Nachfolger des Verstorbenen ward der wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit in großem Ansehen stehende Archidiacon Agapet gewählt. Er war ein Sohn des Priesters Gordianus, und bestieg am vierten des darauf folgenden Monats Mai den durch Johannes II. Tod erledigten päpstlichen Stuhl. Leider war seine Regierung schnell vorübergehend; sie dauerte kaum ein volles Jahr, in welchem jedoch Agapet, sowohl von seiner Gelehrsamkeit und tiefem Blicke in den Geschäften, als auch von der unerschütterlichen Festigkeit seines Charakters und seinem wahrhaft christlichen Heldensinn, mehr als einmal die sprechendsten Beweise zu geben Gelegenheit fand.

2. Sein Pontificat begann Agapet sogleich mit einem Acte der Gerechtigkeit, indem er das gegen Dioscorus, nach dessen Tod, gefällte Excommunicationstheil, welches Pabst Bonifacius von den diesfalls in einem Concilium versammelten Bischöfen und Priestern erzwungen hatte^{*)}, in Gegenwart der gesammten Geistlichkeit der römischen Kirche öffentlich verbrennen ließ.

3. Contumeliosus, ehemaliger Bischof von Nica, welcher, angeklagt eines Verbrechens der Unkeuschheit, durch ein vom Pabste Johannes bestätigtes Urtheil gallischer Bischöfe, sowohl der bischöflichen, wie priesterlichen Würde war entsezt und in ein Kloster gebracht worden, appellirte jetzt von diesem Urtheile an

10^{*)} Man sehe dieses Bandes 19. Abschn. S. 2.

den Nachfolger des Johannes, Agapet, nahm die
 M. Conc. Col. Appellation an, und schrieb an den heiligen Casarius,
 8 p. 355. daß er Richter ernennen würde, um die Sache an Ort
 und Stelle auf das neue zu untersuchen; indessen sollte
 Contumeliosus, obgleich die gallischen Bischöfe ihm
 erlaubt hätten, das Kloster zu verlassen und zu keiner
 Kirche zurückzugeben, dennoch bis zu erfolgtem Endur-
 theil sich aller bischöflichen Verrichtungen, wie auch
 des Messe-Essens enthalten. Diesem päpstlichen
 Schreiben folgte ein zweites, ebenfalls an den heiligen
 Casarius, in welchem der Papst das Gesuch dieses
 1bid. p. 356. großen Bischofes, zum Besten der Armen einige
 Grundstücke seiner Kirche veräußern zu dürfen, un-
 bedingt zurückweist; mit der Bemerkung, daß die be-
 stehenden Canons ihm zu heilig wären, als daß er
 Etwas denselben zuwiderlaufendes, irgend einer Ur-
 sache wegen, und so groß das Ansehen der Person, die
 ihn darum ersuchte, nur immer sagen möchte, jemals
 zugeben könnte.

4. Um die nämliche Zeit kamen auch Deputirten
 aus Afrika an, und überreichten dem Papste ein Syno-
 dalschreiben des im Anfange eben dieses Jahres (585)
 zu Carthago gehaltenen Nationalconciliums. — Seit
 hundert Jahren war den Kirchen von Afrika nicht
 mehr das Glück geworden, daß ihre Oberhirten sich
 in einem Concilium hätten versammeln dürfen. Wäh-
 rend dieser langen Zeit, einer Zeit harter Bedrückung
 und grausamer, blutiger Verfolger, war die, unter
 dem eisernen Joch einer geschlossenen, die Religion Jesu
 mit Feuer und Schwert verfolgenden arabischen
 Regierung, lauzende Kirche von Afrika in Aufhebung
 ihrer geistlichen Verhältnisse in tiefen Verfall gerathen;
 auch hätten sie und da manche Mißbräuche sich ein-
 schleichen, manche heilsame kirchliche Satzungen be-
 nahe in völlige Vergessenheit gerathen müssen. Um

alle: Einheit und Gleichförmigkeit der Disciplin in allen Kirchen wieder einzuführen, den bestehenden heiligen Canons neue Kraft zu ertheilen und den in ihrem Verfall begriffenen tiefgesunkenen Kirchen Afrikas auch den ihnen gehörenden äußern Glanz wieder zu geben, war unstreitig ein Nationalconcilium eines der dringendsten Bedürfnisse; und da nun durch Belisarius's Geleite, Afrika jetzt wieder dem römischen Kaiser gehörte; so berief Reparatus, Erzbischof von Carthago, sämtliche afrikanische Bischöfe zu einem Nationalconcilium in Carthago zusammen.

5. Hundert und sieben afrikanische Bischöfe waren auf diesem Concilium versammelt. Groß war der Zulauf der, selbst aus fernen Gegenden, herbeistromenden Rechtgläubigen; und diese wie die Bischöfe selbst, erlageden ehemaligen harter Drangsale und schwerer Prüfungen, konnten, bei dem Anblicke der ihnen jetzt wieder aufgegangenen, milden Friedenssonne sich kaum mehr der Thränen enthalten.

6. Von den Akten dieses Conciliums ist wenig auf uns gekommen. Indessen machen dennoch verschiedene, sich darauf beziehende Briefe, sowohl der auf dem Concilium versammelten Väter an den apostolischen Stuhl, als auch von Seite des Papstes an das Concilium, an den Erzbischof Reparatus und an den Kaiser Justinian, uns hinreichend mit den darauf gepflogenen Verhandlungen bekannt. Neue Canons, so viel man weiß, wurden keine beliebt, nur die schon bestehenden erneuert, zum Theil auch deren Anwendung oder Ausnahmen theils erweitert, theils beschränkt oder auch genauer bestimmt, und endlich die in dem Jahre 525 von dem Erzbischofe Bonifacius, dem Vorgänger des Reparatus, mit Zuziehung einiger Bischöfe, den Klöstern in Afrika ertheilten Privilegien auf das neue bestätigt.

Diesem zu Folge hatten die Bischöfe sehr gar nicht mehr mit den Angelegenheiten der Klöster zu befassen. Die Mönche sollten bloß unter der Leitung ihrer Äbte stehen; würde ein Abt sterben, so sollten sämtliche Mönche des Klosters einen Andern wählen und, bei zweifelhafter, strittiger Wahl, einige andere, diefalls zusammentretende Aebte die Sache entscheiden. Das einzige Geschäft, was den Bischöfen noch überlassen blieb, war bloß eine Klosterkirche oder Oratorium einzumewen, oder einem Mönche die Priesterweihe zu erteilen. Fanden sie das ihnen vorgestellte Candidat für die hohe, priesterliche Würde nicht geeignet; so konnten sie das an sie diefalls ergangene Gesuch zurückweisen.

7. Der wichtigste Gegenstand, welcher die auf dem Concilium versammelten Väter beschäftigte, war die Behandlungsweise der zur katholischen Kirche theils schon übergetretenen, theils in der Zukunft noch überzutretenden Arianer. Der Arianismus hatte aufgehört die Religion des Hofes zu seyn. Weder Furcht vor Verfolgung, noch Hoffnung größter Belohnungen fesselten mehr die Jungen; laut durfte jede secte die Wahrheit bekennen; unendlich gefährdeten, wie der Leser schon weiß, die von Justinian gegen Secten und Sectengeist erlassenen Verordnungen auch ungemein das zivilische Interesse derjenigen, welche dem arianischen Banne noch ergeben waren. Kein Wunder also, daß eine große Menge, nicht bloß Laien, sondern auch arianischer Bischöfe, Priester und anderer Geistlichen sich jetzt meldete, und an den Schoße der Kirche wieder aufgenommen zu werden begehrte. Aber in Ansehung der arianischen Geistlichkeit entstand nun die Frage, ob man dieselbe, in ihren verschiedenen geistlichen Würden lassen, oder nur in die Communion der Laien

abzuweisen, oder auch einen dritten, so viel möglich vermittelnden Ausweg einschlagen müßte. Der bei weitem größte Theil der Bischöfe war der Meinung, daß man sie bloß zur Communion der Laien zulassen sollte. Indessen getrauten sie sich doch nicht, dieses hierin zu entscheiden, sondern es ward einstimmig beliebt, sich an den römischen Hof zu wenden, und die päpstliche Entscheidung zu erwarten.

B. Der Bischof Petrus, nebst einem Diakon der Kirche von Carthago, Namens Liberatus, wurden also mit dem schon erwähnten Synodalschreiben nach Rom gesandt. Das Schreiben des Conciliums war eigentlich an den Papst Johannes gerichtet. Da aber die Deputirten, der noch sehr rauben Jahreszeit wegen, nicht gleich ihre Reise antreten konnten, und Johannes II. indessen starb; so gab Reparatus ihnen noch ein zweites Schreiben mit, in welchem er dem neuen Oberhaupte der Kirche zu dessen Thronbesteigung im Namen sämtlicher afrikanischer Kirchen Glück wünschte.

C. Zu gleicher Zeit ward auch Theodoros, ebenfalls Diakon der Kirche von Carthago, nach Constantinopel an den Kaiser Justinian mit einem Schreiben gesandt, in welchem die versammelten Väter den Monarchen um Zurückgabe sowohl sämtlicher von den Vandalen geraubten Kirchengüter, als auch aller den Kirchen ehemals zustehenden, ihnen aber von den Arianern entzogenen Rechte und Privilegien ersuchten. Justinian zeigte sich ungemein bereitwillig, den Bitten der afrikanischen Bischöfe zu willfahren, und erließ schon unter dem 1. August desselben Jahres ein, an Salomon, den Statthalter des römischen Africas, gerichtetes Gesetz, kraft dessen nicht nur die, den Kirchen ehemals gehörigen,

liegenden Gründe, sondern auch alle aus dem Reich geraubten oder entnommenen Juwelen, goldene und silberne Gefäße oder andere Geräthschaften, ohne allen Zeitverlust und ohne irgend eine Einwendung anzuhören, wieder zurückgegeben werden mußten. Auf die sogenannten Rechtsmittel der gegenwärtigen Besitzer ward, wie billig, nicht die mindeste Rücksicht genommen.

M. Con. Col.
p. 842.

10. Auch der Pabst zögerte nicht, den Vätern des Conciliums zu antworten. Agapet theilte, in Ansehung der neubekehrten Arianer, völlig die Meinung der übrigen afrikanischen Bischöfe. Er verordnete daher in seinem Schreiben an den Erzbischof von Carthago, daß es hierüber bei den in den Canons schon enthaltenen Bestimmungen sein Bewenden haben sollte. Die Arianer mußten zufrieden seyn, daß die Kirche sie wieder in ihren Schooß aufzunehmen verlangte; sie außer dem aber auch noch kirchliche Würden und Ehrenstellen; so würde dieses Verlangen sehr gegründete Zweifel über die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung erregen, und sogar zu der Vermuthung berechtigen, daß nicht Ueberzeugung, sondern bloß Ehrgeiz sie zur Rückkehr zur wahren Kirche bewogen habe. Auch Jenen, welche als Kinder von den Arianern die Taufe erhalten haben, verschließt Agapet den Zutritt zu dem geistlichen Stande.

11. Hierin, so wie überhaupt in Ansehung der ganzen Behandlungsweise der zur katholischen Kirche übergetretenen arianischen Geistlichkeit, war jedoch Kaiser Justinian einer ganz andern, von jener des Pabstes völlig verschiedenen Meinung. Sobald der Kaiser von dem Tode des Pabstes Johannes und der Erhebung Agapet's Kunde erhalten hatte, erließ er an Letztern ein, von einem Briefe des Patriarchen

Epiphanius von Constantinnopel begleitet, kaiserliche Schreiben, um dem neuen Papste über dessen Erhebung Glück zu wünschen, und nach altem, sehr loblichen Brauch, demselben zugleich sein Glaubensbekenntniß zu übersenden. Justinian ersucht den Papst, in seinem Antwortschreiben an den Patriarchen die Erklärung einfließen zu lassen, daß die Kirche alle jene von sich ausschließe, deren Lehren nicht mit dem kaiserlichen Glaubensbekenntnisse übereinstimmen.

12. Bald darauf schrieb Justinian abermals an den Papst. Die Vereinigung der Arianer mit der Kirche lag dem Kaiser sehr am Herzen. In seinem Schreiben äußert er daher den Wunsch, daß, um jenen Zweck desto leichter zu erreichen, die arianischen Bischöfe und Priester auch in der katholischen Kirche in ihrer bisherigen Würde möchten beibehalten werden. Bei dieser Gelegenheit sucht Justinian auch das Betragen des Patriarchen von Constantinnopel gegen den Bischof Stephanus vorzüglich dadurch zu entschuldigen, daß Epiphanius den Achilles auf seinen Befehl geweiht habe. Endlich ersucht der Kaiser auch den Papst, daß er dem Bischofe seines, nunmehr unter dem Namen Justinianea, zur Stadt erhobenen Geburtsortes die Würde eines apostolischen Vicarius ertheilen möchte.

13. Beide kaiserliche Schreiben wurden natürlicher Weise ebenfalls durch zwei besondere päpstliche Breven beantwortet. Justinian's Rechtgläubigkeit ertheilt Agapet große Lobsprüche. Er sagt dem Kaiser, daß er sein Glaubensbekenntniß gutheißt und annimmt, aber nicht als wenn die Lehre eines Laien in der Kirche eine Autorität wäre;)

) — — non quia laicis auctoritatem praedicationum

sonderst wohl et *tenes* mit dem Oberbegriffe der *ecclesie* vollkommen überelastisch sind. In Anknüpfung der arianischen Gesinnung bemerkt der Papst dem Kaiser ungefähr das nämliche, was er diesfalls vorher schon an den Erzbischof Reparatus von Carthago geschrieben hatte. „In der That, Jesu,“ sagt Agapet hinzu, „muß man durch die rechte Thüre eingehen; aber die rechte Thüre ist nicht folger Betlangen nach geistlichen Würden und Ehrenstellen.“ — Den Patriarchen von Constantinovel glaubt Agapet dadurch, daß derselbe einem kaiserlichen Befehle sich hätte fügen müssen, gar nicht entschuldigen zu können; indem es in diesem Falle nur noch um so mehr dessen Pflicht gewesen wäre, einen so frommen Kaiser, der ohnehin schon so viele Reue zeige, die Rechte des Stuhls des heiligen Petrus zu schützen, auf jede Art darauf aufmerksam zu machen, wie sehr durch dergleichen Befehle eben diese Rechte gekränkt würden.“ — *Abgeschlossen*

admittimur, sed quia studium fidei vestra-
trum nostrorum regalis conveniens confirma-
mus atque roboramus,

- *) Quod autem clementia vestra fratris et co-
episcopi nostri Epiphanii dignata est excusare
personam, quia in praedicti Achillii consecra-
tione vestra potius jussio quam illius ordinatio
praevenisset; credimus quod et ipse cognove-
rit jure culpatum, qui praeter alia quae deli-
quit, hoc certe excusare vix poterit, quod tam
piissimo et clementissimo principi, beati quo-
que Petri privilegia defensanti non vel oppor-
tune vel importune augesserit quid in hac parte
sedis apostolicae reverentiae deberetur. Con.
Col. p. 852. — —

Dieses Schreiben des Papstes Agapet an Kaiser
Justinian ist wieder, wie so viele andere päpstliche

Bischöfe von Justinian beschreiben. Augustus von
Kaiser, unverzüglich einige Legaten zu schicken, wel-
che ihm die päpstliche, ebenfalls genannte Ent-
scheidung bekannt machen sollten.

14. Bald darauf starb der Patriarch Epipha-
nius von Constantinopel (535) und erhielt zum
Nachfolger den Anthimus, Bischof von Trebizund.
In der merkwürdigen Unterredung mit den Eves-
rianern zu Constantinopel stand er zwar in der
Reihe der Rechtgläubigen; aber in seinem Herzen
verdammt er das Concilium von Chalcedon, war
ein eifriger Freund und Anhänger der Eutychianer.
Als ein solcher war er der Kaiserin Theodora be-
kannt; und diese war es daher auch ganz allein,
die durch ihren mächtigen Einfluß ihn auf den Stuhl
von Constantinopel erhob. Sobald Epiphan-
ius, Patriarch von Antiochien, die Erhebung des Anthimus
erfuhr, schrieb er an den Kaiser, denselben bittend,
dafür zu sorgen, daß die Synodalschreiben, welche,
dem Herkommen zu Folge, der neue Patriarch von
Constantinopel an die übrigen Bischöfe jetzt senden
müßte, mit den Lehren der Kirche vollkommen über-
einstimmend befunden würden. Anthimus Synodals

Schreiben, ein wahres Muster eines mit ungemeiner Um-
sicht entworfenen, zwar in den ehrerbietigsten Ausdrücken
abgefaßten, aber der hohen päpstlichen Würde zugleich
auch nicht das Mindeste vergebenden apostolischen Bre-
ve's. Entkleidet man dasselbe des, obgleich sehr sinnvoll
gewählten Wortschmuckes, so sagt der Papst darin dem
Justinian ganz deutlich und unumwunden, daß ein Kai-
ser in rein kirchlichen Angelegenheiten gar nichts zu be-
fehlen habe, und daß, wenn er dennoch etwas hierin zu
befehlen sich anmaße, kein Bischof, wenn anders der-
selbe die heiligen Rechten und Pflichten seines bischöf-
lichen Amtes nicht verletzen wolle, einem solchen Befehle
nicht gehorchen dürfe.

schritten war daher mit der größten Vorsichtsamkeit abgefaßt, und sorgfältig vermied er darin Alles, was seine verlehrte Lehre hätte verrathen können. Ephrem nahm daher das Synodalschreiben an, das Joseph von Anthimus, über Verschiedenes sich umständlicher und mit mehr Bestimmtheit zu erklären und vor allem dem Eutyches und dessen Lehre das Anathema zu sprechen.

15. Anthimus Erhebung belebte auf, das neue so sehr den Muth der Aephalen, daß mehrere der Vornehmsten dieser Sekte: der berühmte Severus, Petrus von Apamea, der syrische Mönch Joana u., nach Constantinopel kamen, Versammlungen dort hielten, in Privathäusern sich priesterlicher Verrichtungen erlaubten, das heilige Opfer entweißeten, sogar auch das Sakrament der Taufe erteilten. Natürlicherweise ließ Anthimus dieses alles geschehen; stellte sich wenigstens, als wenn er von allem dem Unwesen nichts wüßte. Aber die Äbte der Klöster in Constantinopel ahneten den noch hinter dem Vorhange verborgenen Urheber alles dieses Unfuges. Unerschrocken widersetzten sie sich dem beginnenden Frevel; führten gegen Anthimus von Constantinopel Klage bei dem Kaiser; führten auch Klage gegen ihn in Rom bei dem Papste. Justinian beruhigte sie, indem er ihnen die frohe Kunde mittheilte, daß in kurzer Zeit das Oberhaupt der Christenheit selbst nach Constantinopel kommen werde; zudem gab er ihnen sein kaiserliches Wort, daß er alle Beschlüsse, welche der Papst, während seiner Anwesenheit in Constantinopel, auf canonischem Wege gegen Ketzer und Schismaticer erlassen würde, ohne Aufsehung der Person werde vollziehen lassen. Die frommen Äbte glaubten, die nahe Ankunft des Papstes ruhig abwarten zu müssen, und überließen einstweilen, diese kurze Zeit über, das zählende Chaos seinem eigenen Confluit.

18. Magesähr. von die nämliche Zeit, vielleicht einige Monate früher, trug sich auch noch ein anderes Ereigniß zu, das, abgesehen an und für sich wenig bedeutend, wir dennoch nicht ganz mit Stillstehenden übergehen zu dürfen glauben. Kaiser Julian der Abtrünnige hatte den Hofen von Constantinopel anlegen lassen und die dankbare Stadt ihm dafür ein Monument in der Mitte des Hofens errichtet. Ein heftiger Sturm stürzte jetzt dieses Denkmal; und Justinian befahl nun, an die Stelle der gestürzten Bildsäule des Abtrünnigen ein eben so herrliches und noch höheres Kreuz zu errichten. Wahrhaftig ein eben so frommer als sinnreicher Gedanke des Kaisers! denn das nun errichtete Kreuzzeichen war für die Religion eine wahre, das Andenken ihres Sieges über ihren ärgsten Feind jeden Tag erneuende Trophäe.

XXIX.

1. Rom war Afrika eine römische Provinz geworden, als schon eine nicht minder erwünschte Gelegenheit sich darbot, auch Gallien mit dem Reiche der Römer wieder zu vereinigen. Gewöhnlich führt jede glückliche Unternehmung zu einer neuen, und jede Eroberung reizt eben so sehr die Begierde zu erobern, als sie die Kraft, dieselbe zu besitzigen, vermehrt. In dem Herzen des Kaisers, wie in seinem Senatsrathe, ward also der Krieg gegen die Ostgothen in Italien beschloffen; und früher und schneller, als man hätte vermuthen sollen, traf nun dieses mächtige Volk die Strafe für seine, bei der Zerstörung des vandalischen Reiches, gezeigte unbegreifliche politische Apathie. Um aber die Entstehung wie die Gründe eines Krieges zu entwickeln, welcher eben so sehr wegen seiner langen Dauer und großen Ereignissen, als der Wan-

Lebenszeit aller menschlichen Dürft und der glänzenden
Schaar von Helden, welche nach einander den blutigen
Schauplatz betreten; so vorzüglich unsere Auf-
merksamkeit zu fesseln verdient, müssen wir auf einige
Augenblicke wieder zur Geschichte des ostgothischen
Reiches in Italien zurückgehen.^{*)}

2. Aus dem vorigen Bande wird der Leser sich
erinnern, daß nach dem Tode Theodorich's des Gro-
ßen (526) dessen Enkel Athanarich, unter der Vo-
mundschaft seiner Mutter, den Thron der Amalen be-
stieg. Unter dem Namen ihres Sohnes regierte jetzt
Amalasuntha; aber sie herrschte mit eben so viel Weis-
heit und Kraft, als Herzengüte und zarter Sorg-
falt für das Wohl ihrer Unterthanen. In dieser sel-
tenen Fürstin war Alles vereint, was nur immer eine
noch halb rohe, auf ihren Waffenerubm stolze Nation,
die bloß in kriegerischem Waffengeklümmel sich gefällt,
dennoch dem sanftern Scepter eines Weibes hätte un-
terwerfen müssen. Durch ihre Mutter Audesleva,
Theodorich's Schwester, vereinigte sie in sich die zwei
welken und ältesten aller damaligen Regentengeschlech-
ter, nämlich das Haus der Amalen mit jenem der
Merovinger; und ihr leider nur zu früh gestorbener
Gemahl, der tugendhafte und tapfere Eudharis, war
ein Erbsling des königlichen Hauses der Ostgothen.
Ihre körperliche Wohlgestalt und Schönheit; un-
streitig das geringste ihrer Verdienste, hatte selbst die Ei-
fersucht einer Theodora geweckt, und zog mit unwider-
stehlichem Zauber jedes Herz an sich, daß nur im-
mer höher, weibliches Verdienst nur einigermaßen zu

*) Die vorzüglichsten Quellen sind jetzt: Procopius de bell. goth.; Cassiodor's Briefe; Jornand. de reb. Get., und von neuem Werken Muratori und der Abregé chronol. de l'hist. d'Italie; T. 2.

schätzte wohl. Das glücklichste Mäthmenlager, das
 zu die Bildung, welche der große Alboinrich seinen
 Tochter hatte, geben lassen, mag man als erlebter
 Amalasuntha mit Wissenschaft geschmückt, und
 mit gleicher Fertigkeit in den lateinischen, griechi-
 schen und gothischen Sprache, auch suchte in philoso-
 phischen Studien Erholung nach, deren oft so drückte
 den Regentengeschäften, hatte die Ueberrückte ehemals
 der griechischen und römischen Kultur, belohnte mit
 königlicher Großmuth das Verdienst der Gelehrten
 und that zur Verbreitung wahrer Belehrsamkeit, wahr-
 end ihrer kurzen Regierung von kaum acht Jahren,
 ungleich mehr, oder doch gemäß wenigstens eben so
 viel, als alle sogenannten gekrönten Philosophen je
 noch auf ihren Thronen gethan haben.“

3. Acht und zwanzig Jahre war Amalasuntha
 alt, als sie die Fäden der Regierung übernahm;
 Nicht leicht war die Aufgabe, welche sie zu lösen
 hatte. Obgleich unter dem Gesetze, sollte sie einem
 römischen, unabhängigen, nur der kaiserlichen Faust ein-
 fachen gemachten Volk lehren, denselben dem Westen

*) Mit Zustimmung und Hilfe des Papstes Agapet wollte
 Amalasuntha in Rom theologische und philosophische
 Schulen nach dem Muster der berühmten
 alexandrischen Schulen anlegen. Beides hinderten die
 bald darauf in Italien ausgebrochenen Unruhen die Aus-
 führung dieser so heilsamen, nicht genug zu preisender
 Unternehmung. — — Ungeduldet ihrer vielseitigen
 Kenntnisse und ganz ungewöhnlichen Sprachgewalt,
 hatte, nach dem Zeugnisse Cassiodors, die Amalasuntha
 sich dennoch zum Gesetze gemacht, in dem Senatssaal
 nie selbst zu sprechen. Mit Aufmerksamkeit hörte sie
 bloß die Meinung der andern; gab aber alsdann eine
 Entscheidung, welche vollkommen bewies, daß sie, statt
 über den Gegenstand zu sprechen, nur desto eher über
 denselben gebacht hatte.

nehmen, daß auch jetzt noch vielfach Italien Italiener noch immer nicht, als eine gotische Erbschaft, und Römer und Italiener bloß Sklaven der Götzen wären; sie sollte ferner die Liebe und Zuneigung ihrer eigenen Nation gewinnen; und — was gewiß nichts Leichtes war — doch zugleich auch ihre italienischen Unterthanen beglücken. Aber Rom und Italien lernten bald über den schönen und seltenen Vereinigten Weiberhaues und männlicher Charakterstärke. Des Vaters großer Geist besetzte die Tochter; und der größte Regent seiner Zeit war nun durch ein geistvolles, unermüdet thätiges, und doch liebes und sanftes Weib vollkommen ersetzt.

4. Den Anfang ihrer Regierung begann Amasiasuntha mit dem kindlich-frommen Bestreben, alle trübe und beugende Maßanordnungen an die letzten Jahre ihres Vaters so viel wie möglich zu vertilgen. Des Böthes und Symmachus Kindern gab sie die eingezogenen Güter ihres Vaters wieder zurück, beförderte sie zu Ehrenstellen, überhäufte sie mit Wohlthaten, und that, was nur immer zu thun war, um diese unglücklichen Familien mit dem kranken Theodorich's wieder auszusöhnen.

5. Ihre italienischen Unterthanen schützte Amasiasuntha gegen die Raubsucht anmaßender Großen; und wachte mit unerbittlicher Strenge über die Handhabung der weisen, die bürgerliche Ordnung schützenden Gesetze, welche sie gegen Raub, Gewaltthätigkeit, Bestechbarkeit der Richter, Verhülltheit der Gerechtigkeit, falsches Zeugniß und alle die bösen Künste; erfunden, um die Wirkung eines klärenden Spruches zu vereiteln, gleich im Anfange ihrer Regierung gegeben hatte. Theodat, ein Prinz aus der königlichen Familie, und Statthalter oder Prä-

fest von Theben glaubte sich über die Gasse erhaben; die ganze Provinz betrachtete er als eine, durch das Loos ihm zu Theil gewordene Beute. Schon im Besitz großer Ländereien, wurde seine Gabsucht dadurch nur noch mehr gereizt. Jedes Eigenthum, das ihm gefiel, riß er an sich, und Gewaltthätigkeit wußte stets den mangelnden Rechtstitel ersetzen. Aber schnell machte Amalasuntha seinen Bedrückungen ein Ende, berief ihn nach Ravenna, ließ sein Betragen untersuchen, und Theodas, durch einen gerichtlichen Spruch, welcher ihn zwang, alles unrecht erworbenes Eigenthum wieder zurückzugeben, gleichsam moralisch als einen Räuber brandmarken.

6. Den alten römischen Adel hieß Theodorich's Tochter in hohen Ehren; sie betrachtete ihn als ein ehrwürdiges, aus den Trümmern der alten römischen Republik majestätisch sich hervorhebendes Denkmal. Paulinus war ein Sproß des uralten Geschlechtes der Decier. In dem Jahre 534 ernannte ihn Amalasuntha zum Consul und erhob in ihrem Briefe an ihn die Tugenden und hohen Verdienste der Decier um die römische Republik.

7. Obschon in vor-arianischen Zeiten erzogen und dem Irrthume dieser Sekte ergeben, schätzte, ehrte und begünstigte diese weise Fürstin dennoch stets die katholische Kirche. Alle ihre Briefe zeugen von der großen Ehrfurcht, welche sie nicht nur für das Oberhaupt der Kirche, sondern auch für alle übrigen Bischöfe hatte; und selbst ein rechtgläubiger Römisch-orthodoxer sich Amalasuntha's zum Besten der katholischen Kirche erlassene Gesetze und Verordnungen zu einem hohen Verdienste haben anrechnen dürfen.

Sie: Ihren Sohn: lieber: als: sich: selbst: liebte: und: die: er: liebte:; aber: ihre: Liebe: hatte: keine: der: Schwärmheiten: gewöhnlicher: Frauen:; Sie: konnte: nicht: über: das: Bild: seines: Großvaters: weichen:; Sie: hatte: eine: Sanftmuth: und: jeder: fremdartigen: Begierde:; Sie: hatte: eine: Anhänglichkeit: aus: reiner: Liebe: zu: den: Wissenschaften:; sich: derselben: ergaben:; Daß: sie: nicht: bloß: den: Verstand: schulten:; sondern: auch: das: Herz: weichen:; den: Charakter: festsetzen: und: überhaupt: dem: Geiste: einen: höhern: Schwung: ertheilen:; dieß: hatte: eigene: Erfahrung: ihr: gelehrt:; Für: ihren: Sohn: hieß: sie: daher: die: geschultesten: Lehrer: aus: Rom: und: ganz: Italien: nach: Florenz: Drei: von: ihr: auserwählte:; durch: tadellosem: Werke:

gebungen: ihres: Sohnes:; und: aus: diesem: auch: ihren: eigenen: Erziehungsplan: an: der: Hofstadt: der: geistlichen: Nation:; Die: Gothen:; den: Wissenschaftern: und: Künsten: des: Friedens: noch: fremd:; haben: ihnen: ab: hold:; und: obnein: schon: höchst: unzulässig: dem: Regentin: wegen: deren: Vorurtheile: zu: sein:; indem: sie: dieselben: überall: Begünstigte:; ein: wichtiges: Staatsämter: — wozu: jedoch: bloß: die: Unwissenheit:

das Heut. Gedankensprung ... als mit Mätern be-
 sagte, und (baldig) aus ihnen die höchste Ange-
 sehenswürdigkeit, ihren ständischen Unterthanen gegen
 die Unmuthseligkeit der Folgen und in dem Großen
 schützte, und vor dem Gesetze, seinen Unterthien groß
 sehen. einen Gothen und Römer kannte, fingen nun
 an, hinst. darüber zu streiten, daß man dem jungen
 Athanasius eine vom künftigen Gothenkönige höchst
 unumstößliche Erziehung gebe, statt den Prinzen mit
 Waffenspiel und vitterlichen Übungen zu beschäftigen,
 ihn den Händen gelehrter Bedanten überlasse, dessen
 Unmuthseligkeit noch erschlaße, alles kriegerische
 Feuer in ihm ersticke.

Tag 16. Das unter der Asche glühende Feuer
 brach bald ein. Zufall zum Ausbruche. An einem
 Festtage, als der große gothische Adel schon in den
 Vorhöfen des Palastes versammelt war, traf es sich,
 daß Anulapha ihren Sohn über einer höchst unan-
 ständigen Handlung überraschte und in der ersten Auf-
 wallung ihres Zorns ihm eine Ohrfeige gab. Auf
 das höchste darüber entrüstet, lief der Knabe aus dem
 Zimmer seiner Mutter, begegnete einigen der im Pa-
 laste versammelten Großen: und klagte diesen unter
 Thränen, die bloß Zorn und Wuth seinen Augen
 ausdrückten, die Härte seiner Mutter, und die so eben
 von ihr erhaltene Züchtigung. In einem Augenblicke
 war der ganze Palast voll von diesem großen Ereignis.
 Wissen. Man schrie eines tief empfundenen
 Unwillens über der ihrem Könige angethane Schmach;
 glühenden Wuth und Muth. — und zu diesen ge-
 hördsten. Alles, welche zum Feste sich jetzt auf
 Hofe versammelt hatten. — nun kühner als bisher
 mit dem Vergnügen sprachen zu dürfen. Stürmisch
 sprachen sie in das Gemach der Fürstin, forderten
 gebieterisch, daß der zum Jünglinge reisende König

liche Raube den reichen Zucht einer Mutter entloffen, von seinem jammervollen Greisen und Kranken befreit und in der Gesellschaft feuriger und muthvoller Jünglinge in der ehrenvollen Unwissenheit seiner edeln Vorfahren erzogen werden mußte.

11. Damit noch nicht zufrieden, verbreiteten sie das verrätherische Gerücht von einer heimlichen Verschwörung der Mutter gegen die Krone und das Leben ihres Sohnes. Ihr wildes Geschrei galt bald für die Stimme der Nation, und Amalasuntha sah sich gezwungen, die schönsten Hoffnungen ihres Herzens den tollten Forderungen unwissender Barbaren zum Opfer zu bringen. In der Gesellschaft seines Gleichen ward nun der junge Athanarich von Tag zu Tag niedriger, vergeudete seine Zeit unter den rohesten Spielen, überließ sich dem Weine, bald auch den Weibern, sank von einem Laster in das andere, und ließ, durch seinen trotzigen Ungehorsam gegen seine Mutter, diese immer mehr und mehr ahnen, was eigentlich die wahre Absicht der mißvergnügten Großen seyn könnte.

12. Aber Feigheit lag nicht in dem Charakter der Regentin. Dem über sie hereinbrechenden Sturm war sie entschlossen, muthig entgegen zu treten. In ihren Gedanken mit einem für sie gefahrvollen, aber entscheidenden Schlage beschäftigt, wollte sie jedoch vorher, im Falle, daß ihr Unternehmen mißlingen würde, eine sichere, sie schützende Zufluchtsstätte sich bereiten. An Kaiser Justinian schickte daher Amalasuntha jetzt eine geheime Botschaft und ließ ihn fragen, ob er Theodorich's Tochter, wenn sie gezwungen seyn sollte, Italien zu verlassen, schüzend in seinen Staaten aufnehmen wolle. Justinian's Antwort war, wie Amalasuntha sie erwarten konnte. Der Kaiser gab

unvergütlich Befehl, in Dyrrachium einen Palast für sie in Bereitschaft zu setzen, wo sie so lange bleiben könnte, bis es ihr gefallen würde, sich nach Constantinopel zu begeben.

13. Unter hundert gewählten, höchst scheinbarem Bormande wichtiger Aufträge und Befehlshabern, sandte Amalasuntha nun die Häupter der Mißvergnügten, nämlich drei der verwegendsten und mächtigsten gotthischen Grafen und Herzoge nach verschiedenen, jedoch weit von einander entfernten Grenzpunkten Italiens. Zu gleicher Zeit ließ sie ein Schiff in segelfertigen Stand setzen, mehrere Kisten mit einer Summe von vierzigtausend Pfund Goldes an Bord desselben bringen und ihre treuesten Diener darauf einschiffen. Dem Commandanten des Fahrzeuges gab sie Befehl, nach Dyrrachium zu steuern, jedoch nicht in den Hafen einzulaufen, sondern außerhalb desselben sich vor Anker zu legen und so ihre weiteren Befehle abzuwarten. Von den ihr ergebenen Gothen wählte nun Amalasuntha einige der tapfersten, entschlossensten Männer, und auf deren Treue sie sich vollkommen verlassen konnte. Diesen gab sie den Auftrag, den vor ein paar Tagen abgereiseten Herzogen nachzuweilen, sich ihrer, wo sie sie treffen würden, zu bemächtigen und dann ohne weiters auf der Stelle sie hinzurichten.

14. Alles gelang nach Wunsch. Amalasuntha's Befehle wurden pünktlich vollzogen. Die Hinrichtung der Häupter der Verschwornen schreckte alle Uebrige; zitternd staunten die Barbaren ob der Energie und Entschlossenheit eines Weibes; und unumschränkter als je herrschte nun wieder Amalasuntha an dem Hofe von Ravenna. Das vor Dyrrachium liegende Schiff

erhielt Befehl, wieder nach dem Hafen von Ravenna zurückzufahren.

15. Aber um so unversöhnlicher gegen Amalasuntha war jetzt auch der Haß der zahlreichen Anwandten und Freunde der Getödteten. Auch Theodat hatte die, obgleich wohlverdiente Schmach noch nicht vergessen; auch er sann längst schon auf Rache. Allen Prinzen seines Hauses hatte Theodorich eine sehr gute und daher auch wissenschaftliche Erziehung geben lassen.^{*)} An dem Hofe von Ravenna galt Theodat für einen großen Platoniker. Wirklich hatte er auch den Kopf voll Platonischer Ideen; aber desto weniger von den Maximen dieses Weltweisen in seinem Charakter und seiner Handlungsweise. Er war geizig, habfüchtig, ungerecht, treulos, voll des schwärzesten Undanks, dabei noch des Krieges völlig unfundig und über alle Maßen feig und unentschlossen.

16. Um an Amalasuntha sich zu rächen, wollte er an seiner eigenen Nation zum Verräther werden. In kirchlichen Angelegenheiten hatte Justinian, wie wir bereits in einem der vorigen Abschnitte erzählt haben, die Bischöfe Hypatius und Demetrius nach Italien an den Papst gesandt. Theodat ergriff diese Gelegenheit, und machte in einer geheimen Unterredung Justinian's Gesandten den Antrag, daß er ganz Lußen (Lusitania) dem Kaiser in die Hände zu spielen bereit sey, sobald derselbe ihm nur eine gewisse bestimmte Summe Goldes, einen Platz im Senat und ehrenvollen Aufenthalt in Constantinopel

*) Theodat war Theodorich's Schwester Sohn. Seine Mutter hieß Amalfrede und heirathete, nach dem Tode von Theodat's Vater den vandalischen König Thrasamund.

zusichern wollen. Mit Vergnügen lauschten die Bischöfe Theodat's verrätherischem Antrage, bekräftigten ihn in seinen guten Gesinnungen gegen den Kaiser und mahnten es über sich, sobald sie nach Constantinopel zurückgekehrt seyn würden, die Genehmigung der von ihm gesetzten Bedingungen bei ihrem Monarchen zu erwirken.

XXX.

1. Hatte bisher Amalasuntha die Ausschweifungen ihres Sohnes beweinen müssen; so sollte dessen frühzeitiger Tod sie jetzt in noch tiefern Kummer versenken. Schnell und fürchtbar hatte die Wollust sich an ihrem Opfer gerächt. Der junge Wüstling war ein Greis, bevor er noch das zwanzigste Jahr seines Lebens erreicht hatte, und starb schon in dem sechzehnten seines Alters, nachdem er kaum acht Jahre den Titel eines Königs geführt hatte.

2. Als Amalasuntha sah, wie der an Geist und Körper völlig erschöpfte Athanarich mit jedem Tage sichtbar dem Grabe entgegenwankte, ward sie über ihren, nach dem Tode ihres Sohnes völlig verlassenen Zustand nicht wenig beunruhigt. Sie mußte, daß, nach den Fundamentalgesetzen der gothischen Nation, die Krone nicht von der Lanze zu der Kunkel übergehen könnte; und von einer Menge geheimer Feinde umgeben, sah sie zugleich voraus, daß, welcher der Großen auch den Thron besteigen sollte, sie gewiß in diesem ebenfalls einen ihrer unversöhnlichen Feinde finden würde. Voll dieser nichts weniger als ungegründeten Besorgnisse, knüpfte sie mit dem Kaiser wieder neue Unterhandlungen an, und gab ihm so ziemlich deutlich zu verstehen, daß sie wohl geneigt

seyn könnte, die unter steten Vorführung des römischen Reiche entrissnen Provinzen Italiens ihm nicht unge- wissen Bedingungen wieder abzutreten. *)

3. Aber Amalasuntha hatte ebenfalls die Schwachheit so vieler andern großen und starken Geleir. Sie wollte herrschen, weil sie das Herrschen verstand, und daher das Regiment ihr von Rechts wegen zugehörte. So lange ihr Sohn lebte, war sie nicht bloß die Regentin Italiens gewesen, sondern hatte selbst, mit Bewilligung der gothischen Nation, den Titel einer Königin geführt. Als daher der entscheidende Moment heranahete, konnte sie sich nicht entschließen, ihren Thron freiwillig zu verlassen; brach dennoch mit Justinian die Unterhandlungen wieder ab, und fiel nun auf den Gedanken, in Theodat sich einen Genossen der Herrschaft zu geben, jedoch bloß den königlichen Titel mit ihm zu theilen, das Wesen der königlichen Gewalt aber ganz allein in ihren Händen zu behalten. *)

4. Eiligt ward Theodat nach Ravenna berufen. Amalasuntha sagte ihm, daß sie bei Athanarich's hoffnungslosein Zustande längst schon die Augen auf ihn geworfen, ihm den Thron der Gothen bestimmt und nur deswegen mit so vieler Strenge ihn behandelt

*) Es ist schwer zu errathen, woher wohl der Irrthum mehrerer Geschichtschreiber herrühren mag, welche geradezu erzählen, Amalasuntha habe sich mit Theodat vermählt. Weder Procop noch Cassiodor wissen etwas davon; im Gegentheil belehren sie uns, daß Theodat damals schon eine Gemahlin, Namens Gudeline, hatte, daß beide sich nie von einander trennten, und Gudeline nachher eine kurze Zeit in einem, freilich für sie und ihren Gemahl höchst schmählischen Briefwechsel mit der Kaiserin Theodora gestanden sey.

haben, um zu verhindern, daß er nicht durch fernere Ungewissigkeiten seinen Haß der Gothen und Römer zuziehe und so selbst ihre ihm wohlwollenden Absichten vereitle. Jetzt, da das Geschehene nun längst schon vergessen wäre, sey sie bereit, ihn auf den Thron zu erheben; jedoch unter der Bedingung, daß er ihr unter einem Eid versprechen müßte, sich mit dem königlichen Titel zu begnügen, ihr aber, wie bisher, die Sorge für das Wohl Italiens und der Gothen ganz allein zu überlassen. Theodat warf sich zu den Füßen seiner Wohlthäterin, versprach, betheuerte und beschwor alles, was man nur verlangte, und ward schon am andern Tage nach Athanasich's Tod in Ravenna zum Könige von Italien ausgerufen. *)

5. Von der Thronbesteigung: Theodat's und Amalasuntha's wurden der Kaiser und auch der Senat in Rom unverzüglich in Kenntniß gesetzt. Theodat in seinem Schreiben an den römischen Senat erhob die Tugenden Amalasuntha's, und diese in dem ihrigen jene des Theodat's. Aber es war Cassiodor, welcher, in seiner Eigenschaft als Minister, beide Briefe entwarf; in Theodat's Schreiben schilderte er demnach die Amalasuntha wie sie war, in Amalasuntha's Briefe aber den Theodat bloß wie er hätte seyn sollen.

*) Es versteht sich von selbst, daß die einsichtsvolle Amalasuntha, der es gewiß nicht an Menschenkenntniß gebrach, wenig auf den Eidschwur des Theodat's gebauet haben mag. Ihre Hoffnung, den neuen Machtgenossen in einer steten Abhängigkeit von ihr zu erhalten, beruhete vorzüglich und vielleicht ganz allein auf Theodat's anerkannter Unfähigkeit. Schwäche und Feigheit, so wie auf dem Haß und der allgemeinen Verachtung, welche er schon seit so vielen Jahren sich zugezogen hatte.

6. Zu Theodor's übrigen Thaten gesellen sich nun auch noch das Laster des schwärzesten, schändlichsten Undankes. Amalasuntha's erklärteste Feinde, besonders die Freunde und Anverwandten der drei auf ihren Befehl getödteten Gothen bräuf er an seinen Hof, überhäufte sie mit Wohlthaten und suchte durch Gunstbezeugungen jeder Art sich auf das engste mit ihnen zu verbinden. Die treuesten Diener der Königin ließ er heimlich und meuchelmörderischer Weise aus dem Wege räumen, und endlich Amalasuntha selbst des Nachts in ihrem Gemache verhaften und in einem festen Schlosse auf dem Lago di Bolsena einsperren. *)

7. Die Details dieser Thronrevolution sind uns nicht bekannt. Desto schwerer ist es daher zu begreifen, wie ein elender, durchaus verhaßter, allgemein verachteter, feiger und unentschlossener Mensch, das erbärmliche Schattenbild eines Königs, so hat wagen dürfen, eine von einem Theile ihrer Nation geliebte, von einem andern gefürchtete, aber von allen Gothen geachtete und von den Römern und Italiern angesehene Königin plötzlich aller ihrer Macht zu berauben, sie gar zu verhaften und von dem Thron aufzuwerfen.

*) Dieser See hieß damals lacus Vulturnensis. Er ist mit weißen Felsen umgeben, sehr reich an Fischen, und an seinen Ufern hält sich eine ungeheure Menge wilder Vögel auf. Der jüngere Plinius spricht von zwei waldigen Inseln, welche auf dem Wasser dieses Sees schwammen. Da es, trotz der großen Leichtgläubigkeit der alten Geographen, es sich dennoch nicht denken läßt, daß Plinius selbst in Italien eine solche Naturmerkwürdigkeit nicht gehörig untersucht haben sollte; so ist zu vermuthen, daß diese Inseln seit Plinius Zeiten, durch neue, allmähliche Ansätze von Land, endlich fest geworden sind.

Amoralische viele Jahre mit Ansehen und Reichtum ge-
 heisset hatte, in einen schmachvollen Ritter Hinabzu-
 stürzen. Eine, ein neues unerhörtes Substanz-
 Theodor's empfindende Erzählung des Gregors von
 Tours nimmt jedoch einigermaßen den Vorhang hin-
 weg, welcher jenes Welt der Finsterniß und des verabs-
 cheuungswürdigsten Unrechts deckt. Audofleda,
 Ghodowig's Schwester, Theodorich's Gemahlin und
 Amalasuntha's Mutter lebte damals noch. Es war
 eine sehr fromme, äußerst gutmüthige, aber etwas
 beschränkte Fürstin. Dem tückischen Theodat gelang
 es, der leichtgläubigen königlichen Matrone falschen
 Argwohn gegen die Aufführung und den Umgang
 Amalasuntha's beizubringen. Audofleda machte ihrer
 Tochter Vorwürfe. Amalasuntha's Ehrgefühl ward
 empört. Mehr gekränkt als beleidigt, verließ die
 Königin das Gemach ihrer Mutter; aber vergiftet
 starb diese unter fürchterlichen Convulsionen schon am
 folgenden Morgen; und zwar gleich eine Stunde
 nachher, als sie die heilige Communion empfangen
 hatte. Erkaufter Ehrhume verbreiteten sogleich über-
 all das Gerücht, Amalasuntha habe ihre Mutter in
 dem Kelche des heiligen Abendmahls vergiftet. Die
 von bösslicher Bosheit ersonnene Verläumdung ward
 von der stupiden Leichtgläubigkeit gierig verschlungen.
 Jedermann schauderte vor der unerhörten Frevelthat
 zurück. Der jedes Verbrechen fähige Theodat be-
 nutzte diese Stimmung, und so ward drei Tage dar-
 auf die bis jetzt so mächtige Königin als eine Ge-
 fangene nach der oben erwähnten Insel abgeführt.

8. Aber mit Amalasuntha's Entfernung von
 dem Hofe waren deren Feinde noch lange nicht zu-
 frieden; sie zitterten bei dem Gedanken an die Mög-
 lichkeit der Rückkehr der auf einige Augenblicke durch
 die schändlichste Kabale unterdrückten Königin. Den

Schwächling auf dem Throne ebenfalls zu stürzen machen, kostete ihnen wenig Mühe. Sie stellten ihm vor, daß, nach dem einmal gegen die Königin gewagten Schritt, seine Krone und sein Leben, so lange Amalasuntha lebte, bedrohet wären. Nur in dem Untergange Amalasuntha's sey Sicherheit für ihn. Den König von dieser Gefahr zu befreien, boten sie sich selbst an. Der auch bloß bei dem Anscheine einer Gefahr schon bebende Theodat gab zu allem seine Einwilligung. Die Mörder zügelten nach dem See von Bolsena, und des großen Theodorich's große Tochter ward im Bade von ihnen erdroßelt. *)

9. Von diesen Vorgängen in Italien war Justinian noch nichts bekannt. Durch Amalasuntha's Briefe, wie durch die von Theodat den beiden Bischöfen Hypatius und Demetrius gemachten Anträge, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, sah er sich schon im Besitze wenigstens von Lucien, wo nicht von ganz Italien und den Ländern an der Donau. Als

*) In seiner geheimen Geschichte behauptet Procopius, daß Theodora, von Eifersucht getrieben, ohne Vorwissen ihres Gemahls, dem kaiserlichen Gesandten am Hofe von Ravenna geheime Befehle geschickt habe, auf eine feine und listige Weise den Theodat zu dem Entschlusse zu bringen, die Königin ermorden zu lassen. Von einer Theodora ist ohnehin alles zu glauben; aber auch diese neue Anklage erhält durch einige verdächtige Stellen in den Briefen der Königin Gundeline, Theodat's Gemahlin, an Theodora, einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. — Indessen war, als die officielle Nachricht von der Ermordung Amalasuntha's in Constantinopel ankam, niemand trostloser und erzürnter als Theodora, und in Gegenwart ihres Gemahls und des ganzen Hofes schwur sie unversöhnlichen Haß und furchtbare Rache den Mördern — ihrer Stenubin.

dem Kaiser die Kronbesetzung Theodat's war gemeldet worden, glaubte er, Theodat und Amalasuntha seyen über die Abtretung Italiens mit einander einverstanden, und der Erhebung des Erstern sey nur ein Mittel, die Wiedervereinigung der italienischen Provinzen mit dem römischen Reiche zu erleichtern. Um die Sache zu beschleunigen, sandte er den Petrus von Abessinien, einen berühmten Rechtsgelehrten von Constantinopel, der mit ausgebreiteten Kenntnissen auch die Gabe der Unterredung in einem sehr hohen Grade verband, mit geheimen Aufträgen an Theodat und Amalasuntha nach Ravenna. In Auslon, einer Stadt am adriatischen Meerbusen, erfuhr Petrus die Gefangenschaft der Königin. Ohne einen Augenblick zu verlieren, sandte er einen Eilboten mit dieser Nachricht an den Kaiser und erbat sich neue Verhaltensbefehle. Justinian, der von jeder Amalasuntha's edeln Charakter zu würdigen wußte, und eine besondere, sogar Theodoren's Eifersucht erregende Neigung gegen sie bilden ließ, gab seinem Gesandten die Weisung, alles, was in seinen Kräften stünde, anzuwenden, um die Königin aus der Gefangenschaft zu befreien. Dem Theodat und allen Großen der gothischen Nation sollte er erklären, daß er, der Kaiser selbst, sich in der Person der Tochter des Theodorich's auf das grösste beleidiget fühle. Drohungen sollten mit gelindern Vorstellungen wechseln, und nichts sollte unversucht bleiben, um Amalasuntha's schmäbliche Bande so schnell als möglich zu zerbrechen.

10. Petrus eilte nach Ravenna; aber leider! war, als er in der Residenz des Gothenkönigs ankam, Amalasuntha schon nicht mehr unter den Lebenden. Theodat erschrak, als Justinian's Gesandter vor ihm erschien; er suchte alle Schuld, allen Antheil an der

Er mordung der Königin von sich abzuwälzen; schob alles auf die Nation und die gegen die Verstorbenen im höchsten Grade erbitterten Großen. an seinem Hofe, schrieb selbst Entschuldigungsbriefe voll stuchtsicher Unterwürfigkeit an den Kaiser; und schickte eben dies den Liberius und Opilion als seine Gesandten nach Constantinopel, um mündlich den Kaiser noch vollends von seiner Unschuld zu überzeugen.

11. Opilion war ein geschwätziger Sophist, hatte vor lauter Schwätzen nie Zeit gehabt, viel zu denken, und war daher ein Mann ohne alle Grundsätze, ohne Gefühl für die Würde der Tugend, wie für die Schändlichkeit des Lasters. Hätte er zeitlichen Lohn zu hoffen gehabt, würde er selbst dem Kaiser eine Lobrede gehalten haben. Ganz das Gegentheil von ihm war sein College Liberius; ein Mann von Gediegenheit des Geistes, strengen Grundsätzen und voll heiligen Glaubens an Religion, Tugend und Wahrheit.

12. Als Theodet's beide Gesandten vor dem Kaiser erschienen, fing Opilion mit seiner gewöhnlichen Wortfülle wieder an in die Länge und Breite zu schwätzen, ersann eine Lüge nach der andern und schmückte sie alle so gut aus, als nur immer ein weiner armer Schwätzer sie auszuschnücken vermag. Ruhig und geduldig hörte Justinian ihn bis zum Ende an; aber die düstere Miene und das ernste Schweigen des Liberius, wie dessen ungleich freiere, würdevollere Haltung waren dem Kaiser nicht entgangen. Als daher die öffentliche Audienz beendigt war, befiel er denselben noch bei sich, und ersuchte ihn, ihm den ganzen Hergang aufrichtig und der Wahrheit treu zu erzählen. Liberius, bei dem die Politik kein, auf Lug und Trug reducirtes und unter gewissen Regeln

und Formen gebrauchtes System niederträchtiger Schlaue-
heit und Schelmerei war, entdeckte nun mit edler
Freimüthigkeit dem Kaiser das ganze schändliche Ge-
webe von Bosheit, Rachsucht und Grausamkeit, be-
zeichnete den Theodat als den wahren Urheber des an
Amalasuntha begangenen Mordes, und schilderte den
scheußlichen Umdank des Mörders mit der ganzen Leb-
haftigkeit eines, über solchen unerhörten Frevel auf
das höchste empörten Gemüthes.

13. Alle seine Bredsamkeit hatte jetzt Oplion
fruchtlos vergeudet. Er erhielt Befehl, den Hof von
Constantinopel zu verlassen, Petrus von Thessalonich,
Justinian's Gesandter, aber die Weisung, alle Un-
terhandlungen mit Theodat abzuberechen, ihn als einen
erklärten Feind des Kaisers und des Reiches zu be-
handeln.

14. Eine so schöne Gelegenheit, ohne die Ge-
rechtigkeit zu verletzen, sich ganz Italien zu bemäch-
tigen, wollte Justinian nicht aus den Händen las-
sen. Wie ehemals in Afrika, rechtfertigte auch jetzt
wieder warme Theilnahme an dem unverdienten
Schicksale der unglücklichen Amalasuntha einen Ver-
theidigungskrieg gegen den treulosen und grausamen
Thronrüber. Der Krieg gegen die Gothen und
die Exuberanz Italiens und der, die römischen Korn-
böden noch immer mit Getraide anfüllenden Insel
Sicilien wurden demnach beschloffen, und dem tapfern
und glücklichen Belisar, dessen in Afrika gesammelten
Vorberath noch nicht verwehrt waren, abermals die
Entwerfung des Plans und die Anführung des Hee-
res und der Flotte mit unumschränkter Vollmacht
übertragen.

XXXI.

1. Der Römische Angriffsplan war mit Belisarius und Kriegskunde entworfen. Auf seinen wohl ehesten testeten Grenzpunkten sollte das gotthische Reich angegriffen werden. Der tapfere, dem Leser schon bekannte Gothe Mundus erhielt demnach von dem Kaiser den Auftrag, in Dalmatien einzurücken und die Stadt Salona zu belagern. Eigentlich war diese Bewegung nur eine mächtige Diversion, vorzüglich darauf berechnet, die Streitkräfte der Gothen zu theilen und deren Aufmerksamkeit auf ihre nördlichen Grenzen zu ziehen, während Belisarius, nachdem er durch die Eroberung Siciliens die Seerecommunication zwischen Afrika und Unter-Italien hergestellt haben würde, die Gothen im Süden von Italien angreifen und von da rasch in das Herz ihrer Monarchie vordringen wollte.

2. Seinen Grundsätzen treu, verlangte Belisarius von dem Kaiser kein Heer, sondern bloß ein Truppcorps; denn die ganze Armee, welche bestimmt war, das mächtige ostgothische Reich zu stürzen, und aus Italien eine römische Provinz zu machen, zählte kaum siebentausend und fünfhundert Mann, wovon noch der größte Theil aus fremden, aber durch römische Kriegsdisciplin und geschickte Feldobersten zu trefflichen Soldaten gebildeten barbarischen Völkern bestand. Außerdem hatte er noch eine, höchstens aus sechshundert Mann bestehende Leibwache, welche aber der Kern seiner Armee war, und die Belisarius aus den tapfersten und gekühnsten Soldaten der kaiserlichen Palasttruppen selbst sich ausgesucht hatte. Unterfeldherren des Belisarius waren: Constantinus, Bessas und Peranes, Sohn des nach

Constantinopel geflohenen Eutgenes, Königs von Iberien. Auch Photius, Antoninens Sohn erster Ehe, begleitete seinen Stiefvater auf diesem Zuge. Er war kaum achtzehn Jahre alt; aber sittlich und tadelloß in seinem Wandel, verband er mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit jetzt schon alle Reife des männlichen Alters. In dem ganzen, von Belisarius Geiste besetzten kleinen Heere war nur eine einzige Person zu viel; und diese einzige Person war Antonina, Belisarius Gemahlin. Ihren Gemahl liebte sie nicht, setzte aber einen Eigensinn darein, ihn auf allen seinen Feldzügen zu begleiten. Den jungen Theodosius, ihren erklärten Vuhlen, den sie, um ihre Ausschweifungen wenigstens doch mit einem durchsichtigen Flor zu bedecken, zum Intendanten ihres Hauswesens gemacht hatte, nahm sie ebenfalls wieder mit. In Afrika hatte sie ihren Gemahl schon entehrt; noch mehr entehren sollte sie ihn auch in Italien, wo sie, wie wir in der Folge sehen werden, ihn zu einem Schritte verleitete, der auf immer selbst seinen Feldherrnruhm verdunkelte, ihn selbst in den Augen aller Redlichen mit Schande und Schmach bedeckte, und seinem Namen ein, in der Geschichte unauslöschliches Brandmal aufdrückte.

3. Die nicht sehr bedeutenden, mit der Größe der Unternehmung in gar keinem Verhältnisse stehenden Zurüstungen waren bald beendigt. Im Anfange des Sommers 535 ward das Heer eingeschifft, zugleich aber auch sehr sorgfältig überall das Gerücht verbreitet, Belisarius segele bloß nach Afrika, um dem kaiserlichen Statthalter dort eine neue Verstärkung an Truppen und Schiffen zuzuführen.

4. Die Seereise war glücklich und noch von kürzerer Dauer als das erstemal. Als die Flotte die

Rästen von Sicilien zu Gesicht bekommen. ~~Demnach~~ So kam
gleich auf dieselben zu und ging dann vor der Stadt
Catana unter Anker. Hier wollte Belisarius einige
Zeit verweilen, um die Gesinnung der Einwohner
von Sicilien zu erforschen. Zu seinem größten Ver-
gnügen vernahm er bald, daß die allgemeine Stim-
mung des Volkes beinahe überall zu Gunsten der
Römer sey, und daß man nur auf die Anordnungen
des römischen Feldherrn warte, um freudig und un-
bedingt sich dem Kaiser zu unterwerfen. Belisarius
öffnete auch, auf Belisarius erste Aufforderung, Ca-
tana und selbst Syracus, Siciliens Hauptstadt, den
Römern ihre Thore. Die andern Städte folgten
dem Beispiele der Hauptstadt, und nirgends fanden
die Römer Widerstand, als vor den Mauern von
Palermo.

5. Von der Landseite war die Stadt unbe-
zwingbar. Aber der Hafen lag außerhalb der Fe-
stungswerke, erstreckte sich jedoch so nahe an diesel-
ben, daß die Meeresswellen die Stadtmauer bespül-
ten. Belisarius ließ mit seiner Flotte in dem Hafen
ein, ließ hierauf die zu jedem Schiffe gehörigen
Boote durch eine Art Flaschenzüge an die Haupt-
maße hinaufwinden, sie mit einer außerlesenen Zahl
von Bogenschützen bemannen und dann die Schiffe
langsam der Stadt sich nähern. Aus dieser weit
über die Stadtmauern emporragenden Stellung er-
goß sich nun auf die Besatzung ein ununterbrochener
Pfeilregen, gegen den sie sich gar nicht zu schützen
vermochte. Die ganz unerwartete, beinahe unglaub-
liche Art des Angriffs benahm den Gothen bald
allen Muth; sie begaben sich sämmtlich auf die Flucht,
und die Stadt ward den Römern übergeben.

6. Mit der Einnahme von Palermo war die

Belisarius Siciliens vollendet. Belisarius führte nach Syrakus zurück, um dort während des Winters die Verwaltung und innern Angelegenheiten der Insel zu ordnen. Um den bewundern und gefürchteten Held zu sehen, war beinahe die ganze Volksmasse von Sicilien innerhalb der Mauern der Hauptstadt versammelt. Unter dem frohen Zurufe einer unermesslichen Volksmenge blieb Belisarius am letzten Tage des Jahres seinen Einzug in Syrakus; und da dieser Tag auch der letzte seines Consulats war; so warf er, wie solches zu Constantinopel zu geschehen pflegte, eine Menge Gold- und Silbermünzen unter das, von allen Seiten jubelnd um ihn her wogende Volk.

7. Die Empörung der in Afrika unter dem tapfern Salomon stehenden römischen Kriegsvölker hemmte auf kurze Zeit den Lauf seiner Siege. Belisarius stand eben im Begriffe, nach Italien hinüber zu segeln, als der von seinen eigenen, aufrührerischen Soldaten vertriebene Salomon, von Procopius begleitet, im Lager bei Syrakus ankam. *) Bloß mit tausend Mann und einem einzigen Schiffe segelt Belisarius, ohne Zeit zu verlieren, nach Carthago. Seine Gegenwart befestigt die treugebliebenen Soldaten in ihrem Gehorsame. Die Rebellen, geschreckt durch den Namen des Helden, ziehen sich zurück. Belisarius verfolgt sie auf einer Strecke von fünfzig Stunden, greift sie endlich an, schlägt sie sammt den mit ihnen verbundenen Nubien nach einer großen Niederlage in die Flucht und würde damals schon dem blutigen maurischen Kriege ein Ende gemacht haben, hätte nicht ein Aufstand seiner eigenen Truppen ihn eiligst wieder nach Sicilien zurückgerufen.

*) Man vergleiche damit den sechsten Paragraphen des 13. Abschnittes.

8. Aber bloß das Gerücht von der gewissen und nahen Rückkehr des Gelobten war hinreichend, um den Aufruhr zu dämpfen; und als Belisar ankam, fand er sein Lager eben so ruhig, als er es bei seiner Abreise verlassen hatte.

9. Belisar befahl nun, die Flotte in segelfertigen Stand zu setzen; musterte sein kleines, aber unter seiner Anführung unüberwindliches Heer; legte Besatzung in Syrakus und Palermo, und traf mit gewohnter Thätigkeit alle Vorkehrungen, um nach der Ankunft eines Hilfboten (Schnellseglers), den er noch erwartete, sogleich über die Meerenge von Messina zu segeln und mit allem Nachdrucke die Eroberung Italiens zu beginnen.

XXXII.

Der schnelle und unerwartete Verlust von dem ehemaligen Bollwerke Italiens, gegen die von Carthago setzte alle Gothen in Bann am meisten aber den bangen, kraftlosen Iohn schreckte das Schicksal Belisar's, und im Geiste sah er sich schon als Gefangenen den Triumphzug des Helden Belisarius schmücken. Was seine Besorgnisse vermehrte und auch den letzten Strahl der Hoffnung ihm trübte, war die Nachricht von der völligen Niederlage des gothischen Heeres in Dalmatien. Der tapfere Mundus hatte es geschlagen und zerstreut, und Salone mit Sturm erobert.

2. Justinian's schlauer Geschäftsträger, Petrus von Thessalonich, wußte die peinliche Lage des von Furcht und Angst gequälten Theodor's trefflich zu

benutzen. Unaufhörlich schilderte er ihm den Zorn des über Amalasuntha's Ermordung höchst erbitterten Kaisers, die Größe der römischen Macht, die Siege Belisars und die Schrecken eines furchtbaren, nun nicht mehr abzumendenden Verteidigungskrieges.

3. Um, für welchen Preis es auch seyn möchte, auf seinem Haupte die Krone zu erhalten, entschloß sich Theodat, solche nicht bloß zu erheben, sondern wahrhaft zu beschmutzen und zu besudeln: Von der Höhe eines unabhängigen, selbstständigen Thrones, ließ er es sich gefallen, in die Reihe demüthiger Vasallen des Kaisers herabzusteigen. Ein Vertrag ward von ihm unterzeichnet, durch welchen er sich den Römern abtrat, und zu einem jährlichen Tribut von dreihundert Pfund Goldes und, auf jedesmaliges Begehren des Kaisers, zur Stellung dreitausend Mann gothischer Hülfsvölker sich verbindlich machte. Er entsagte ferner durch diesen Vertrag dem Rechte, Consul zu ernennen, versprach feierlich, auch nicht einmal die senatorische Würde ohne besondere Erlaubniß des Kaisers irgend jemand zu ertheilen, und gegen keinen Senator oder Priester Todes- oder Confiscationsstrafe zu erkennen, bevor er nicht dazu die Genehmigung des Hofes von Constantinopel würde erhalten haben. Endlich ward noch festgesetzt, daß bei feierlichen Zurufungen des Volkes der Name des Kaisers vor jenem des gothischen Königs genannt, und wenn diesem eine Bildsäule errichtet würde, des Justinian's geheiligtes *) Bildniß derselben Stets zur Rechten sollte gesetzt werden.

*) Ein Ausdruck, beibehalten aus den Zeiten heidnischer Cäsare; der aber jetzt in solcher und ähnlicher Stellung bloß ein leeres Wort ohne Sinn war.

4. Mit dieser Urkunde kehrte nun Petrus nach Constantinopel zurück. Aber so demüthigend und schmählich auch der eingegangene Vertrag, und so wahrscheinlich es daher auch war, daß er in Constantinopel würde angenommen werden, konnte er dem ungeachtet Theodas's geängstetes Herz nicht völlig beruhigen. Um also noch einige tröstliche, Hoffnung erregende Worte darüber von Petrus zu hören, ließ er ihn, als er schon Dyrrachium erreicht hatte, wieder nach Ravenna zurückrufen.

5. Zwischen Justinian's schlaudem Minister und dem, seiner edeln Abstammung wie seiner tapfern Nation unwürdigen König spann sich nun ein in seiner Art ganz eigenes, höchst seltsames Gespräch an. Letzterer forschte, ob Justinian von einem Knechte, Petrus, der A. stellte sich, als wenn er beunruhigt würde, brach ab. andern vor, wovon im beunruhigender war als nun von der Ungerechtigkeit von den Strömen von B. werden und überhaupt die heit so traurigen Folgen jeder gerechte und weise daz zu vermeiden suchen samt Theodas's in sein in Worten ihm schmeiche wäre sehr begreiflich, daß Er, ein tiefer Platoniker, ein von den hohen Ideen dieses Weisen ganz begeisteter Kopf, den größten Abscheu gegen einen Krieg fühle, die traurigen Folgen desselben aus dem wahren philosophischen Gesichtspunkte betrachte, und so aus Liebe zur Philosophie auch den Frieden von ganzer

Seele lebe. Aber sein Herr, der Kaiser, war von einer ganz andern Art; derselbe sey kein Platoniker, überhaupt gar kein Philosoph, und die hohen Ideen und menschenbeglückenden Theorien dieser Herren wären ihm ganz fremd; Justinian fürchte sich also nicht im mindesten vor einem Kriege, und betrachte denselben, wie alle Nicht-Philosophen ihn betrachteten, nämlich daß er, der Kaiser, weil Italien früher stets zu dem römischen Reiche gehört hätte, nun auch berechtigt sey, durch die Gewalt der Waffen es wieder mit seiner Monarchie zu vereinigen. Er müsse gestehen, sagte der listige Geschäftsmann hinzu, daß er es gar nicht für wahrscheinlich halte, daß Justinian die einmal beschlossene Eroberung Italiens so leicht aufgeben werde.

6. Diese letztern Worte des Petrus benahmen dem Theodat nun vollends noch den letzten Funken von Hoffnung. Da für ihn der Krieg ein größeres Uebel war, als alle seit Anbeginn der Welt auf der Erdoberfläche zusammengehaufte Schmach; so unterzeichnete er nun noch einen zweiten Vertrag, kraft dessen er, gegen Landstrecken von einem jährlichen Entroge von zwölfhundert Pfund Goldes, ganz Italien und alle dazu gehörigen Länder dem Kaiser förmlich abtrat. Da jedoch eine Krone in seinen Augen alle ihre Kräfte noch nicht gänzlich verloren hatte; so mußte Petrus ihm mit einem Eide versprechen, von dem zweiten Vertrage nicht eher Gebrauch zu machen, als bis der erste von dem Kaiser völlig würde verworfen worden seyn. Um in Ansehung des Petrus seiner Sache desto sicherer zu seyn, ordnete Theodat auch von seiner Seite einen Gesandten an den Kaiser. Er wählte hierzu den Rusticus, einen italienischen Bischof; dieser sollte den Petrus nach Constantinopel begleiten, dessen Schritte dort genau beobachten, und alles was

liche thun, um zu bewirken, daß derselbe sein reichlich gemachtes Versprechen erfülle.

7. Indessen glaubte Theodat noch noch nicht alles für seine Sicherheit gethan zu haben. Er schickte ihm ein, daß ein mächtiger Fürsprecher ihm vielleicht bei dem Kaiser sehr wichtige Dienste würde erweisen können. An sämtliche Senatoren in Rom erging also ein königlicher Brief. Theodat forderte von ihnen, daß der gesammte Senat, um den Kaiser von seiner Expedition nach Italien abzuhalten, ein ertragendes Schreiben an denselben erlassen, zugleich auch den unlängst erst auf den päpstlichen Stuhl erhobenen Agapet zu bewegen suchen sollte, sich selbst nach Constantinopel zu begeben, um wo möglich durch seine Vermittelung dem Frieden zwischen dem Kaiser und den Gothen noch eine längere Dauer zu verschaffen. Dieser Aufforderung an den Senat waren Drohungen beigefügt. Der ganze Senat sollte ermordet werden, wenn er sich weigern würde, dem gerechten Verlangen des gothischen Königs zu entsprechen. — Man mußte gehorchen. Der Senat erließ ein, in einer seiner Sitzungen, mit alt-republikanischer Würde abgefaßtes Schreiben an den Kaiser; und auch Agapet der heilige Vater entschloß sich, ohne zu Hagen, für das Beste des Senats, der Einwohner Roms und vorzüglich für das Beste der heiligen Kirche, die weite, äußerst beschwerliche Reise nach Constantinopel, beinahe in dem Herzen des Winters zu unternehmen.

XXXIII.

1. Von fünf Bischöfen, seinen Begleitern, einigen Diaconen und mehreren andern Geistlichen seiner Kirche begleitet, kam Papst Agapet am zweiten Februar

des Jahres 448 in Constantinopel an. Um die Unkosten dieser Reise zu bestreiten, war der heilige Vater gezwungen gewesen, einen großen Theil der heiligen Schätze der Peterskirche zu verpfänden *). Unterweges hatte der Papst einem Lahmen, welcher zugleich stumm war, in der Kirche vor den Augen des ganzen Volkes den Gebrauch seiner Glieder and, nachdem er ihm die heilige Eucharistie gereicht, auch die Sprache wieder gegeben. (Greg. M. Dial. c. 3.)

2. Um dem Oberhaupte der Kirche die ihm gebührende Ehrfurcht zu bezeigen, schickte Justinian dem Agapet mehrere Bischöfe und einige der höchsten Beamten seines Hofes entgegen. Wohlwollend wurden alle von dem Papste empfangen, auch jene, welche der Kaiser noch nachher an ihn sandte; nur den neu ernannten Patriarchen von Constantinopel, dem Anthimus, wollte Agapet durchaus nicht sehen.

3. Cassiodor, noch immer erster Minister am Hofe von Ravenna, sorgte dafür, daß diese Gefäße bald darauf von dem königlichen Schatz ausgelöst und der Kirche unentgeltlich wieder zurückgegeben wurden. Obgleich auch dieser Zug Cassiodor's Andenten Ehre bringt, so ist es für uns doch nicht wenig schmerzhaft, ihn hier anzeigen zu müssen; jedoch bloß deswegen, weil der Leser daraus ersehen muß, daß der sonst so weise, edle, wahrhaft fromme Cassiodor die, beinahe an Niederträchtigkeit grenzende Schwachheit hatte, auch nach Amalaswintha's Ermordung noch ferner an dem Hofe zu bleiben und so dem Mörder seiner ehemaligen, liebenswürdigen, ihm stets so huldvollen Königin ebenfalls zu dienen. — Höchst wahrscheinlich war tief gefühlte Reue über diese, dem Andenten seiner Wohlthäterin zugesügten Schmach der vorzüglichste Beweggrund, welcher ihn später bestimmte, der Welt endlich völlig zu entsagen und den Rest seiner Tage in einem Kloster zu beschließen.

3. Gleich in seiner ersten Unterredung mit dem Kaiser war der Pabst zu der Ueberzeugung gelangt, daß der politische Zweck seiner Reise durchaus nicht zu erreichen wäre. Justinian hatte seine Maßregeln genommen; kannte seinen verächtlichen, schwachen Gegner, wußte, daß Italien ihm nicht entgehen würde, und wünschte daher, selbst von dem Pabste keine weiteren Gegenvorstellungen mehr darüber zu hören. Agapet hatte das seinige gethan, und beschränkte nun seine ganze Wirksamkeit, während seines Aufenthaltes in Constantinopel, bloß auf das heilige Interesse der Religion, auf kirchliche Angelegenheiten und das Wohl der morgenländischen Kirche.

4. Der Kaiser und vorzüglich die Kaiserin suchten den Pabst sehr dringend, den Anthimius vor sich zu lassen und ihn in seine Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Agapet zeigte sich hierzu sogleich bereit, jedoch unter der Bedingung, daß Anthimius ihm vorher ein, der Lehre der Kirche vollkommen entsprechendes Glaubensbekenntniß überreiche, und zugleich verspreche, unverzüglich zu seiner bischöflichen Kirche nach Trebizund zurückzukehren, indem, wie der Pabst bemerkte, eine solche Versetzung von einer Kirche zu einer andern, ohne irgend einen hinreichenden Grund, den heiligen Canons durchaus zuwiderlaufe.

5. Theodora, des Anthimius eifrige Beschützerin, suchte nun durch Versprechungen jeder Art den Pabst für ihren Günstling zu gewinnen; durch einen ihrer geheimen Emissäre ließ sie ihm sogar große Summen Geldes und kostbare Geschenke anbieten. Als alles dieses nichts half, schritt sie zu Drohungen; und Justinian, von seiner Gemahlin dazu aufgereizt, vergaß sich einmal in einer Unterredung mit dem Oberhaupte der Christenheit so weit, daß er den Pabst fragte, ob

er wohl wisse, daß es in seiner Macht stünde, ihn, wenn er schuldiger widerlegen würde, auf immer zu verbannen. So, erwiderte Agapet, „jetzt bemerke ich erst, wie außerordentlich ich mich getäuscht habe. Ich glaube bisher, vor einem christlichen Kaiser, vor dem ersten Sohne der Kirche zu stehen, und sehe nun, daß ich mich in Gegenwart des Kaisers Diocletianus befinde.“

6. Die unerschütterliche Festigkeit des Papstes legte unblüthig über den Einfluß der Kaiserin. Zusammen gab nach, willigte sogar ein, daß Anthimus, wenn er kein, mit der Lehre der Kirche übereinstimmendes Glaubensbekenntniß ablegen wollte, seines bischöflichen Amtes entsezt würde.

7. Anthimus, stolz auf die Gunst der Kaiserin, daher bessere Zeiten hoffend, hielt jetzt für rathsam, einzuwilligen lieber seinen Würden zu entsagen, als zu der katholischen Kirche sich zu bekennen. Vor dem von Agapet versammelten Concilium erschien er demnach nicht; ward also von dem Papste, mit Zuziehung der versammelten Bischöfe förmlich verurtheilt und entsezt, übergab hierauf in eigener Person das Pallium in die Hände des Kaisers, verließ Constantinopel und zog sich in eine, unter dem besondern Schutze der Kaiserin stehende Stadt zurück.

8. An die Stelle des Anthimus ward Menas, ein gebornes Alexandriner, auf den Patriarchenstuhl erhoben und von dem Papste selbst zum Bischof geweiht. Bis jetzt war Menas Superior des großen Klosters zum heiligen Samson in Constantinopel gewesen, hatte sich stets als einen ächten Katholiken bewährt; die Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon mit Ehrsucht angenommen und durch Selbstanstalt

und Reinheit der Sitten sich überall theilhaftig machen und Verbesserung erworben. Die Pabst des Kaisers fand daher allgemeinen Beifall, und die Christlichkeit wie die Einwohner von Constantinopel bezeugten laut darüber ihre Freude.

9. In einem Synodalschreiben an Petrus, Patriarchen von Jerusalem, setzte Pabst Agapet denselben von Allem, was während seines Aufenthaltes in Constantinopel bisher geschehen war, in Kenntniß, gab ihm aber zugleich einen Verweis, daß er zu dem durch den Anthimus dem Stuhle von Constantinopel zugesügten Schmach geschwiegen und nicht dem römischen Stuhle, wie er hätte thun müssen, Nachricht davon gegeben habe. — Wie Ephrem von Antiochien und noch viele andere Bischöfe, hatte Petrus von Jerusalem die Synodalschreiben des Anthimus, trotz dessen gesetzwidriger Versetzung von einer Kirche zur andern, dennoch angenommen. Die päpstliche Rüge traf demnach alle Bischöfe, welche sich gleichen Mangel an Ehrfurcht gegen die bestehenden Canonschuldig gemacht hatten.

10. Bald darauf ward der Pabst krank, und starb am 22. April 536, nach einer sehr mühsamen und höchst preiswürdigen Regierung von kaum elf Monaten. Sein Tod ward von der abendländischen wie morgenländischen Kirche gleich schmerzhaft gefühlt und aufrichtig betrauert. Unerhört war der Juchauf des Volkes von den höchsten bis zu den niedersten Ständen bei dem Exequien des hohen Verstorbenen in Constantinopel. Ungefähr drei Monate nachher wurde die ehrwürdige Reliquie nach Rom transportirt und in der St. Peter'skirche begraben. Während seiner kurzen, aber weisen Regierung conferirte Pabst Agapet elf Bischöfe und ordinirte vier Diakone. Als

er starb, hätte ihn schon die nöthigen Anstalten zu seiner nahen Rückkehr nach Rom getroffen und den Diacon Pelagius zu seinem Apocrisiarius bei dem Kaiser ernannt.

11. Um die Decrete des Papstes, nach ihrem ganzen Umfange, in Vollzug zu setzen, auch das, was er angefangen hatte, völlig zu beendigen, berief Manuach, der neue Patriarch, gleich nach Agapet's Tod, ein Concilium in Constantinopel zusammen. Mit von fünf abendländischen Bischöfen, welche als Legaten dem Papste nach Constantinopel begleitet hatten, bestand das Concilium beinahe aus sechzig Bischöfen, vier und fünfzig Neben und der ganzen Geistlichkeit der Kirche von Constantinopel. Mathimius ward dreimal vorgeladen, und da er nicht erschien, ohne weiteres nach den Satzungen der Kirche gegen ihn verfahren. Er wurde schuldig gefunden: 1. einer Verletzung der heiligen Canons durch seine Versetzung von einer Kirche zur andern; 2. der Ketzerei des Eutyches, welcher er anhänge, die er im Geheimen verbreite und wodurch er neue Spaltung in den Kirchen herbeiführen suche. In Gemäßheit des von dem Papste gefällten Urtheils, ward also Mathimius des bischöflichen Stuhles von Arbizond entsezt und schließl. des Namens eines Katholiken beraubt.

12. Auf dem nämlichen Concilium wurde auch dem Eutyches von Antiochien, Petrus von Apamea und dem Mönch Zoara auf das neue das Anathema gesprochen. Die Beschlüsse des Conciliums bestätigte Justinian durch eine, unter dem 6. August des nämlichen Jahres, an den Patriarchen Rennes gerichtete Constitution: Der Kaiser verbietet darin dem Mathimius, Eutyches, Petrus und Zoara, nach Constantinopel oder in irgend eine andere, etwas bedeutende

Wird: ferner Reiches zu Rom, etc. Es befiehlt, alle Schriften derselben zu vernichten, denjenigen, welche sie in Zukunft abschreiben würden, die Hände abzuheben, und verbietet noch ferner allen Römern und Gekürtern, unter verschiedenen, sehr schweren Strafen, geheime Versammlungen zu halten, oder gar die heiligen Sacramente zu administrieren. Um diesem Anfuße mit desto größerm Erfolge streuen zu können, ward Allen, welche in ihren Häusern Praxorien hatten, strenge verboten, von irgend einem andern Geistlichen Messe lesen zu lassen, als bloß von solchen, welche der Patriarch von Constantinopel insbesondere dazu ermächtigt haben würde. Wer dieser Verordnung zuwiderhandelte, dessen Haus oder Palast sollte confiscirt werden.

13. Um die nämliche Zeit, ließ der Kaiser, nach verschiedene andere, das Aeußere der Kirchenverfassung betreffende Befehle. Durch Einen derselben ward einem schändlichen, bei Leichenbegängnissen, eingeführten Mißbrauch eben so weise als wohlthätig abgeholfen. Die Unkosten der Beerdigung waren, bisher theils fremder Willkühr, theils auch einem unverständigen, hilflosen Volkswesen überlassen gewesen, überlegen demnach nicht selten die Kräfte der, nächsten Anverwandten des Verstorbenen und ruinirten oft auf lange Zeit eine nicht sehr bemittelte, und durch den Verlust des Familienoberhauptes ohnehin schon in ihrem zeitlichen Wohle nicht wenig gefährdete Familie. Diesem wahrhaft heidnischen, mit dem Geiste des Christenthums in dem größten Widerspruche stehenden Anwesen, machte Justinian nun ein Ende. Aufhundert Kramläden in Constantinopel wurden bezeichneter, welche die Kosten aller Leichenbegängnisse tragen mußten, dafür aber von allen übrigen Abgaben befreiet waren. Aufhundert dieser Kramläden mußten die

Lebeträger herbeischaffen, welche aus allen Händeln der Handwerker genommen wurden; und die dreihundert übrigen mußten zu den, nunmehr sehr verminderten und genau bestimmten Ausgaben das Geld hergeben. Jeder Leichenzug ward von acht Klosterfrauen, welche Trauergesänge sangen; und drei Mönchen begleitet; und so ward nun den Einwohnern von Constantinopel die Wohlthat, in Zukunft wenigstens umsonst sterben zu dürfen.

14. In einem andern, zu dieser Zeit gegebenen Gesetze finden wir die ersten Spuren des Patronatsrechts in der orientalischen Kirche. *) Es ward nämlich verordnet; daß derjenige, welcher eine Kirche stiftete, diese nur einem solchen Priester übergeben dürfe, welcher vorher dem Bischofe vorgestellt und von demselben approbirt worden wäre.

15. Sobald die Nachricht von Agapet's Tod Italien erreicht hatte, schickte König Theodat der römischen Geistlichkeit den Befehl, den Subdiakon Silverius zum Papste zu wählen. Dieses unerhörte Verfahren setzte die ganze Stadt in Bewegung, und es fehlte wenig, so wäre eine förmliche Empörung ausgebrochen. Einige Bischöfe wurden nach Ravenna geschickt, um dem Könige Gegenvorstellungen zu machen. Aber diesen Eingriff in die Rechte der Kirche

*) In der abendländischen Kirche fanden wir diese Spuren schon in dem ersten Concilium von Orange, auf welchem verordnet ward, daß derjenige, welcher eine völlig zerfallene Kirche wiederherstellte, wie deren Stifter sollte betrachtet werden, sich jedoch in Ansehung des Priesters, welchem er diese Kirche übergeben wollte, mit dem Bischofe, in dessen Diöcese sie gelegen wäre, zu benehmen hätte.

hätte Theodat sich nur deswegen erlaubt, weil er bei-
 "fürchte, daß vielleicht Einer zum Papste könnte ge-
 wählt werden, welcher, dem Interesse des Kaisers
 gänzlich ergeben, sich als einen geheimen, und dar-
 her nur noch desto gefährlichern Feind der Gothen
 erweisen möchte. In der Redlichkeit, wie in der
 friedfertigen und frommen Gesinnung des Silverius
 glaubte Theodat sichere Bürgschaft für das Gegenheil
 zu finden. Die Gegenvorstellungen der Bischöfe hats-
 ten daher keinen Erfolg. Dem Befehle des Königs
 mußte gehorcht und Silverius zum Papst gewählt
 werden. Anfänglich wollte ein großer Theil der römi-
 schen Geistlichkeit ihn gar nicht als Papst erkennen.
 Aber kaum hatte Silverius die heiligen Weihen em-
 pfangen, als dessen lebenswürdige Eigenschaften ihm
 bald alle Herzen gewannen. Willig unterwarfen sich
 ihm jetzt auch die bisher noch Widerstrebenden; und
 die Frömmigkeit und hervorleuchtenden Tugenden des
 neuen Papstes machten, daß man die Unregelmäßig-
 keit seiner Wahl in kurzer Zeit völlig vergaß.

XXXIV.

1. Hatte Papst Agapet bei Justinian den Frie-
 den für Italien nicht zu vermitteln vermocht; so war
 blieb man um so weniger von dem Bischöfe Rustikus
 zu erwarten; und nicht minder begreiflich ist es auch,
 daß Petrus, nachdem er schon den völligen Cessions-
 vertrag in der Tasche hatte, es sich nicht wird sehr
 angelegen haben seyn lassen, seinen Herrn zu bereden,
 den ersten Vertrag anzunehmen, daß heißt, mit einem
 kleinen Theile sich zu begnügen, wenn er bloß die
 Hand ausstrecken durfte, um das Ganze zu nehmen.
 Der zweite, das ganze gothische Reich dem Kaiser
 überliefernde Vertrag ward also Justinian vorgelegt,

und natürlicher Weise, so gleich von demselben gerech-
 migt. Mit der kaiserlichen Ratification mußte Nes-
 trup, welchem Justinian noch einen gewissen Athanas-
 ius beordnete, unverzüglich nach Ravenna zurück-
 kehren. Beide waren auch Ueberbringer eines Briefes
 des Kaisers an König Theodat: eines Epistels, höchst
 merkwürdig seiner Spasshaftigkeit wegen, und dem
 Etwas Ähnliches die Geschichte alter wie neuer Diplo-
 matis schwerlich aufzuweisen haben wird. Justinian
 macht darin Theocat's Philosophie die schönsten Com-
 plimente, erhebt über alles dessen philosophische Liebe
 zum Frieden, bewundert die hohe Weisheit eines ge-
 krönten Platonikers und gesteht demselben endlich sehr
 gerne die einigen hundert Aecker Landes zu, gegen wel-
 che derselbe eines der mächtigsten und blühendsten Rei-
 ches, aus bloßer Liebe zur Philosophie, zu vertauschen
 sich anheischig gemacht hatte.

2. Aber mit Theodat's Philosophie war indessen
 eine kleine Revolution vorgegangen. Zwei seiner
 Feldherren, Asinar und Grippa, waren mit einem
 starken Heere in Dalmatien eingerückt. Um die
 Stärke der Gothen zu erforschen, schickte ihnen Mun-
 dus seinen Sohn Moriz entgegen. Der Jüngling
 war tapfer wie sein Vater; aber unbesonnen wie die
 Jugend; und der unverhältnißmäßigen Ungleichheit der
 Kräfte nicht achtend, griff er die Gothen mutbig
 an, tödtete ihnen viele Feinde, blieb aber nebst dem
 größten Theile seiner Leute in dem Gefechte. Mun-
 dus, untröstlich über den Verlust seines Sohnes, zog
 in der Eile seine Truppen zusammen, ging dem Asi-
 nar und Grippa entgegen, schlug das gothische Heer
 in die Flucht, ward aber, da er, um den Tod seines
 Sohnes zu rächen, sich mitten unter die Feinde stürzte,
 von denselben erschlagen. Der Verlust dieses großen
 Feldherrn benahm den Römern allen Muth. Der

jenige, welcher nach Stauden Tod das Commando übernahm, glaubte mit den wenigen Truppen, welche ihm zu Gebote standen, dem weit stärkeren gotthischen Heere nicht die Spitze bieten zu können, nahm daher Salone; und diese Stadt wie alle andern benachbarten gewöhnliche Oerter gingen auch für dieselbe verloren.

3. So wie der Feige, weil seiner Kraftlosigkeit bewußt, bei jeder auch nur von ferne drohenden Gefahr sogleich an sich selbst verzweifelt und jeter Hoffnung entsagt, eben so schnell überläßt er sich auch, bei dem ersten Scheine des wiederkehrenden Glückes, unbesonnen den zügellosesten Hoffnungen. Den vorübergehende, glückliche Waffenerfolg der Gothen im Belagerungskrieg Theodor's Muth plötzlich so sehr geschwellt, daß er jetzt von seinem Betrug, von seiner Abtretung mehr etwas wissen wollte, den Patriarchen Athanasius, Justinian's Gesandten, mit schändem Bloße behandelte und zuletzt sogar gefänglich festhalten ließ.

4. Wie es scheint, hatte das Glück den unglückseligen Römischen Könige nur deswegen einige Augenblicke gelächelt, um ihn nachher seinen Fall desto schmerzhafter fühlen zu lassen. In Theodor's größtem Ehrenstand erschien jetzt Belisar mit seinem Heere an den Küsten von Italien. Von dem Stande der Unterhandlungen, oder vielmehr von deren völligem Mißlingen, war der Feldherr durch einen Schnellsegler benachrichtigt worden, hatte hierauf sein Heer unverzüglich eingeschifft und war nun bei Rhegium gelandet. Um die Landung der Römer, wo nicht zu hindern, doch zu erschweren, hatte Theodor den Ebrimuth, dem er seine Tochter Theodora zur Ehe gegeben hatte, mit einigen Truppen in die Gegend von Rhegium gesandt.

Belisarius, der hochachtbare, seine Schwägerin
nicht besser, als eine Königin, kannte, hielt, sobald
er die römischen Schiffe erblickte, ganz Italien schon
für verloren; ging daher zu Belisarius über, warf sich
diesem zu Füßen und bat um Aufnahme in die Dienste
des Kaisers. Belisarius schickte ihn nach Constanti-
nopol, wo Justinian sehr reichlich für sein Auskom-
men sorgte und ihn auch in den Patricier-Stand
erhöhte.

Unter einem faltschen Volke, welches die
aus der Hand heiliger Ueberslieferung erhaltene Reli-
gion seiner Wägen als das höchste und edelste National-
gut betrachtet, konnte eine arianische Regierung nur
schwer bestehn. Unter Amalasuntha's Regierung
war zwar über der geistvollen, gerechten, milden
und lebenswürdigen Fürstin die Arianerie völlig ver-
gessen, aber unter der Regierung eines Theodas, des
stumpfen, feigen und rüchischen Königs wegen, der
Arianismus doppelt und dreifach gehaßt. — Kaum
hatte sich also das Gerücht von der Landung der Rö-
mer in den umliegenden Gegenden verbreitet, als so-
gleich eine Menge Städte und die Völkerschaften in
Bruttium, Lucanien und Campanien, Deputirten an
den Belisarius schickten und ihn ihrer eben so freiwilli-
gen als freudigen Unterwerfung versichern ließen.
Belisarius zog mit dem Heere gegen Neapel. Um
seine Glorie nicht im Gesicht zu behalten und die Ver-
bindung mit ihr nicht zu verlieren, wählte der Feld-
herr den beläufig dreihundert römische Meilen langen
Küstenweg. — Neapel war damals bei weitem nicht
so groß, als jetzt, aber sehr gut befestigt, hatte viele
Thürme und hohe Mauern und eine ziemlich zahl-
reiche Besatzung. Belisarius bemächtigte sich sogleich
einer, den Eingang des Hafens vertheidigenden, festen

Burg und schloß hierauf die Stadt von der Land- und Seeseite ein.

6. Durch Abgeordnete ließen die Einwohner Neapels dem römischen Feldherrn vorstellen, er möchte doch vor einer so wenig bedeutenden Stadt nicht eine kostbare Zeit verlieren, vielmehr den gotischen König auffuchen, in offener Feldschlacht ihn besiegen, triumphirend in Rom einziehen, und dann erst als Sieger und Herr von Rom, auch von den übrigen, von der Hauptstadt abhängigen Städten Unterwerfung fordern. Belisarius erwiederte, daß er nicht gewohnt sey, von seinen Feinden Rathschläge anzunehmen, sondern im Gegentheile ihnen solche zu geben. Er biete den Einwohnern von Neapel die Wahl. In der einen Hand habe er unausbleibliches Verderben; in der andern Friede und Freiheit, wie er sie den Einwohnern Siciliens geschenkt habe. Sie möchten sich wählen.

7. Stephanus, einer der Abgeordneten, welchen Belisarius heimlich in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, bot alle seine Kräfte auf, um seine Anhänger zu bewegen, die Stadt dem Belisarius zu übergeben. Trefflich unterstützt hierin ward er von einem gewissen Antiochus, einem gebornen Syrer, welcher aber schon seit vielen Jahren als Kaufmann in Neapel lebte, und durch Redlichkeit und Klugheit sich allgemeine Achtung erworben hatte. Aber leider! war die Stadt in zwei Partheien getheilt, die eine, den Römern geneigt; die andere, dem Interesse der Gothen ergeben. An der Spitze der letztern standen zwei berühmte Advokaten, Passtot und Asclepiodes; alle beide, Männer von Gewicht und großem Ansehen. Um die Absichten des Stephanus zu durchkreuzen, wußten sie ihre Anhänger zu bereben, zu Bedingungen der

Uebergabe lauter solcher unerhörte Forderungen zu machen, von welchen vorauszusehen war, daß Belisarius sie unmöglich würde annehmen können.

Da Neapels obachin schon starke Festungswerke wurden durch die Lage der Stadt — auf der einen Seite hohe schroffe Felsenwände, auf der andern die offene Meer — ungemein verstärkt. Die Stadt durch Sturm zu gewinnen, war nicht leicht. Belisarius sah voraus, daß die Einnahme der Stadt eine lange und blutige Belagerung erfordern würde. Aber dem Feldherrn drängte die Uingebul, noch vor dem Eintritt des Winters dem gothischen Heere entgegen zu gehen und durch einen entscheidenden Schlag das Schicksal des Feldzuges zu bestimmen.

9. Gegen jede Erwartung genehmigte also Belisarius alle und selbst die ausschweifendsten Forderungen der Einwohner von Neapel. Kaumelnd vor Freude über die unerwartete Milde des römischen Feldherrn, mochte schon alles Volk gegen die Thore, um solche den Römern zu öffnen. Aber plötzlich warfen sich Passor und Adepiodes der heranstömenden Menge entgegen. „Höret, Bürger von Neapel!“ riefen sie dem Volke zu, „die letzten klagenden Worte eurer untergebenen Vaterstadt. Wenn Ihr auch Sicherheit zu haben glaubt, daß Belisarius alle seine Euch gemachten Versprechungen halten wird; welche Bürgschaft habt Ihr, daß das Glück eben so schnell das kühne Unternehmen der Römer krönen, eine Handvoll verwegener Abentheurer Theodas's zahlreiches Heer besiegen und das mächtige Reich der Gothen in Italien stürzen wird? Wenn aber die Gothen, nachdem sie das kleine römische Heer vernichtet haben, alsdann siegreich vor eure Stadt rücken, welche furchtbare Rache werden sie

„nicht nehmen, wie grausam Euch nicht darüber bestrafen, daß Ihr, uneingedenk Eurer Unterthanspflicht, gleich bei der ersten Aufforderung der Römer, Euch ihnen ergeben habt.“ — Pastor und Asclepiodes stellten dem Volke nun Anlag' reich und angesehenen Juden vor, welche mit ihrem Kopfe dafür zu haften versprochen, daß es während der Belagerung, so lange sie auch dauern sollte, der Stadt nie an Lebensmitteln fehlen würde. Auch gothische Kriegsobersten traten nun hervor, und versicherten, daß die Besatzung hinreichend wäre, die Stadt zu vertheiligen, und daß die Belagerung Neapels auch nicht einen Tropfen Blutes den Einwohnern kosten sollte.

10. Wie umgewandt war jetzt das, hier wie überall, leicht zu lenkende Volk. Dem Pastor und Asclepiodes ward als den Rettern von Neapel öffentlich gedankt. Von einer Uebergabe wollte das Volk nichts mehr hören. Stephanus und dessen schwacher Anhang waren gezwungen, zu schweigen; und an Belisarius wurden neue Deputirten geschickt, welche ihm sagen mußten, Er möge sich nur von Neapel entfernen, die Stadt werde ihm ihre Thore nicht öffnen.

11. Unter fruchtlosen Anstrengungen der Belagerer waren nun schon zwanzig Tage verflossen. Mehrere Stürme hatten die Römer indessen genöthigt, waren aber stets mit Verlust von den Gothen wieder zurückgeschlagen worden. Zwar wurden auf Belisarius Befehl sämtliche Wasserleitungen abgegraben; aber durch die Brunnen und Quellen in der Stadt war für hinlänglichen Wasservorrath gesorgt; und des Bedarfs konnten die Einwohner während der Belagerung wohl missen. Kostbare Augenblicke gingen für den Feldherrn verloren. Die Gothen gewannen Zeit, ihre diesseits und jenseits der Alpen stehenden Heerhaue

ten zusammenzuziehen, und ein zahlreiches Heitercorps stand schon auf dem flammischen Wege von Rom nach Neapel.

Lagerung aufzuheben, es war schon auf ganz unvermuthet ihm des Feldherrn — Der Isaurier sehen. Begierig, zu lernen, ging er hin, gleich dem und kam bald an eine ziemlich starke, die nicht groß genug waren, und in völliger Eile. Er unterzute sich, daß man weiter und aufwärts könnte. Eiligst das Lager zurück, einem seiner Offiziere keinen Augenblick, gegen Entdeckung in

Kenntniß zu setzen. Sogleich befehlt Belisarius, daß der Isaurier mit noch einigen seiner Kameraden in die Wasserleitung zurückgehen und die Arbeit an dem Felsen unternehmen soll. Dieß geschieht; und in wenigen Stunden ist die Oeffnung in der Felsenwand geräumig genug, daß ein Mann ganz bequem durch dieselbe hindurchgehen kann.

13. Belisarius, der jetzt die Gewißheit hatte, am folgenden Tage Herr von Neapel zu seyn, ließ die Einwohner, um wo möglich von ihnen die Greuel seiner eroberten Stadt abzuwenden, noch einmal aufs

fordern, ihre Stadt zu übergeben und dem Kaiser sich zu unterwerfen. Sein frommer Wunsch hätte beinahe sein Geheimniß verrathen; denn er ließ den Bürgern von Neapel sagen, daß er sichere Mittel in Händen habe, sobald er nur wolle, sich ihrer Stadt zu bemächtigen. Waren die Anführer der gothischen Besatzung oder die Vorsteher der Bürger nur einigermaßen besonnen gewesen; so hätten sie von selbst diese sichern Mittel errathen, mithin deren Erfolg auch jetzt noch vereiteln können. Aber die bisherigen schlechten Fortschritte der Belagerer hatten den Muth der Belagerten ungemein erhöht, und mit Troß wurden auch die letzten, wohlmeinenden Ermahnungen zurückgewiesen. — Gottes Strafgerichte, sagt Procopius, schwebten über dem Haupte der Einwohner von Neapel. *)

14. Als es Abend zu werden anfing, gab Belisarius vierhundert auserlesenen Soldaten den Befehl, die Waffen zu ergreifen und zu einer geheimen Unternehmung sich bereit zu halten. Den Magnus, Befehlshaber einer Reitercohort, und den Entres, der eine Abtheilung isaurischer Truppen befehligte, ließ er zu sich kommen, unterrichtete sie von der Beschaffenheit der nächtlichen Expedition und gab ihnen auf jeden möglichen Fall, besonders wenn ein glücklicher Erfolg die Unternehmung krönen würde, die nöthigen Verhaltungsbefehle. Dem Heere ward gesagt, sich auf den folgenden Tag zu einem Hauptstürme auf Neapel in Bereitschaft zu halten.

15. Sobald die Nacht einbrach, begab das kleine

*) Nimirum Deus Imperatori subdere Neapolitanos nolebat, nisi male mulctatos. Proe. de bell. goth. l. 1. c. 9.

Detaschement, mit **Peterson** wohl versehen und von zwei **Kromaxen** begleitet, sich auf den **Weg**. Aber **Magnus** und **Ennes** waren in dem unterirdischen Gange noch nicht weit mit ihrem Leuten gekommen, als plötzlich ein heftiger Schrecken den größten Theil derselben ergriff. Sie liefen sämtlich davon, wurden aber von **Belisarius** sehr leicht empfangen, und, voll Scham über ihre gezeigte Feigheit und den Hohn ihrer Kameraden fürchtend, versprochen sie, es möchte kosten, was es wollte, das nächste Abentheuer sich selbst zu beschaffen.

16. Ohne fernern Zufall erreichten die vierhundert Mann die Mündung des Kanals, der in ein sehr geräumiges, sehr trocken liegendes, aber mit einer ziemlich hohen Mauer umgebenes Wasserbecken auslief. Unglücklicherweise hatte man vergessen, eine Leiter mitzunehmen; ohne diese schien es unmöglich, die Mauer zu erklimmen, und man stand schon im Begriffe, unverrichteter Dinge wieder zurückzulehren, als ein Soldat, mehr gewandt als die andern, seine Waffen hinwegwarf und, mit Hülfe seiner Kameraden, sich glücklich die Mauer hinaufschwang. Als er oben war, fand er sich in einem alten, nahe bei zwei Nachthürmen liegenden, zerfallenen Gemäuer, welches jedoch eine alte Wittib bewohnte. Diese bedrohte der Soldat sogleich mit dem Tode, wenn sie auch nur den mindesten Laut von sich geben würde. Seinen Kameraden hatte er nun bald geholfen. Ein starkes Seil, welches ihm das alte Weib herbeischaffen mußte, befestigte er an einen Delbaum, ließ das andere Ende in das Becken hinunter und, Mann für Mann, konnte nun das ganze Detaschement sich ohne Schwierigkeit an demselben hinaufwinden.

17. Als sie alle oben beisammen waren, frag

Der Tag schon an zu gehen; aber denningachtet ge-
 lang es ihnen noch, unbemerktlings den Statthalter
 gegen die nordlichen Thore der Stadt kummarsühren;
 die Wachen zuriet Thärne zu kerrumpeln, also ohne
 daß ihnen ein Mann entwischt wäret; alle niedersahen.
 Jetzt ward das mit dem Felsperre verabredete Zeichen
 gegeben. Nach Belisar ließ man zum Sturme blasen.
 Innerhalb und außerhalb Neapels und auf allen Sei-
 ten schmetterte auf einmal der Römische Fuchsbau
 Krugstromper. Während, weil des Tages gewiß,
 stürmten die Römer von außen; während der noch
 den unterirdischen Kanal schon in die Stadt eingebrun-
 gene Haufe die Besatzung gerade an den von außen
 am meisten bedrohten Punkten in dem Staden angriff,
 die Thore und Eingänge aufsprengte und, seinen
 Runderaden die blutige Bahn ebend; die Wachen
 zu erklimmen ihnen half. Am heftigsten ward in dem
 Quartiere der Juden gekämpft. Da sie sich der Ueber-
 gabe am stärksten widersezt halten, hofften sie wenig
 oder gar keine Gnade. Verzweifelt war also der
 Widerstand, den sie auf ihrem Posten leisteten. Aber
 von allen Seiten, im Rücken und in der Fronte an-
 gegriffen, wurden sie endlich dennoch gezwungen, zu
 weichen. Die Flucht der Juden entschied das Glück
 des Tages. Aber schrecklich und bejammernswert
 war jetzt auch das Schicksal Neapels. Von allen
 Seiten drangen die durch Kampf und Mordlust er-
 hitzten römischen Schaaren in die unglückliche Stadt.
 Keiner lebenden Seele ward geschont. Durch Grau-
 samkeit zeichneten sich vorzüglich die Hunnen aus.
 Kirchen, Paläste und Privathäuser wurden erbrochen
 und ausgeraubt. Was dem Schwerte der wilden Ero-
 berer begegnete, ward erbarmungslos ertrudet, und
 ganze Ströme Blutes flossen durch die mit Leichen be-
 deckten Straßen von Neapel. Um das Elend, das
 er vorhergesehen hatte, zu mildern, that Belisarius

„was er thun konnte, von allen höhern und niedern Officieren der Stadt; der einzige, der steht auf dem Straßen-Platz, erschreckt und theils durch Wunden; theils durch sein Aussehen, der Retter von Tausenden ward, in Gold, Silber und edelst Kostbarkeiten,“ rief er öfter und, „sag die Worte und der gerechte Lohn des tapfern Kriegers.“ Aber schon das Schicksal der Einwohner, so stehen um Erbarmung; „sie sind Christen.“ Wie Ihr, sind sie jetzt Unterthanen des Kaisers.“ — Ganz fruchtlos waren die Bemühungen des Feldherrn nicht; aber gräßlich war dem ungeachtet das Blutbad; mehr als ein Drittel der ganzen Bevölkerung der Stadt fiel unter dem Schwerte der schonungslosen Eroberer. Bevor jedoch der Abend der für Neapel so verhängnißvollen Tages einbrach, hörte das Wort und Staunen auf. Schnell mußte besser Ordnung und Marschzucht in dem Heere wieder hergestellt. Die Frauen wurden ihren Männern, die Kinder ihren Eltern wieder zurückgegeben; und die Bürger, die jetzt mit Sicherheit in ihre Häuser zurückkehren konnten, hatten wenigstens das Glück, dasjenige wieder zu finden, was sie während der Belagerung in ihren Kellern oder unterirdischen Gewölben verborgen hatten.

- *) So erzählt Procopius die Einnahme von Neapel. Aber der Papst Silverius spricht den Welfarius nicht von jeder Theilnahme an dem Blutbade frei. Wir müssen indessen gestehen, daß Procopius Erzählung und mit dem menschenfeindlichen Charakter dieses Feldherrn übereinstimmen scheint. Welfarius war von Natur als mild, sanft, theilnehmend und zum Verzeihen geneigt, und nur dann, wie wir in der Zukunft einigemal noch sehen werden, einer ungerechten, ja wohl grausamen Handlung fähig, wenn Theodoren's Gunst der Lohn derselben war, oder auch seine, in einem sonst so großartigen Charakter ganz unbegreifliche, blinde und fetterische Unter-

17. Von der
 achthundert Mann zu
 Lehen, nahm sie in
 unter die Legionen.
 überlebten nicht lang
 Vaterstadt herbeigeht
 vor Schrecken der
 Stadt eindringen so
 noch einigen der Vor-
 rind zu Füßen gewi-
 digt worden und wol-
 seinem Hause zurück
 haufen sich über ihn
 riß; hierauf auch
 eilte, und als man
 hen zeigte, diesen in
 nen Richtplatz an einem Galgen aufhäng.

XXXV.

1. Bei der Belagerung wie bei den Unfällen
 Neapels war Theopas bisher ein gleichgültiger Zu-

werfung unter den Willen der schändlichen Antonina ihn
 kann zwang; wie z. B. zu jenem unedlen Betragen ge-
 gen den hochherzigen, mit den herrlichsten Eigenschaften
 des Geistes wie des Herzens geschmückten Photius, der
 sein Stiefsohn war, ihn zärtlich liebte, sich für ihn auf-
 geopfert hatte, und den er doch treulos verließ und den
 grausamsten Verfolgungen seiner unnatürlichen Mutter
 Preis gab. Wäre Belisar nicht der Slave eines ver-
 dorbenen Hofes, so wie der zügellosen Launen einer ehr-
 losen, verbrecherischen Gattin gewesen; so würde viel-
 leicht bloß seine allzugroße Liebe zum Reichtume, ob-
 gleich zu größtentheils wohl erworbenem Reichtum, über
 seine übrigen Tugenden einige Schatten geworfen haben.

schwerer geblieben. Aber der Verlust dieser Stadt besänftigte ihn jetzt sich nach Rom zu begeben. Er, dem es so gänzlich an Muth gebrach, wollte, wie er sagte, Muth durch seine Gegenwart den Römern einflößen. Jedermann glaubte, der König werde sich an die Spitze seines Heeres stellen und dem Eroberer von Neapel entgegenrücken. Aber Theodos begnügte sich, den Wichtigen, einer seiner besten Feldherren, mit dem Kern des Heeres nach Campanien zu senden. Er selbst, bloß für seine eigene Person besorgt, blieb misder wie gewöhnlich ganz untätig in Rom. — War Theod

7) Nach dem Zeugnisse des Procopius, befand sich Theodos in dem Zustande einer beinahe völligen Verblüffung. Um den Ausgang des Krieges zu erforschen, hatte er zu Wahrsagern seine Zuflucht genommen; und obenerwähnter Geschichtschreiber erzählt eine ihm gewordene Prophezeiung, die, ihrer Sonderbarkeit wegen, gleich so manchem andern heidnischen Orakelspruch, dem Leser hier mitgetheilt zu werden verdient. — Ein durch Wahrsagerkünste berühmter Jude ward dem Theodos vorgestellt. Um die ängstliche Neugierde des Königs zu befriedigen, ließ derselbe dreißig Schweine herbeischaffen, theilte sie, in Gegenwart des Königs, in drei Haufen, jeden zu zehn, bezeichnete den einen dieser Haufen mit dem Namen der Griechen oder Kaiserlichen, den andern mit jenem der Gothen und den dritten mit dem Namen der Einwohner Roms; legte darauf die drei Haufen in eben so viele Zellen und bestimmte den Tag und die Stunde, wenn dieselben dürften eröffnet werden. Theodos' Ungebuld konnte kaum die bestimmte Zeit erwarten. Als die drei Schweinställe endlich eröffnet wurden, fand man die mit dem Namen der Griechen bezeichneten Schweine sämmtlich frisch und gesund, jene der Gothen alle todt und die, die Römer repräsentirenden Schweine zur Hälfte todt und zur Hälfte am Leben; letztere hatten aber alle ihre Borsten verloren. — Der Erfolg entsprach, wie wir sehen werden, vollkommen dieser bildlichen Darstellung.

das längst schon in den Herzen seiner Gothen allgemein verachtet, so ward er jetzt gar ein Gegenstand ihres lauten, öffentlichen Spottes.

2. Ungefähr fünfzehn Meilen von Rom hatte Theodat's Feldherr mit seinen Truppen ein Lager bezogen. Vielleicht nicht ohne Rathun des Vitiges, verbreitete sich auf einmal bei dem Heere der Gothen das Gerücht, Theodat stehe in einem geheimen Einverständnis mit Justinian, sey an seiner eigenen Nation zum Verräther geworden und habe aus deswegen den Krieg herbeigeführt, um die Gothen und ganz Italien desto leichter dem Kaiser in Constantinopel zu unterwerfen. Den Argwohn der Soldaten theilten bald auch alle Officiere, von jedem Range. Ein förmliches Gericht ward in dem Lager gehalten; Theodat, als ein Verräther der Nation, des Thrones unwürdig erklärt, desselben einstimmig entsetzt und Vitiges, auf einem Schilde emporgehoben, dem Heere gezeigt, und allgemein als König von denselben anerkannt.

3. Unverzüglich brach der neue König mit dem Heere gegen Rom auf. Theodat verließ, bei der ersten Nachricht von dem Aufstande des Heeres, die Stadt und floh gen Ravenna. In der unabweisbaren Feste war er gegen den ersten Anfall geschützt; konnte wenigstens in voller Sicherheit nach Constantinopel sich dort einschiffen. Aber alles war dem Bi-

*) Der Verrath Ebrimuth's, eines Schwiegersohns des Theodat's, welcher zu Belisarius übergegangen war, hatte vorzüglich diesen Verdacht erweckt und mußte nun freilich demselben, da Theodat nicht den mindesten Versuch gemacht hatte, Neapel zu verlassen, einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben.

Wegs dahin gelegt; die Person des entsetzten Königs in seine Gewalt zu bekommen. Dem Optaris, einem vornehmen Gothen, gab er daher den Auftrag, den flüchtigen Theodat zu verfolgen und sich desselben lebend oder todt zu bemächtigen.

4. Optaris hatte eine schöne und reiche Erbin geliebt und stand schon im Begriffe, sie zu heirathen, als ganz unvermuthet ein Nebenbuhler aufstand und alle seine Hoffnungen zerstörte. Zwar gab das Mädchen dem Optaris den Vorzug; aber der Andere, reich und angesehen, wandte sich an den König, versprach ihm Geld und reiche Geschenke; und Theodat, dessen Geiz auch eine Kleinigkeit nicht verschmähet, gebrauchte nun sein königliches Ansehen, um dem Optaris seine Geliebte zu entreißen, und sie mit dem Andern zu vermählen.

5. Unstreitig hätte Vitiges die Ausführung seines Auftrages in keine bessere Hände legen können. Um seine Privatrage zu befriedigen, that Optaris, was er nur immer thun konnte; verfolgte rastlos Tag und Nacht den fliehenden Theodat, erlachte ihn endlich, als er schon nicht mehr sehr ferne von den Thoren von Ravenna war, rannte ihn vom Pferde und — um und der eigenen Worte Procop's zu bedienen — schlachtete ihn, als er rücklings auf dem Boden lag, trotz dessen weiblichen Geschlechts, wie man ein Opfertier zu schlachten pflegt; er hob ihm hierauf, den Kopf ab, und überbrachte diesen, als einen Beweis, daß er den erhaltenen Auftrag vollzogen habe, dem neuen Könige.

6. Theodat hatte zwei Jahre regiert. Sein Sohn Theodegisces ward in einem Koller eingeschlossen und bald darauf mit Gift aus der Welt geschafft.

7. Aus Rom erließ Vitiges ein Rundschreiben an alle Provinzen Italiens. Seine Erhebung nennt er nicht ein Werk der göttlichen Fügung, sondern ein glückliches, Theodorus, den Schutten des ostgothischen Reichs in Italien, in Allem sich zum Vorbild zu nehmen; „denn“, sagt er, „wer diesem großen Könige nachahmt, in dessen Geiste und nach dessen Befehlen handelt, ist demselben näher verwandt als jene, welche bloß durch den Zufall der Geburt ihm angehören.“

8. Lange verweilte indessen der gothische Monarch nicht in Rom. Um dem Byzantinern entgegenzutreten, dazu fühlte er sich für jetzt noch an Kräfte zu schwach. Er ließ also unter dem Leudaris, einem alten, sehr erfahrenen Anführer, bloß eine Besatzung von viertausend Mann zurück; wählte jedoch hierbei auch auf die Mitwirkung der Einwohner Roms; und zwang daher den Senat und das römische Volk, ihm auf das neue den Eid der Treue zu leisten, und eine Menge Senatoren als Geiseln ihm anzuliefern. Vitiges brach hierauf mit dem Heere nach Ravenna auf, und bemächtigte sich auf seinem Wege durch Italien alles, von Trebbat auf einer Insel in der See Volsens aufgethaunten Schätze.

9. Vitiges war ein tapferer Soldat, aber von sehr niedriger Abkunft. Um den Mangel einer glänzenden Geburt zu ersetzen, ließ er sich einen Schein des Adels zu geben, ließ er sich von seiner Gemahlin Melasanta, und Anastasia's Tochter, Melasanta, mußte gegen ihren Willen ihm ihre Hand reichen.

10. Zu einem großen Staatsrathe berief der neue König alle gothische Herzoge und Grafen nach Ravenna. Es ward darauf beschloffen, bis zu dem

nächsten Frühjahr bloß vertheidigungsweise gegen den Feind zu agiren; unwürdiglich einen Aufruf an die gesammte, waffenfähige Mannschaft der gothischen Nation ergehen zu lassen; die von Theodat mit den Franken angeknüpften Unterhandlungen schnell zu beendigen, mithin alle jenseits der Alpen in Gallien liegenden gothischen Besitzungen, wie auch das gothische Allermanien den fränkischen Königen abzutreten, die in Gallien stehenden gothischen Kriegsvölker zurückzurufen, die ganze Kriegsmacht der Göthen unter den Mauern von Ravenna zu versammeln, mit Anfange des Frühlings mit der vereinten Kraft der ganzen Nation gegen den Feind aufzubrechen und unter der alldam ungeheuern Ueberlegenheit der gothischen Streikräfte ihn gleichsam zu erdrücken.

11. Belisarius, nun schon Herr von dem größten Theile des südlichen Italiens, hatte indessen seine Eroberungen gesichert, unter dem Oberbefehle des Herodianus Besatzungen nach Neapel und Cumä gesetzt, war hierauf bis an die Ufer des Ostiarinus vorgedrückt und hatte da, wo die abysche von der lateinischen Straße sich theilt, sein Lager aufgeschlagen. Beide Straßen führten nach Rom; aber Belisarius wählte die lateinische Straße, welche in einiger Entfernung von der See und den Morästen, durch eine Strecke von hundert und zwanzig Meilen sich am Fuße der Gebirge hinzog.

12. Das Schicksal Neapels hatte die Einwohner von Rom geschreckt; zudem überließen sie sich jetzt der chimärischen Hoffnung einer baldigen Wiederverstellung des weströmischen Kaiserreichs. Dieser Gedanke entflammte sie zu einem augenblicklichen Enthusiasmus. Sie beschloßen, trotz der gothischen Besatzung, die Thore ihrer Stadt dem kaiserlichen Heere zu öff-

hen. Selbst der Pabst gab den Rath, den Belagerer nicht zu reizen, keinen Vortheil zu lassen, nicht Widerstand zu leisten. Gibella, welche unter Athanasius Quästor gewesen war, ward nach abgefand, am, im Namen aller Einwohner Roms, Justinian's großen Feldherrn einzulassen, als Bürger in ihre Stadt einzulassen, und die Ausbittungen ihrer Treue und freiwilligen Unterwerfung zu empfangen. Des Leudaris vier tausend Gothen waren viel zu schwach, um gegen einen kaiserlichen Heer zu kämpfen und zu gleicher Zeit ein ungeheures Heer zu halten. Sie waren also zufrieden, daß man ihnen freien Abzug nach Ravenna gestattete; und zogen durch das kaiserliche Thor in eben demselben Augenblicke hinaus, in welchem Belisar durch das athenische Thor, am 9. December des Jahres 536 seinen feierlichen Einzug hielt. Der brave Leudaris, welcher sich nicht mit der Schmach befreuen wollte, ohne seiner Treue und Tapferkeit anvertraute Stadt ohne Schwertstreich übergeben zu haben, wollte den Fliehenden nicht folgen, blieb demnach in Rom zurück, und ward, sammt den Schlüsseln der Stadt, als ein Siegeszeichen dem Kaiser Justinian nach Konstantinopel gesandt.

13. Belisar's erste Sorge war, Rom gegen den Anfall eines überlegenen feindlichen Heeres in Sicherheit zu setzen. Die verfallenen Mauern ließ er demnach wieder aufrichten, neue Festungswerke hinzufügen, die Brücken besetzen, die oft sehr enge Uebergänge bedeckenden Thürme in bessern Verteidigungsstand setzen. Er bemühte sich ferner, der auf einem hohen Felsen liegenden, die Gegend von Spoleto beherrschenden, unbezwingbaren Höhe zu gehn, und empfing die freiwilligen Huldigungen des Völkchens

Wissen, welcher eine Vertheilung gothischer Kriegsmacht
 der in Campanien, einem ansehnlichen Theil Landes
 zwischen Seiten der apenninischen Gebirge, befehligter
 hatte, nun aber kommt, seinen Seiten zu Belisarius
 Abgang von demselben auf das wohlwollendste auf-
 genommen, ward, und zum Lohn seiner freiwilligen
 Unternehmung eine Befehlshaberstelle in dem kaiserli-
 chen Heere erhielt.

Im Jahr 567. nach Christi Geburt, als die Vertheidigungsanstalten vor-
 nehmen wie geringern Einwohner
 ar, nicht aufzuhaben. Sie sahen ein,
 men sey, in ihrer Stadt eine form
 auszuhalten. Aber unbegränzt
 e man auf den Gedanken kommen
 unbedeutenden Anzahl von Krieger
 voll Leute, eine Stadt von so
 ungeheuerm Umfange, wie Rom, gegen einen wahrs-
 cheinlich zehnmal stärkern Feind vertheidigen zu
 wollen. Belisar vernahm die immer lauter werdende
 Unzufriedenheit, hörte sich aber wenig daran, son-
 dern ließ alles auf seiner Flotte aus Sicilien mitge-
 brachte Getraide ausschiffen und in den Magazinen
 von Rom aufschütten; auch gab er Befehl, daß alle
 Landleute in der ganzen, weit umherliegenden Gegend
 den Ueberschuß ihrer Erzeugnisse nach Rom bringen
 und gegen bare Bezahlung in die öffentlichen Speis-
 cher der Stadt abliefern mußten.

XXXVI.

1. Auch Vitiges war den Winter über nicht un-
 thätig geblieben. Alle in jener Versammlung der
 Großen entworfenen Pläne waren ausgeführt worden.
 Mit den Franken war der Friede geschlossen, sogar

4. Von den bei Ravenna versammelten vierund-
hunderttausend Mann wurden fünfzigtausend Mann
getrennt und unter dem Feldherrn Asinar nach Dalmatien
zur Wiedereroberung dieser Provinz gesandt. *)
An der Spitze des aus hundertfünfzigtausend Mann
bestehenden Hauptheeres zog Vitiges auf der flaminischen
Straße gegen den Feind. Des Königs einzige
Besorgniß war, daß Belisarius und das kaiserliche
Heer ihm entgegen möchten; er beflügelte daher seinen
Marsch, ließ Spoleto, Perugia und um so mehr die
nicht leicht zu bewingende Feste Narni, ohne sie
zu belagern, in seinem Rücken liegen, und zog in an-
gelegentlichem Eilenschrit nach der Liberstadt, überall
auf dem Wege ängstlich forschend, ob Belisarius und
dessen Heer noch in Rom wären. Von einem Priester
erhielt er endlich die Antwort: „König! sey dich
selbst unbesorgt. Von allen Kriegsvorfällen sind
Flucht oder ein einer Flucht ähnlicher Rückzug das
Einzigste, was Belisarius nicht kennt.“

5. An dem Fuße der milvischen Brücke, zwei
Meilen von Rom, war das gothische Heer jetzt an-
gekommen. Den Engpaß vertheidigte ein Thurm, in
welchen Belisarius eine Besatzung gelegt hatte; aber
diese, geschreckt bei dem Anblicke des zahlreichen feind-
lichen Heeres, lief schändlich davon und überließ die-
sen so ungemein wichtigen Posten den Gothen.

6. Auf die erste Nachricht von dem Anmarsch

*) Nach Mundus Tode und dem Rückzuge der Römer,
hatte Justinian den Constantinus mit einer Verstärkung
an Truppen nach Dalmatien gesandt, Constantinus hier-
auf den Asinar und Grippa zweimal geschlagen und, be-
vor noch Belisarius in Italien gelandet war, die Stadt
Salerno und die ganze Provinz wieder erobert.

des gotthischen Heeres schickte Belisarius dem Theodor und Constantinus, zwei Unterfeldherren, welche er betrauscht hatte, den Befehl, ungezügelt mit ihren Kruppen wieder zu ihm zu stoßen. Befehlsgewandt nur einige Stunden, dem erhaltenen Befehle zu folgen; sah sich daher, als er endlich aus Rom ausmarschirt war, durch das gotthische Heer schon von Stanz abgeschnitten, schlug sich jedoch mit seiner gewöhnlichen Unererschrockenheit durch die feindlichen Schuttdronen hindurch, kam glücklich mit seinen Leuten nach Rom, und war nun der erste, der dem Oberfeldherren die Meldung machte, daß die Feinde, in der Nähe von zwei Meilen, schon vor der Stadt stündelt. 611

7. Um die Stärke und Stellung des Feindes zu erforschen, machte Belisarius mit tausend Reitern einen Ausfall durch das flavinische Thor. Ihm war noch unbekannt, daß die Besatzung des Circusmaximus der milvischen Brücke ihren Posten schmachvoll verlassen hatte, dieser mithin in den Händen der Feinde war. Zahlreiche gotthische Reiterhaufen fielen ihm daher jetzt plötzlich in den Rücken. Belisarius glückte, den Seinigen ein Beispiel der Unererschrockenheit geben zu müssen. Muthig griff er also an der Spitze von tausend Reiter von siebenmal stärker Feind an. Aber zu den Gothen waren zwei und zwanzig, in dem römischen Heere dienende Barbaren in der letzten Noth übergegangen. Die Ueberläufer kannten den Belisarius und das fuchsbraune Pferd, welches er jetzt ritt; sie zeigten ihn den Gothen, und schrien aus allen Kräften: „dorthin, dorthin, auf das fuchsbraune Pferd.“ Ein Hagel von Pfeilen und Wurfspeeren stieg nun nach dem Manne, von dessen Leben das Loos Italiens und der Gothen abhing; zu gleicher Zeit sprengten an ihn mehrere der tapfersten Gothen mit Lanzen und Schwertern an, wettkampfend um die Ehre, den großen

bedeckten Gefahren vor Räuber niederparirten. Alles
alles zugleich war Belisar an diesem Tage. Solom,
Helmer und Rittermann. Mit erkannenswürdiger
Mannheit und Stärke des Körpers führte er nach-
eben. Selten furchbare Gerüche; jeder derselben war
schrecklich, und wer sich ihm näherte, fühlte die Stärke
seiner Arme. Ein starkes, an Schlachtgeräusch
gewöhntes und zu jeder Wendung dressirtes Pferd
thun ihm treffliche Dienste. Während es mit unge-
wöhnlicher Leichtigkeit der Länge des Ginen auswich, hatte
sein kühner Reiter einen Raben schon durchrennt und
warnte sich mit Blitzschnelle nun wieder gegen jenen
und schlug auch diesen mit einem Streiche zu Boden.
Die Gefahr des Helmers und dessen beispiellose Tap-
ferkeit wirkten mächtig auf die treue Leibwache; ein
jeder derselben ward jetzt ein Held; alle drängten sich
um den großen und tapfern Pferdführer; alle geigten
nach dem Rufen, mit ihrem eigenen Leben das Leben
ihres Helmers zu retten. Mit ehrenvollen Wunden
bedeckt, fielen mehrere in dem Gefechte; und Ginen
davon hatte schon zehn Wunden erhalten und dennoch
wüthete noch immer furchtbar sein Schwert unter dem
Hosien; bis endlich, von einem tödtlichen Pfeil ge-
troffen, er ebenfalls todt zu Boden sank. Solche
Beispiele ausnehmender Tapferkeit benahmen endlich dem
Gothen allen Muth; sie wichen von dem Schlachts-
felde und flohen nach ihrem Lager zurück.

Das 12te Buch.

So Mit seinem Siege noch nicht zufrieden, ver-
folgte Belisarius die Fliehenden mehrere tausend
Schritte, über und dem gothischen Lager rückte ihre
einmüthig, noch ungleich zahlreicherer Heerhaufe ent-
gegen, und die schon ganz ermüdeten, beinahe völlig
erschöpften Römer wurden nun auch ihrer Seite zur
Flucht gezwungen und von den Gothen heftig verfolgt.
Es lag schon an Nacht zu werden, als die Fliehenden

vor den Mauern von Rom ansetzten. Man stellte man ihnen die Thore der Stadt nicht offen, aus Furcht, der Feind möchte in der Verwirrung und bei der Dunkelheit der Nacht und dem Glühenden zugleich in die Stadt dringen. Belisar, mit Schwermuth und Blut besetzt, war ganz unfaßlich und seine Stimme so heiser, daß die, welche oben auf den Mauern waren, seine Worte nicht vernahmen konnten; zudem hatte sich das Gerücht verbreitet, Belisarius sey in dem Gefechte erschlagen worden. Schon naheten die Heere sich dem Stadtgraben; und die Römer, zwischen diesen und den Mauern der Stadt eingeschlossen und völlig ausgesetzt, sahen einem vertheidlichen Untergange entgegen. Aber wie aus einem Felsen brach an demselben Belisar hervor jederthierum brechende Sturmi. Mit der wachsenden Gefahrsucht auch sein Rath. Sein Beispiel weckte auf, daß man die fliehenden Kräfte der Römer, er schritt herüber den Graben wieder hinüber; griff mit beispielloser Kühnheit die Gothen nun selbst an; und die, in der Meinung, daß es frische, so eben aus der Schlacht zurückgekehrte Truppen wären, hielten dem Angriff nicht lange aus, und zogen, da es jetzt schon in Nacht war, in unordentlicher Flucht wieder nach ihrem Lager. Diesmal verfolgte Belisar sie nur einige hundert Schritte. Die Ehre des Schlachtfeldes war ihm geblieben und triumphirend kehrte er nach der Stadt zurück. Das flaminische Thor wurde jetzt geöffnet und der Held des Tages wie seines Jahrhundert's unter dem lauten Jubel der Einwohner empfangen. Belisar hatte den ganzen Tag noch keine Nahrung zu sich genommen; aber, trotz den Bitten aller seiner Freunde, gönnte er auch jetzt sich noch nicht einige Augenblicke der Erholung, und erst, nachdem er alle Posten und Wachen untersucht, überall die nöthigen Befehle ertheilt und für die Sicherheit Roms auf allen Punkten

gehort hatte, nahm an Exulte zu sich und begab sich auf einige Stunden zum Ruhe *):

115 19. Im siebten Hohenstamm getheilt, ging am folgenden Tage das ganze, zahlreiche gothische Heer über die Elbe; und nun begann eine der merkwürdigsten Belagerungen allerer und neuerer Zeit; eine Belagerung, die länger als ein ganzes Jahr dauerte; deren Geschichte jedoch, obgleich höchst interessant für den Forscher römischer und griechischer Kriegsgeschichte, im Ganzen nichts ist, als eine ununterbrochene, endlose Reihe von Gefechten, Stürmen, Prociampfen und einzeln, oft an das Wunderbare grenzenden, beinahe unglaublichen Thaten römischer Heldenmuths und Hittorikums; daher sehr geeignet, die Phantasie des Dichters zu einem kriegerischen Epos zu erheben, als in den tausendseitigen Gewinden ihres Details die Feder des ernstesten Geschichtschreibers zu beschäftigen. Begnügen wir uns demnach hier nur mit einem, bloß in seinen äußersten Umrissen gezeichneten Bilde dieser merkwürdigen, langw. Dauernden, ein ganzes Drittel der ungeheuren Stadt nach und nach verödenen Belagerung.

120 20. Merkt zu werden verdient, daß Belisar in diesem, einem ganzen Tag anhaltenden Gefechte, an welchem er nicht bloß als Feldherr, sondern auch als Soldat und Ritter, den größten und thätigsten Antheil nahm, auch nicht einmal eine unbedeutende Wunde erhielt; obgleich, wie wir gesehen, tausend und tausend Balthen ihre Wogen bloß auf ihn spannten, ihre Wurfsprosse bloß auf ihn schleuderten, und die tapfersten gothischen Hittorsmänner mit ihren Lanzen und Schwertern bloß auf ihn anspengten. — Es gehört eine ganz besondere Poil dazu, um hierin nichts als das Werk eines glücklichen Zufalls zu erblicken.

Gerade im offenen Felde drohet der stehende Platz
 selber ihrer Vorfahren zu geben: ...

8. Der Umfang von Rom war zu groß, als daß
 das gothische Heer, obgleich gegen hunderttausend
 Mann stark, die ganze Stadt hätte einschließen
 können. In sechs Lager getheilt, deren jedes mit
 einem Wall und Graben umgeben war, richteten die
 Gothen ihren Angriff nur gegen eine einzige Festung
 der Stadt, die jedoch, von dem prenestinischen bis zu
 dem flaminischen Wege sich erstreckend, eine Abthei-
 lung von mehreren römischen Wällen hatte. ...
 und der ersten drei Wochen blieb alles ruhig. Von
 beiden Seiten rüstete man sich zum Kampfe. Die
 Römer, um ihn wahrhaftig zu beginnen, die Gothen, um
 ihn mit gleicher Tapferkeit zu beenden. In dem Lager
 der Gothen ward eine zahllose Menge von Geschützen
 geschoßen, um die Gräben damit auszufüllen. Stürme
 kletterten aller Art wurden verfertigt und aus den stärk-
 sten Stämmen umliegender Wälder ungeheure Mauer-
 brecher errichtet. Die Köpfe derselben waren stark
 mit Eisen beschlagen; sie hingen in Reimen und Rei-
 den und jeder erforderte fünfzig Menschen zu seiner
 Bedienung. Endlich wurden auch noch nagleich schon
 von hölzernen Thürme und Gerüste von gleicher Bau-
 artische mit den Mauern von Rom verbanden und auf-
 gerichtet; damals übliche und bekannte Kriegsmaschinen
 und Angriffswerkzeuge herbeigeschafft: ...

14. Nicht minder thätig waren alle arbeitende
 Hände auch in dem belagerten Rom. Tag und Nacht
 ward an den Festungswerken gearbeitet; die unter
 troffenen Randle der von den Gothen abgeschnittenen
 Wasserleitungen, welche so geräumig waren, daß ein
 Mann zu Pferde sich darin bewegen konnte, wurden
 zugemauert und mit ungeheurer großen Steinen ver-

genommen. Die Schiffe, durch eben diese Wasserleitungen in Bewegung gesetzt, aber man aus Mangel an Wasser stillstehenden Mählen, wurden unterhalb der Fäher eine Menge Schiffmählen erbauet und dadurch der nun mangelnde Dienst der ersten ersetzt. Auch neue Kriegsmaschinen, besonders Katapulte, ließ Belisarius bauen; und alle Werkstätten Roms waren Tag und Nacht mit Verfertigung neuer Waffen und anderer Kriegssachen und Bescholdigungswerkzeuge beschäftigt.

Der noch Wütiges seine Zurüstungen beendigt hatte, suchte er die Gemüther der Genuesen von Rom gegen Belisarius zu erregen. Gotthische Officiere kamen öfters an die Stadtmauern und trüpfen mit bewundern. stehenden eingehornen Römern allerlei Scherzstücke an, welche gewöhnlich dahin hinausliefen, die Thiere des Roms zu verheßen zu machen und die Fester an den glücklichen, und blühenden Zustand Italiens unter der Regierung der gothischen Könige zu erinnern. „Hat,“ sagte einer dieser Gothen, „Ihr hier je aus Weizenland Etwas anders kommen gesehen, als Comedianten und Hossensrücker?“ — Diese und ähnliche scheltende Reden wurden gewöhnlich mit einem, Beobachtung an Tag gehenden Stillschweigen erwidert. Aber Wütiges, in der festen Ueberzeugung, daß gewiß die vornehmen und reichen Römer über eine, von nicht völliger Verderben, doch wenigstens Drangsale und Elend jeder Art über ihre Stadt herbeiführende Belagerung höchst mißvergnügt seyn würden, sandte mit Aufträgen hin auch einen Officier; nicht bloß an den Belisar, sondern zugleich an den ganzen römischen Senat. In Gegenwart sämtlicher Senatoren sagte dieser Gothe dem kaiserlichen Feldherrn: Wenn die Griechen nach Italien gekom-
men sind, um sich mit den Gothen zu schlagen; so haben sie ja jetzt Könige Wütiges Lager vor ihnen.

„Morgen. Die abgemessenen Schritte der Kämpfer
zum Kampf beginnen und nicht eine Pause in dem
„Gewerben“ kürzen, welche den großmächtigen Kaiser
„Bischofen überhäuft hat und gegen die, trotz ihrer
„von den Gothen begangenen Missethaten, nachdrücklich
„Nichtiges nachgeschickend gestanden ist, und daher dem
„Gothen, wenn sie ihm verfallen wollen, nicht allein
„ihren Wagnis, Marsen und Vorräthen, nicht nur
„freien Abzug aus der Stadt, sondern auch noch ganz
„Italien gestatten will.“ — Helisarius antwortet
in wenigen Worten, daß er nicht gewohnt sey, bei
seinen Feinden sich Rathes zu erholen, wenn er irgend
welcher Gefahr er ein Drosseln liefern soll. Er wurde
schon schlagen, sobald es ihm gefalle und es so für gut
finde. Dem habe von jeder den römischen Kaiser
bezüglichen Ausdrücken er sich auch für Berechtigung
gehalten, es zu befehlen; und so lange ein lebendiger
Mensch in ihm wäre, würden die Gothen es ihm
nie mehr entreißen.

Im Ganzen: In einem Hauptsturm, außer ganzen von
den Gothen besetzten Frontlinie, führte Vitiges mit
folgenden Lage das Her aus seinen Lagern. Die Furcht
und Schrecken ergriß die Einwohner Roms, als sie
von ihren Häusern herab die furchtbaren, wankenden
Alten und Gerüste mit allen Werkzeugen der Zer-
störung sich nähern sahen; aber lauter als das Helisarius
bei diesem Anblicke. Die ohnmächtige und ängstliche
Erwartung stehenden römischen Stadtbewohner mußte
dieses Zeichen des Feindes nicht zu veranlassen. Helisarius
befahl den Bogenschützen, nicht eher zu schießen,
als bis er ihnen das Zeichen dazu gegeben würde.
Schreckliches Geräusch und wilder Geschrei, als
Schreie herrschte in dem Heere der Gothen im Kampfe
verhängnißvolle Entscheidung auf den bedrohten Römern
der Stadt. Von eigenem nach stehendem Schicksal

Als Belisarius sich endlich den Bogen gebeut, schallte
 mit nervigem Krachen: den Pfeil: und: auch: bald:
 einem: gothischen: Anführer: den: Tod. Ein zweiter
 Pfeil: rauh: minder: tödtlich: als: der: erste,: streift: auch:
 noch: einen: andern: gothischen: Officier: zu: Boden. Aus:
 der: Jubel: erschallt: jetzt: auf: den: Mauern;: denn: man:
 sieht: den: Fall: zweier: feindlichen: Anführer: für: einen:
 Sieg: verkündend: Vorbedeutung. Jetzt: gibt: Belisa-
 rius: den: Bogenschützen: das: Zeichen: zum: Angriff.
 Aber: dem: schon: früher: erhaltenen: Befehl: zu: Folge,
 spannen: diese: ihre: Bogen: nicht: auf: die: Menschen:
 sondern: auf: die: ziehenden: Pferde: und: Ochsen. In:
 wenigen: Augenblicken: liegt: alles: Zugvieh: todt: auf: den:
 Erde: und: alle: Thürme, Gerüste, sammt: den: furch-
 baren: Maschinen: stehen: unbeweglich: stille. Wie: vor:
 ihm: der: Feldherr;: lacht: nun: auch: die: wieder: muthig:
 gewordene: römische: Stadtmiliz.

7. Voll: Unmuth: über: das: nöthige: Mißlingen:
 eines: Haupttheils: seines: Angriffsplanes, wendet: Belis-
 rius: sich: jetzt: gegen: andere: Angriffspunkte: der: Stadt.
 Aber: dem: Scheitern: nach: und: um: die: Aufmerksamkeit:
 der: Römer: irre: zu: leiten;: wird: der: Sturm: auf: das:
 Thor: Salaria: durch: einen: anhaltenden: Pfeilregen: der:
 gothischen: Bogenschützen: noch: fortgesetzt;: aber: gegen:
 die: Seite, wo: das: präetorische: Thor: lag, und: gegen:
 Hadrian's: Grabmal: der: Hauptangriff: gerichtet. Die:
 Verteidigung: zusammenhangender: Linien: ist: stark:
 auszuwärtig: muthig. Ding: jetzt: nur: ein: Theil: verloren,
 so: war: auch: ganz: Rom: sammt: dem: kienem: römischen:
 Heere: verloren. Aber: in: dem: Heldenleben: Belisarius:
 war: dieser: Tag: einer: der: schönsten. Sein: großer:
 Geist: umfaßte: alle: Mittel: des: Angriffes: und: der: Ver-
 theidigung. Jeder: Erfolg, wie: jeder: Wechsel: des:
 Glückes, war: von: ihm: vorausgesehen: und: berechnet;
 und: mitten: im: Gewühl: des: Kampfes: und: den: Schrecken

des Todes, lenkte er mit einer, aus ihm selbst stammenden
 der Worte, alle Ereigniffe des blutigen Tages. „Aber
 all war er gegenwärtig; wo die Gefahr am größten
 war, blieb er am längsten, und wo er nicht sein
 konnte, ersetzten klare, bestimmte und kurze Befehle
 den Mangel seiner Gegenwart. In der Gegend des
 pränestinischen Thores war die Mauer dünner hoch,
 und aus Mangel an Mannschaft am schwächsten be-
 setzt. Hierher richteten also die Gothen vorzüglich
 ihren Angriff. Mauerbrecher und andere Maschinen
 glaubten sie hier nicht zu bedürfen. Einfache Sturm-
 leitern schienen ihnen hinreichend, und die Hoffnung
 eines gewissen Sieges, verbunden mit der Aussicht
 auf eine ungeheure Beute verdoppelte ihre Anstren-
 gungen. Constantinus, welcher auf Hadrian's Grab-
 mal, das durch eine lange Mauer mit dieser Thüre
 der Stadt verbunden war, den Oberbefehl führte,
 wurde bei Zeiten von der Gefahr des mit unglück-
 licher Hartnäckigkeit angegriffenen pränestinischen Tho-
 res benachrichtigt. Er kam von seiner Burg herab
 und schlug endlich nach langen und blutigen Kämpfen
 die Gothen wieder zurück. Aber während seiner Ab-
 wesenheit hatten die Feinde nun auch seinen Posten,
 nämlich Hadrian's Grabmal, welches angegriffen
 Durch einen langen und herrlichen Schallengang ge-
 deckt, waren sie unter die Schußlinie der Bolzen und
 anderer schwerer Wurfmaschinen gekommen und stan-
 den jetzt dicht am Fuße der Mauern. Schon waren
 die Sturmleitern angelegt, und der, durch den Ver-
 fall des Constantinus, äußerst geschwächten Besatzung
 : Bildsäulen der Götter und
 Werke eines Princes und
 Ueberreste alter Kunst, weh-
 er zu reißen und den Stein-
 klauern. Die angestren-
 ten eine Menge Gothen.

1. Der Kaiser's Erbkönig zu Folge, hieß) und
 gothische Herr jetzt bei weitem nicht mehr, wie
 mit, welchen der große. Kaiser sich, bei. Erbkönig
 Italiens ein, so sehr unternehmend, so glücklich voll
 endete. Die gothischen Bogenschützen waren mit den
 römischen gar nicht zu vergleichen, (waren) doch
 sie bloß zu Fuß und hatten nicht. Gewandtheit ge
 nug, um auch zu Pferde den Bogenschilderher
 zu führen. Endlich, und was für sie das Schicksal
 war, verstanden sie es nicht mehr, ihren Schütz
 linien gehörig zu entwickeln, oder, wenn es sich
 entfaltet hatten, solche wenigstens, nur, nötiger Zeit
 auf gleicher Höhe zu erhalten. ... Sonst, als sie
 sich in Bewegung setzten, schoben sie sich, bald, ge
 der in einzelne dichte Haufen
 jeder Pfeil, jeder Wurfspe
 nie, verfehlen konnte. Der a
 gegen die Römer bestand,
 verhältnißmäßigen Mehrzahl
 Auf jeden einzelnen Römer 10
 Gothen rechnen. Aber au
 ihnen entriffen; denn was
 massen und numerischer St
 des Feldherrn höhere Int
 glaubliche, moralische Mac
 der Soldaten, mehr als hinreichend ersetzt.

XXXVIII.

1. Waren, des weiten Umkreises wegen, die
 Gothen vorher nicht im Stande gewesen, Rom völlig
 einzuschließen; so vermochten sie, nach dem ungeheuren
 Verluste an Todten und Verwundeten, es jetzt noch

von schiel zuhögern; Düngele Frontlinie von pre-
destinirten Lohne bis zur St. Paulskirche blieb, von
ihnen unbesetzt, zum des lateinische und appische Sees
zu, wie lauch jene vom Ostia, standen zur Einfuhr
notwendigen Lebensmittel den Römern offen. Gothi-
sche Straispanhsien suchten zwar die Zufuhren aufzu-
heben, wurden aber von den von Belisarius ausge-
schickten kleinen Strüßergeschwadern gewöhnlich mit leicht-
en Blöße gestreut; besonders that die leichte numidi-
sche Kavallerie, welche Belisarius aus Afrika mitge-
bracht hatte, hierin treffliche Dienste. Indessen be-
setzten die Gothen Porto befestigt. Die sicherste und kür-
zeste Verbindung mit der See ward Rom dadurch
abgeschnitten; und dem Feldherrn mußte dieser Be-
lastung so tiefer schmerzen, als dreihundert Mann-
fingerdick blauen, Porto zu vertheidigen, und der
Mangel an Soldaten die einzige Ursache war, warum
er diesen für Rom so ungemein wichtigen Posten un-
besetzt hatte lassen müssen.“)

1. Ausflusse in das Meer theilt
ne und bildet eine, ungefähr
Insel, welche die heilige Tri-
chten Arme des Flusses lag die
Safen, am linken die Stadt

und der Hafen Liffon. Porto war von dem Kaiser Claudius erbauet und mit hohen und starken Festungswerken umgeben worden. Die Straße, welche von Porto nach dem nur fünf Stunden davon gelegenen Rom führte, war sehr eben, breit und bequem; da im Gegentheil der, von dem Kanale sich entfernende und daher ungleich wei-

ne mit Wallung
n und enge Hohl-
ch auf der linken
igen Ufer wegen,
r Claudius den
ihl erbaues hätte,
sth bald im gänz-

2. Ob schon die Korneinfuhren aus Sicilien den Fruchtspeicher Roms für jetzt gefüllt hatten; so war doch Belisarius vorzüglich darauf bedacht, die Einwohner Roms gegen Mangel oder gar Hungernoth zu schützen. Während also ein Armeebefehl alle Officiere und Soldaten zwang, ihre männliche oder weiblliche Dienerschaft zu entlassen, mußte Belisarius sich auch jener bloß verzehrenden, in einer Verlagerung höchst lästigen Volksklasse dadurch zu entledigen, daß alle Weiber, Kinder, Greise und Sklaven dem verlassenen und in Campanien oder Sicilien eine Zufluchtsstätte suchen mußten.

3. Unaufhörlich wurden indessen die Gothen vom Belisarius in ihren Lagern beunruhigt. Jedem Tag hatten kleine Gefechte und einzelne Zweikämpfe statt; und durch Belisarius höhere Kriegskunst geleitet, behielten auch stets die Römer darin die Oberhand. Vorzüglich zeichneten sich die Leibwachen durch ihren beispiellosen Heldemuth aus. Ehorfamanas, einer derselben, griff mit fünf seiner Kameraden sieben gothische Reiter an und zwang sie zur Flucht. Als er aber die Fliehenden zu weit verfolgte, ward er, so

lichen Verfall. Zur Zeit des Belisarius war Porto eine schöne, wohlbefestigte; verhältnismäßig ziemlich bevölkerte und durch Handel und den Gewinn von Transporten wohlhabende Stadt; während Ostia ein leerer, menschenleerer Flecken war, der nicht einmal eine Wache hatte. — Aus allem diesem ergibt sich die Wichtigkeit des Besizes dieses Postens während der Belagerung. Da Belisarius gezwungen war, ihn den Gothen zu überlassen; so mußte auch Rom auf alle die großen Vortheile verzichten, welche, durch die freie Communication mit der See, einer belagerten Stadt gewöhnlich zufließen. Von dem alten Porto ist heute zu Tage nichts mehr übrig; als bloß der Name.

bald er vom gothischen Lager zu nahelam, von seinen Kameraden verlassen, welche nach der Stadt zurückkehrten. Demungeachtet verfolgte Ehorfantes die Feinde noch bis an den Graben ihres Lagers. Eine Menge Gothen stürzte sich jetzt mit Lanzen und Schwertern auf den kühnen Helden. Aber Ehorfantes that solche Wunder der Tapferkeit, daß, als er schwer verwundet sich endlich aus dem Gefechte zurückzog, es keiner der Gothen wagte, den Helden zu verfolgen. Die Ungewiß, einige Zeit nicht gegen die Feinde kämpfen zu dürfen, plagte den bravesen Ehorfantes ungleich mehr, als seine empfangenen Wunden ihn schmerzten. Als er geheilet war, schwur er, bereubt von den Dünken des Brins, daß er, um an den Gothen sich zu rächen, ganz allein das feindliche Lager angreifen wolle. Was Ehorfantes gewöhnlich im Rausche beschloß, führte er nachher nüchtern aus. Unter dem Vorgeben, er habe Befehle des Feldherrn an einen äußern Posten zu überbringen, ließ er sich das salarische Thor öffnen, und sprengte gegen das gothische Lager hin. Die Gothen glaubten, es sey ein Ueberläufer. Als aber Ehorfantes einige von der Wache niederrannte, stürzte eine ganze Reiterabtheilung sich über den Tollkühnen her, Rechts und links führte dieser nun furchtbare Stöße, stürzte eine Menge Feinde, wollte, obgleich schwer verwundet, dennoch von dem Schlachtfelde nicht weichen, und fiel endlich, nachdem er gegen dreißig Feinde erschlagen hatte, von Pfeilen und Wurfspiessen durchbohrt, ein Opfer seiner, zu einer Art von Wuth gewordenen Tollkühnheit. Das ganze Heer trauerte über den Verlust eines solchen Helden, und selbst Valisarius, obgleich er nicht lauter Soldaten dieser Art hätte haben mögen, beklagte doch aufrichtig den Tod eines Braven, der gerade in den entscheidenden Mo-

nennen: einer Schlachtkriese die trefflichsten Dienste hätte leisten können.

4. Diese, jeden Tag wiederholten Scherwägen hatten keinen andern Zweck, als die Gothen zu ermüden und, durch die täglichen kleinen Verluste, ihr Heer noch und noch immer mehr zu schwächen. Wie letzter Belisarius selbst verglichen Gesandte, und da er stets den günstigsten Zeitpunkt und das günstigste Terrain wählte, durch die kuppelne, stark abnende Hügelkette das Zeichen zum raschen Angriffe selbst geben ließ, aber auch, sobald er bemerkte, daß die Anzahl der Feinde unverhältnißmäßig anwuchs, durch die von Leder und leichtem Holze verfertigte Infanterietrompete, die Lösung zum schnellen Rückzuge gab; so kamen seine Soldaten gewöhnlich entweder ohne Kien, oder doch nur mit sehr unbedeutendem Verluste aus dem Gefechte wieder zurück; während die Gothen, in einem Zeitraum von fünf bis sechs Monaten, gegen hunderttausend Mann ihrer besten Truppen dadurch verloren. Nach einem dergleichen Gefechte geschah es einmal, daß ein römischer Soldat, da es schon dunkel Nacht zu werden, in eine tiefe Grube stürzte. Aus Furcht, den Gothen in die Hände zu fallen, wollte er es nicht, um Hülfe zu rufen. Aber bald darauf begegnete auch einem Gothen der nämliche Unfall. Die Gleichheit des Ungeschicks und der dem Gegenstand ihrer Tage machte in wenigen Augenblicke aus den zwei Feinden zwei freundschaftliche Freunde. Sie kamen mit einander überein, zu gleicher Zeit um Hülfe zu rufen; der Eine in römischer, der Andere in gothischer Sprache. Die, welche zuerst herabstürzten, waren Gothen. Als diese in die Grube hinunter fielen, um zu forschen, wer darin wäre, gab der Gothe allein Antwort. Unverzüglich ward ein Seil herabgelassen. Aber wie staunten nicht die oben

schweren Nothen, als sie sahen, daß sie einen römischen Soldaten hinaufgezogen hatten. .. Aber nun fing der Wache in der Grube wieder an zu rufen. Das Geröl mußte also zehn zweitemale hinuntergelassen werden; und der brave Wache bewachte nun bei seinen gewöhnlichen Landesteuten, daß sie dem Befehl seines Vorgesetzten die Freiheit schenken, und ungeschädigt nach Rhoma ihn zurückkehren ließen.

5. Die vielen einzelnen über die Wachen errungenen Vortheile entflammten immer mehr den Muth der Soldaten, erzeugten auch besonders unter dem Einflusse der Belagerung, unter dem Hohen eine gewirkte, gehobene Stimmung eine günstige Veranlassung des Feindes und eben daher ein ungestümes Belagern, demselben endlich einmal eine Hauptschlacht zu liefern. Da sie die Unmöglichkeit einer längeren Belagerung zu sehen anfingen, und mit dem Bewußtsein einer Schlacht noch nicht bekannt waren, so war es natürlich, daß sie, durch ein entscheidendes Treffen, der Belagerung ein Ende zu machen suchten. Dem Ungestüme der Soldaten und dem Muthes glaubte Belisarius nachgeben zu müssen, und entschlöß sich zu einer entscheidenden Schlacht. Jenseits der Liban stand ein sehr bedeutendes gotisches Corps. Diesem entgegen sandte Belisarius den Valentin mit einigen Reiterhaufen. Er gab ihm den Befehl, sich Mithras zu wenden, den Feind anzugreifen zu wollen, ohne jedoch ihn wirklich anzugreifen; denn Belisarius Absicht ging bloß dahin, jenes Corps in Unthätigkeit zu erhalten, es zu verhindern, über die milvische Brücke zu gehen und mit der Hauptarmee des Vitiges sich zu vereinigen. Unglücklicher Weise hatte Belisarius auch die römischen Stadtmilizen an diesem Tage dem Valentin untergeordnet. Indessen waren sie doch von den römischen Reiterhaufen so weit entfernt gestellt, daß sie

nicht leicht zum Kerker kommen, jedoch dem Heerde, der sie für den Nachschub des Valentinischen Corps halten mußte, in der Ferne große Besorgnisse erregen und dessen Bewegungen in steter Unthätigkeit erhalten konnten. Belisarius selbst zog mit der Hauptarmee, wenn man auch einem Corps von taum viertausend Mann diesen Namen geben darf — durch das vigenitische und salarianische Thor dem Feinde entgegen, um

6. Die Schlacht begann mit Unbetheiligung. Über die römischen Stadtwachen, welche unter dem Befehle des Valentin standen, vollstetig Besatz voraussetzend, wurden ihrer Unthätigkeit bald mehr, als es war, ohne mehr auf das Gebot und die Ermahnungen ihres Anführers zu hören, den Vorposten entgegen, stießen sie muthig an, und schlugen sie glückselig in die Flucht. Dadurch siegte die männliche Bräut. und stießen sie das Hauptcorps des Belisarius in die Flucht, so war der Sieg für Belisarius entschieden. Überall, wo sie sich fanden, sie folgten raubend, und plünderten über das kleine Lager des Gothen her, verließen ihre Reihen und Mäuer, zerstreuten sich in kleinen Haufen von vier bis fünf Mann, und hatten keinen andern Gedanken, als Beute zu machen. Die Gothen, die nicht nach ihrem Hauptlager, sondern auf die nächst liegenden Hüden gestoben waren, und jetzt die Unordnung und Verwirrung dieses römischen Corps bemerkten, kamen plötzlich von dem Hüden herab, ihren Feinden die Plünderer nachhieben sie insgesamt in Schrecken; nach nicht ein einziger Mann entkam ihrem Schwert. Aber nun zogen die Gothen, ungleich stärker, als die römischen Stadtwachen, sich nach ihrem Siege sogleich rechts feindwärts und fielen dem Belisarius selbst in den Rücken. Mit seinen, in einer ungeheuren Ebene, ausgedehnten viertausend Mann hatte Belisarius schon den größten Theil des Tages

unter der größten Tapferkeit gegen das ganze Heer der
Gothen gekämpft. Aber trotz von neuen gothischen
Heeren angegriffen, waren seine Kräfte schon ziemlich
erschöpft, als nun auch dieses Heer von jenseits der
Rhein, in Stücken, kam. Um einer völligen Niederlage
vorzubeugen, ließ Valerianus zu schnellern
Hilfen, eilen. Aber von den in zahlreichen Massen
jetzt von allen Seiten hervorbrechenden Gothen
besieg verfolgt, hatte sich der Rückzug der Römer bald
in eine schreckliche Flucht auf, und bei einem Engpasse
des sie nicht umgehen konnten, wurden sie einem
furchtbaren Verlust, eine der blutigsten Niederlagen
erlitten haben, hätte nicht abermal der Heldenmuth
des Leutwanden nach stehende Heer, geteilt. Ein-
geheim Officiere dieser kühnheitigen, Gothen warfen
sich gegen feindlichen Soldaten entgegen, und hielten
sie, trotz der vielen erhaltenen Wunden, so lange
auf, bis das kleine römische Heer durch das gefähr-
liche Dörfchen glücklich hindurch gedrungen hatte.
Aber mit den stehenden Römern kamen die verfol-
genden Gothen zu, gleicher Zeit, vor den Thoren
von Rem, an. Diese zu öffnen, war jetzt durchaus
nicht möglich; und zwischen den Stadtmauern und
dem Staden wurde nun ein neues, allem Ansehen
nach für die Römer höchst verheerliches Gefecht be-
gonnen haben, hätte nicht Valerianus, bereits schon
früher diesen Theil, den Maer, mit einer großen
Anzahl geübter Bogenschützen besetzt. Diese sand-
ten jetzt einen Hagel von Pfeilen auf die Feinde
herab; und als die Gothen gar nach sahen, daß
man auch die von ihnen so sehr gefürchteten Balis-
ten auf sie richtete, so nahmen sie, unter vielem
Schwärmung auf die Römer, nun auch ihrer, Eile
die Flucht und gingen in ihr Lager wieder zurück.
Für Valerianus war, indessen die Schlacht verloren;
trotz dem, Feldherrn Rufus dadurch nicht bestraft.

Wenn sich keine vierthausend Mann, hundert ein-
und-zwanzigtausend Mann, angegriffen, einen
ganzen Tag hindurch, desselben in Athen erhalten,
viele Feinde getödtet und, durch eine, schon
beispiellose Verwundung, dem Kaiserthum der kai-
serlichen Herrschaft auf das neue wieder verheerlichet.
Auch die Belagerten, wie die Römer, waren sehr mit
ihrem dänischen Gethierthum geübt. Mit
inzwischen Forderungen drangen sie nun nicht mehr in
ihren Gelobten, sondern in der höchsten Schürzen-
gehörig die fernere Bräutigam. Kriegsverfälle
Belagerten belagerten besten Ginficht und Klugheit.

7. — Uingedrückt allen ergebenden Vorfällen; Rom gegen den argsten Feind einer belagerten Stadt, nicht bloß gegen den Hunger zu schützen, waren jetzt auch noch beinahe alle Fruchtspeicher in Rom erschöpft. Den Soldaten fehlte es zwar noch nicht an Brod, und eben so wenig den Pferden an Futter; aber das Volk war schon dem Mangel Preis gegeben und verschied, durch ungesunde Nahrung verheirathet: ansteckende Krankheiten vernichteten das Gland. und den Jammer der Einwohner. Belisarius nicht laß gegen ihre gerechten Klagen. Er zeigte ihnen die gütlichste Theilnahme, verwarf jedoch mit Stolz alle ungemachten Vorschläge einer Abkennung der Stadt durch Flucht oder Capitulation, und suchte ihren Andrang durch die beruhigende Aussicht auf einen raschen und sichern Entsatz wieder zu beleben. Aber bei aller seiner väterlichen Theilnahme, an dem Leiden, das Römer, vernachlässigte Belisarius doch auch nicht, um sich gegen alle möglichen Folgen der, durch gefühlten Mangel, jetzt immer mehr wankenden Treue der Einwohner zu schützen. Die Beschläger an den Thoren wurden nun öfters gewechselt, die Posten auf den Wällen und Mauern vermehrt und selbst bei

Wachend, auf allen nur einigermaßen gefährlichen Punkten, die nöthigen äußern Wachen aufgestellt, um die in und außerhalb der Mauern wachhaltenden Soldaten auch wirklich wach und munter zu erhalten, wodurch, sobald es anfang dunkel zu werden, die Mauer der Stadt betrachtet; auf allen Theilen derselben schloß die ganze Nacht hindurch eine kriegerische Wacht; Patrouillen gingen ununterbrochen hin und her; die Lösungsworte wurden öfters verändert und endlich selbst die Treue und Wachsamkeit der großen mauritanischen Truppe, welche das Heer aus Afrika mitgebracht hatte, nicht unbenutzt gelassen. Der Verrätherei gab Belisarius nicht die mindeste Blöße; und einige Beamten, welche derselben, obgleich nur von fern verdächtig waren, mußten sogleich mit allen ihren Angehörigen die Stadt verlassen.

C. Indessen hatte Belisarius doch wirklich an den Kaiser geschrieben, denselben seine Siege und Eroberungen gemeldet, aber zugleich auch in den dringendsten drückendsten Belä zur Bezahlung des Heeres und einer Verstärkung an Truppen gefordert. Justinian, der gewöhnlich, wenn er ein großes Unternehmen begonne hatte, es auch schon für vollendet hielt und daher wenig oder gar nicht mehr daran dachte, ward durch Belisars Schreiben aus seinem Schlummer geweckt. In Abwendung des Belä und Einschiffung neuer Truppen gab er sogleich die nöthigen Befehle; und dreitausend Psaurier und zweitausend Thracier durchsetzten jetzt wirklich schon das jonische Meer, um nächstens an den Küsten des südlichen Italiens zu landen.

D. Um einstweilen, so viel möglich, die durch Mangel an Lebensmitteln herbeigeführten Leiden der Römer zu lindern, sandte Belisar den Procopius nach

Campanien. Er gab ihm den Auftrag, alles dort vorfindliche Getraide aufzulassen, so viele Schiffe, als er nur zusammenbringen konnte, damit zu laden, und auf denselben zugleich alle in Campanien gesteckten Soldaten einschiffen zu lassen. Mit dieser kleinen Flotte sollte er in größter Eile den Hafen von Ostia zu gewinnen suchen. Aber nichts beweist Belisarius, der wußte, seiner Ueberlegenheit über die Feinde nicht, als die unbegreifliche Kuhnheit, mit welcher er, um die für die Besatzung bestimmten Vorräthe noch mehr zu schonen, sich sehr eine Menge Gefangenen erlaubte. Den Magnus und Euthanas, zwei Officiere seiner Garde, schickte er mit fünfhundert Mann nach Livoli; den Gontharis mit einem Haufen Heruler nach Alba; den Martin und Trajan mit tausend Mann nach Terracina; und den Valerian mit allem Hunnen oberhalb der Tiber eine Meile von Rom. Wirft man einen Blick auf die Karte der Umgegend von Rom; so ergibt es sich, daß, durch diese ebenso weise als kühne Truppentheilung, die Gothen von beinahe selbst in ihren Lagern belagert waren. Die ausgesandten Detachements hatten den Befehl, die Gothen Tag und Nacht zu beunruhigen und unterwerflichste und Heftigkeit ihrer Angriffe die eigene Schwäche ihrer Anzahl zu verbergen.

10. Aber auch in dem Heere des Belisarius herrschte seit einiger Zeit drückender Mangel an Lebensmitteln. Die ganze umliegende Gegend war durch Feuer und Schwert verwüstet. Die Zugellosgkeit der gothischen Soldaten, wie der völlige Mißmuth der Landesbewohner hatten zur Folge gehabt, daß in diesem Jahre die Aecker und Felder in dem mittlern Italien wenig oder gar nicht waren bestellt worden; und Seuchen und pestartige Krankheiten wütheten nun in den Lagern der Gothen noch ärger, als selbst in der Belager-

am Nacht. Und aber den Vorben vollends allen
Wach: denach, war die seltene Kunde von der Land-
bung eines neuen kaiserlichen Heeres bei Neapel.
Die von Justinian gesandten Hülfsvölker waren wirk-
lich angekommen: Wie gewöhnlich hatte das Reich
die Hülfe und Macht derselben übertrieben; und Wi-
niges, ja, ohne Hoffnung, Rom zu erobern, und
noch viel weniger, die Kaiserlichen wieder aus Ita-
lien zu verdrängen, entschloß sich abermals, mit dem
abtrünnigen Feldherrn wieder neue Friedensunterhan-
dungen anzuknüpfen. Im Namen des Königs und
der Nation erhoben sich die gotthischen Gesandten,
die Insel Sicilien, Sardinien und ganz Unteritalien an
Justinian abzutreten, und für den ruhigen Besitz
des übrigen, fast noch ungleich größern Theils
von Italien, dem Kaiser einen jährlichen Tribut zu
entrichten. Belisar verwarf alle Anträge und Fried-
ensvor schläge der Gothen *) 1. Sept. aber mit argwä-
nig. Beland: hinwieder, meinte der Kaiser ihnen
den Frieden schenken wollen, er dem Abschluß nach
selben. Seine Schwierigkeiten entgegenzusetzen würde,
Nicht Handlungsmacht, sondern, so, und die
Entschelung über Krieg oder Frieden aus dem Munde
des Kaisers selbst vernehmen. Wie diese Entschelung

*) Ueber die von den Gothen angebotenen Länderabretun-
gen erlaubte sich Belisar gegen die Gesandten einen nicht
ganz edelmüthigen Scherz. Da sie, sagte er ihnen, so
gutmüthig wären, um dem Kaiser die Insel Sicilien
abzutreten, so sey er geneigt, gegen sie nicht minder
gutmüthig zu seyn, und im Namen des Kaisers ihnen
das noch noch größere Insel Sardinien abzutreten. —
Dem Stolz Hehn entgegen zu setzen, ist bescheiden er-
laubt; aber eckern gehemüthigsten, tiefgebeugten Feinde
durch höhrende Worte die Schläge des Schicksals noch
schmerzhafter empfinden zu lassen, dieß ist nicht gerade
sehr edel.

bung erfolgt seyn würde, sey es durch, einen drei-
monatlichen Waffenstillstand zwischen uns lassen. ¹⁾

11. Gerne nahmen Mithras und seine Gothen
Mithras Vorschlag an. Gefasste manchen nach Consti-
stantinopel abgeordnet und ein Waffenstillstand vom
Wintersollitz bis zur Frühlings-Äquinoktialen fest zu
Stande. Aber bevor man sich noch über das Ordnen
gehigen des Waffenstillstandes verstand, und mit
Griffeln gegenseitig angelockt war, waren schon
Procopius mit Wein und Mehl beladene Schiffe und
alle von Constantinopel zur See angekommen. Von
Stärkungstruppen bei der Abreise der Abreise-
langt. Der Transport der angelangten Mannschaf-
ten nach Rom war indessen sehr gefährlich und auf
den größten Schwierigkeiten verbunden; man hatte
und die beiden Ufer der Ägäis nicht an der Hand
waren in der Gewalt der Feinde. Gute Schiffe fehl-
ten die Gothen die angekommenen Kruppen über den
den Fortrab eines Heeres; und endlich war auch
auch besorgt, durch einen unzeitigen Angriff auf die
römischen Transportschiffe und Handelsvermögen, den
Abschluss des Waffenstillstandes, dessen Fortsetzung
sehr bedürftig waren, so nicht gefährlich zu werden,
doch wenigstens sehr zu verzögern; sie verhielten sich
daher ruhig; und Alles, Mannschaft wie Lebensmittel

*) Mithras wollte durchaus nichts von einem Frieden mit
den Gothen wissen. Er bewies dieses nachher sehr über-
zeugend, indem er, stehend unter der Gefährlichkeit die-
seiner Gnade des Kaisers zu fallen, sich der Willkür eines
von Justinian selbst schon abgeschlossenen und unzer-
störten Friedensvertrages widersetzte. Jetzt führte er diese
Sprache dies, um die Gothen dahin zu bringen, daß
sie einen Waffenstillstand begehren möchten; der ihm
selbst und seinem Heere eben so notwendig war, als
den Gothen.

sch. kam glücklich in Rom und zum größten Jubel der ausgehungerten Einwohner an.

12. Sobald der Waffenstillstand geschlossen war, zog Vitiges, aus Furcht oder durch Hunger gezwungen, die Besatzungen von Alba, Porto und Civitanova (heute zu Tage Civita Vecchia) wieder an sich. Unverzüglich wurden alle diese Posten von Belisarius besetzt, auch die Besatzungen von Anagni, Spoleto und Perugia verstärkt. Vitiges that über Verletzung des geschlossenen Waffenstillstandes. Belisar dachte dazu und ließ dem Gothenkönige sagen, daß es fonderbar von ihm wäre, daß jener nicht vorherzu wissen zu wollen, was er doch selbst eingestehen nicht behalten zu können. Indessen ward dadurch schon wieder der Reim zu gegenseitigem, immer wachsenden Mißtrauen gelegt. Belisar vermuthete, daß die Gothen den Waffenstillstand bald brechen würden, und die Gothen waren der Meinung, daß Belisar ihn schon gebrochen hätte.

13. Mit dem aus Griechenland angelangten Verstärkungstruppen war auch des edeln, aber unglücklichen Vitalians Nefte, Johannes, angekommen. Derselbe war ein thätiger, tapferer, des Krieges kundiger, aber unermesslich wilder Anführer. Die Geschichtschreiber jener Zeit bezeichnen ihn namen: der Blutdürstige; wo er h das Verderben ihm auf dem Fuß; denn und Brand waren seine steten Begleiter. Johannes schickte Belisar mit weitaus fünf Tausend an die Grenze von Picenum an das Meer. Er gab ihm den Befehl, einzufallen, sobald die Feinde den Land gebrochen haben würden. Die Laune lag dem Heere des Vitiges im Rücken und

war durch die Apenninen von dem Schauplatze des Krieges getrennt. Die Gothen hatten also ihre Frauen, ihre Schätze und alle ihre Kostbarkeiten dahin gebracht und, eine solche lähne Diverston von Seite der Römer nicht erwartend, die gesamte waffenfähige Mannschaft der Provinz zu dem Hauptheere des Vitiges stoßen lassen. Der Gang war demnach leicht und die Beute unermesslich.

14. Des Johannes wilder Ungestüm erlaubte demselben nicht, das Ende des Waffenstillstandes abzuwarten. Er fiel in Picenum ein, verheerte mit Feuer und Schwert die ganze Gegend zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meere, schlug den Mithras, einen Oheim des Vitiges, in die Flucht, überrumpelte und eroberte das, nur eine Tagesreise von dem Sitze des gothischen Reiches, von Ravenna nämlich, gelegene Rimini; und brachte die ganze ungeheure Beute, und alle die zahllosen Gefangenen, welche er gemacht hatte, in dieser Festung in Sicherheit.

15. Um die nämliche Zeit war auch der mailändische Bischof Dacius bei Belisarius in Rom angelangt. Er stellte dem Feldherren vor, wie sehr sich Liguriens Einwohner längst schon gewünscht hätten, das ihnen so verhasste Joch arianischer Herrschaft abzuwerfen; der günstigste Zeitpunkt hierzu sey jetzt eingetreten; alle Gemüther in der Provinz wären in Gährung, und es bedürfte nur einer kleinen militärischen Macht, um die Anstrengungen der Einwohner zu unterstützen, und Mailand und ganz Ligurien der römischen Herrschaft zu unterwerfen. Belisar, der die Wichtigkeit des Besizes von Mailand einsah, schickte sogleich Tausend Maurier und Aquacien nach Ligurien. Die Einwohner der Pro-

wie griffen nun zu den Waffen. Ueberall wurden die Völker vertrieben, und das damals schon sehr große, und bevölkerte Mailand, das Bollwerk des nördlichen Italiens öffnete den Römern seine Thore.

16. Nur mit dem größten Widerwillen hatte Mathasunta ihre Hand dem Empfindsümling Witiges gereicht. Drohungen jeder Art hatten sie dazu gezwungen; und von ganzem Herzen verabscheute sie nun auch einen Gemahl, der mit Gewalt und unter Drohungen sich ihr aufzudrängen hatte. Witiges, unzuloser Geladener hatte dessen früherer Geliebter, Nubia, völlig verdunkelt, und zu dem Haß, gegen ihren Gemahl, gesellte sich in Mathasuntas Herz auch noch Verachtung gegen den, von einer Handvoll Römer besiegten König. Sobald also die Römer im Ueß der Ravenna so nahe gelegenen Feste Rimini waren, ließ Mathasunta, sich mit dem Johannes in ein geheimes Einverständnis ein, ermunterte ihn, sie von ihrem Tyrannen zu befreien, vor Ravenna zu rücken und sich der, bis jetzt noch nie bezwungenen, gothischen Residenz zu bemächtigen. Sie versprach, auch ihrer Seite nicht nachzulassen zu bleiben und zu Eroberung der Stadt, ihm nach allen Kräften behülflich zu seyn, Wen ihn, noch mehr anzufeuern, machte sie ihm, obgleich nur noch von Ferne, die für ihn so schmerzhafteste Hoffnung, daß vielleicht die Hand von Amalasunthas, erlauchter Tochter dem Erbherrn Ravennas zum Lohn werden könnte.

17. In dem Lager des Witiges kamen nun Boten über Boten mit der traurigen Nachrichten, Johannes habe alles Land zwischen den Apenninen und dem Meer mit Feuer und Schwert verheert, und Picenum den ganzen Reichthum der Ma-

Nun war eine zahllose Menge Gefangener, hin- und hergeschleppt, Ueberaus, den Rhein- und Rheingebirge geschlagen, sich Meister von Rindern gemacht, und bedrohte nun gar Ravenna, den Mittelpunkt der jetzt ohnehin nur noch auf Weniges beschränkten geistlichen Gesamtmacht. Endlich ward Vitiges noch gemeldet: auf seiner Gemahlin laßender Verdacht schändlicher Treulosigkeit, und man habe Grund zu vermuthen, daß sie mit den Römern in geheimen Unterhandlungen stünde; nur seine schmerzliche Noth sehr könne inneren Verrath und häusliche Mißbräugen dämpfen, die bei dem gegenwärtigen Unglück der Nation und der allgemeinen Verwirrung, und noch Schlimmste zur Folge haben müßten.

18. Vitiges, vom Schicksal gehengt und von allen Seiten von Feinden umgeben, beschloß sich zum Abzug. Bevor er jedoch diesen Entschluß ausführte, wollte er noch einen und seinen letzten Versuch machen, Rom bei nichtigem Muthersall zu erstürmen. Der Waffenstillstand war zwar noch nicht abgelaufen; aber seine Absicht wegen ihm: bisher nicht sehr gewissenhaft beobachtet, und in jedem Falle, dachte Vitiges, könnte sehr wohl, wenn das Unternehmen gelänge, der glückliche Erfolg dasselbe auch rechtfertigen. Die Gothen hatten in einer Wasserleitung einen geheimen Durchweg entdeckt. Durch diesen wollte Vitiges einen Theil seiner Truppe in die Stadt bringen; aber zugleich auch die, unter dem Schutz des Waffenstillstandes, gar nicht ohne nur schwach besetzten Mauern auf der Seite des Vitianischen Thores angreifen. Aber weder das Eine noch das Andere wollte gelingen. Die, welche in die Stadt durch den unterirdischen Gang einbringen sollten, fanden auf der Mitte ihres Weges denselben zugemauert und mit schweren Steinen

unerschrocken, nicht erschrocken Dinge mochten sie sich
 nicht anerkennen. Dennoch achtet sich König
 auf die Gefahr, die ihm droht. Aber Hoher,
 Minister, der sich nicht rührt, befiehlt in
 dieser Nacht, sämtliche äußere Wachen. Gerade
 den Begriff, die Kunde zu machen, erhebt er den
 bewundernden Feind, rüstet, ohne einen Augenblick
 Zeit zu verlieren, so viele Kräfte zusammen, als in
 der Lage möglich ist, und wirft sich damit den Ge-
 feinden entgegen. Die Dunkelheit der Nacht verborg
 die schwache Anzahl der Kämpfer, aber das Geräusch
 der Waffen und das Geschrei der Kämpfenden verrath
 ihnen, Wachen und Posten, den Anmarsch der Feinde.
 Die ganze Nacht geriet in Bewegung.
 Balisarius und seine Veteranen eilen auf die Mauern.
 In einem Augenblicke sind alle Theile derselben
 besetzt, alle Balisten und furchtbare Wurf-
 maschinen auf den bewundernden Feind gerichtet;
 und die Höhen, deren Angriff bloß auf einen plötz-
 lichen Ueberrast schwach besetzter Mauer berechnet
 war, ziehen, wohl Unwillen, aber die ihnen abermal
 schlagende Dosis, werden in ihr Lager zurück.

19. Jänner. Hatte die Mexikaner zwei römi-
sche Bürger von Wichtigkeit, auch jetzt noch zum
Herrn von Rom gemacht. Beide Verräther wohnten
in dem Hirtel der St. Peterskirche, nahe am
Her. Mann, deren Fuß die Tiber bespülte und die
daher, nach der Fluss, ohnehin schon jedem feindlichen
Angriff, erschwerte, oder beinahe unmöglich machte,
auch ziemlich niedrig, und noch überdies von Thüro-
men entbloßt war. Gewöhnlich hatte hier nur ein
ganz schwaches Commando von höchstens 12 bis 15
Mann die Wache. Oft waren jene beiden Bürger
bisher des Abends auf die Wache gekommen, hatten
die Soldaten mit Wein regalist und sich einige Zeit

mit ihnen unterhalten. Durch große Geldsummen vom Bittiges gewonnen, versprochen sie ihm, einen sehr wirksamen Schlafrunk unter den Wein zu mischen, und die ganze Nacht damit einzuschlafen. Die Gothen sollten etwas weiter oberhalb des Flusses Fährzeuge in Bereitschaft halten, auf ein gewisses mit ihnen verabredetes Zeichen, in der größten Stille an diese Stelle der Mauer herabfahren und dann mit Hülfe der beiden erlaufenen Verräther mittelst Strickleitern sie erklimmen. Schon war zu Ausführung dieses Planes eine dunkle, vom Monde nicht erleuchtete Nacht bestimmt. Aber bei Einem der beiden Schelme erwachte plötzlich das Gewissen. Er schauerte vor dem Gedanken zurück, so viele Tausende und abertausende seiner Mitbürger in Tod und Verderben zu führen, ging daher zu dem Gelbherrn, ward sein eigener Ankläger und entdeckte zugleich auch den Namen seines Mitverschwornen. Des freien Belohnung wegen ward ihm Straßlosigkeit zugesichert. Aber den Andern ließ Belisarius auf der Stelle ergreifen, ihm die Nase und Ohren abschneiden, auf einen Esel setzen und in das Lager des Bittiges führen. Hieran erkannten nun die Gothen sogleich, daß Belisarius Wachsamkeit ihnen auch diesen Plan wieder vereitelt habe und, ohne Hoffnung so lange in Rom wäre, sich in der Stadt zu dabei an Allen Mangel lebend und gequält, drängten sie nun mit einem schrei auf schleunigen Abzug; also war der Waffenstillstand völlig abgelaufen wäre; und Belisarius seine abgeschickten Heertheile wieder zusammengezogen hätte.

20. Dem ungestümen Verlangen des Petros mußte Bittiges sich fügen. Die Belagerer vertrieben ihre Zelte; und entkräftet, itturnig und muth-

led gegen sie indgesammt auf der Straße nach Tuscien ab. Aber ungestraft wollte Belisarius sie auch nicht einmal abziehen lassen. Als er von einem der Thürme Roms herab die Marschordnung des feindlichen Heeres überschaute, ließ er es ziehen; bis die Hälfte desselben über der Mülvischen Brücke jenseits des Stroms war. Aber nun befahl er seinen Veteranen, zu den Waffen zu greifen, stellte sich an ihre Spitze und griff mit seinem gewöhnlichen Ungestüm den Nachrath des feindlichen Heeres an. Das Gefecht war eines der blutigsten. Die Gothen schlugen sich mit der Wuth der Verzweiflung. Viele Römer wurden getödtet; aber endlich entschied, doch wieder der Heldenmuth der Soldaten des Belisarius das Schicksal des Tages. Einer derselben, Napiens Mundus, erschlug mit eigener Hand einen der vornehmsten Gothischen Anführer. Ein anderer, Namens Longinus, stürzte, gleichsam als wenn er vorsätzlich den Tod des Feindes suchte, sich Mitte in das Schlachtgeschwärmel, tödtete eine Menge Feinde, blieb aber ebenfalls, von zahllosen Wunden ganz umflutet, auf dem Schlachtfelde. Durch die Stucht der Gothen entstand nun auf der Brücke eine solche Verwirrung, daß sie in dem Gedränge sich gegenseitig mit ihren Waffen verwundeten, und viele von der Brücke in die Tiber stürzten.

20. Roms Belagerung hatte in dem Jahre 537 in den ersten Tagen des März begonnen, und ward nun am Ende eben dieses Monats im Jahre 538 wieder aufgehoben. Mit Ausnahme der Greise, Kinder und Frauen war beinahe die ganze Nation der Ostgothen nach und nach unter den Mauern Roms versammelt gewesen, und Procopius, ein Augenzeuge aller dieser Ereignisse, versichert, daß wenigstens ein Drittel dieser ungeheuern Menschen

masse, theils in den vielen kleinen aber stets sehr blutigen Gefechten, theils durch Hungersnoth und pestartige Krankheiten dahin gerafft ward.

22. Einigemal war Rom schon belagert und stets in kurzer Zeit von ungleich schwächern Heeren genommen worden. Eine Stadt von solchem ungeheurem Umfange, besonders bei den zweideutigen Gesinnungen des größten Theils ihrer Einwohner, mit höchstens 4 bis 5000 Veteranen ein ganzes Jahr lang gegen einen, mehr als zweimal hundert Tausend Mann starken Feind zu vertheidigen, und diesen am Ende zu einem schmachvollen, einer schimpflichen Flucht ähnlichen Abzug zu zwingen, ist offenbar eine Großthat, welche man von keinem, und selbst nicht von dem talentvollsten, kühnsten und thätigsten Heerführer erwarten kann. Aber Velsar Genie, vom Glück umarmt, machte das Unmögliche scheinliche wahrscheinlich, das Unmögliche möglich. Gleich dem großen Macedonier, wußte er seine Person wie seine Streitkräfte in das Unendliche zu vervielfältigen. Sein großer Geist füllte jede Lücke, gebot selbst dem Zufall und ersetzte hundertfach Alles, was ihm und seinem Heere an physischen Mitteln und Reden gebrach; und so war es offenbar nicht sowohl Rom, sondern bloß Velsar, welchen Vitiges in Rom belagerte. Aber vor der Glückssonne des griechischen Heiden erblachte der bisher so hell leuchtende Stern der gothischen Nation, und der Ueberwinder der Vandalen fand unter den Mauern von Rom einen neuen Forberkranz noch unverwelklicher als jener, welchen das besiegte Afrika vor fünf Jahren ihm dankbar gereicht hatte.

23. Aber je glorreicher und ruhmvoller Velsar in der Kriegsgeschichte aller Völker anerkannt

Befestigung für den Helden des Morgenlandes war, um so mehr ist es zu bejammern, daß gegen das Ende derselben, und als der für die Römer so vortheilhafte Waffenstillstand mit den Gothen schon abgeschlossen war, unseliger Weise ein Ereigniß eintraten mußte, das den gerechten Stolz des Heerführers so sehr beugte, als es den allgemeinen Jubel verminderte, überdies den Kaiser und das Reich eines seiner tapfersten Feloherrn beraubte, dem Belisarius auf lange die Liebe und das Vertrauen seiner Officiere antzog und endlich seinen bisher fleckenlos erhaltenen Feloherrnruhm mit einer, seines Namens unwürdigen Bluttbat besudelte. — Um jedoch diese eben so unerwartete, als traurige Catastrophe in ihrem ganzen innern Zusammenhang und besonders die dabei mitwirkenden geheimen Triebfedern kennen zu lernen, wird es notwendig seyn, in der Geschichte des Privatlebens unsers Helden um einige Jahre zurückzugehen.

XXXIX.

1. Daß Belisars unwürdige Gattin, der schändlichen Antonina Mutter eine gemeine Theaterbublerin und der Vater ein verächtlicher Wagenführer in der Rennbahn von Constantinopel war; daß die Tochter, bevor sie an Belisar vermählt ward, schon einem Mann und nebst diesem eine endlose Reihe lieberlicher Jünglinge als Liebhaber umarmt hatte; daß Gleichheit des Hanges zu den zügellosesten Leidenschaften sie in den verschiedenen Perioden ihres Lebens, zuerst zur Freundin und Gespielin, dann zur Dienerin und innigsten Vertrauten einer Theodora gemacht hatte und daß, wenn die Eifersucht des Kaisers die beiden lieberlichen Weiber von einander

trennte, sogleich ein gemeinsames, großes Verbrechen, wie z. B. die Verfolgung, Peinigung und Ermordung eines heiligen Papstes, sie wieder ausöhnte und zu neuen Schändlichkeiten nur noch enger, als vorher verband; daß ferner Belisarius' Ruhm, wie jede seiner Tugenden, durch die Bosheit, den Geiz und die Grausamkeit seines Weibes nicht wenig besetzt wurden; daß er selbst, der bewunderte Eroberer Afrikas und Italiens, ein willensloser Slave aller Launen eines ausschweifenden Weibes, nicht selten der Diener oder gar das Werkzeug ihrer Grausamkeit oder himmelschreienden Ungerechtigkeiten ward, und endlich als ein Gatte ohne Ehrgefühl, der in der Liederlichkeit seiner Frau seine eigene Schmach und Schande fühlte, und doch willig sie ertrug, in den Augen jedes Edeln zu der tiefsten Stufe der Verachtung herabsank: alles dieses ist dem Leser theils schon bekannt, theils in dem Laufe dieser Geschichte, bei sich darbietender Gelegenheit, mit wenigen Worten darauf hingedeutet worden.

2. Der Buhle, den Antonina in den Feldzügen Italien, unter den Augen ihres Gatten herumschleppte, war ein thracischer Theodosius. Diesen Namen hatte er erhalten; denn von obskuren, der Ketzerei ergebenen Eltern in Thracien geboren, war er, kurz bevor die Flotte nach Afrika absegelte, erst getauft und, da Belisarius und seine Gattin Vathenstelle vertreten hatten, in die Familie seiner neuen geistlichen Eltern an Kindesstatt aufgenommen worden. Aber Antoninens Neigung zu ihrem geistlichen Sohne saß bloß in ihrem durch unreine Begierden entflammten Blute. Ihr Betragen gegen ihn schweifste bald über alle Schranken der Zucht und des Wohlstandes hinaus; und schon auf der Seereise sah

jedermann: — nur Belisarius, nicht — in dem thracischen Jünglinge den beglückten und begünstigten Liebhaber der schon längst nicht mehr in der Blüthenzeit ihrer Schöneheit wie ihres Alters stehenden Antonina.^{*)} In Carthago überraschte Belisarius das scheidereiche Gesindel in einem unterirdischen Gemache, ganz allein, ziemlich erbitzt und beinahe völlig entkleidet. Alle Spuren des Zorns zeigten sich schon in dem funkenden Auge des beleidigten Gemahls. „Über Antonina, mit der Schande zu nahe verwannt, als daß Scham ihrem Gesichte auch nur eine leichte Röthe hätte abgewinnen können, rief mit der gebräuchelten Miene der Unbefangenen ihrem Gemahle froh entgegen: „Sieh, mein Bester! mit der Hilfe dieses treuen, und ganz ergebenen, jungen Mannes suche ich unsere größten Kostbarkeiten hier in Sicherheit zu bringen und vor den Nachforschungen der Spione Justinians zu verbergen.“^{**)} — Mehr durfte es nicht; und Antoninens wenige Worte wirkten mächtiger auf den gutmüthigen Ehemann, als das Zeugniß seiner sämtlichen fünf Söhne. Er dankte seiner um ihn so besorgten Gemahlin, und belobte nicht minder die treue Anhänglichkeit des, ihm und seinem Hause so sehr ergebenen Theodorus. Ruhig legte dieser nun sein Gewand wieder an, entzog sich aber so bald als möglich, wenigstens

*) Bei einigen andern Gelegenheiten gibt Procopius Antoninens Alter ganz bestimmt an. Vergleicht man nun die verschiedenen Zeiten gegen einander; so ergibt es sich, daß Belisars Gemahlin damals fünfzig Jahre alt gewesen sein muß.

**) Aus dieser Rede sollte man beinahe schließen, daß in Afrika Belisars und Antoninens Reichthümer nicht gerade auf ganz obeln oder erlaubtem Wege mächtiger geworden seyn.

für jetzt, jeder weiteren Unterhaltung mit seinem Herrn.

3. Ihrer Herrschaft über das Herz wie über den Kopf ihres Gemahls bewußt, überließ sich Antonina ohne Scheu und Scham ihrer unzüchtigen Liebe zu dem thracischen Jüngling. Ihre Ausschweifungen gingen bald so weit, daß sie endlich selbst die nächsten Umgebungen der Buhlerin, nämlich Antoninens Gesellschafterinnen, Diener und Dienerinnen empörten. In Syrakus gab Macedonia, obgleich sie selbst mit Antonina auf so ziemlich gleicher Linie stand, dem betrogenen Gemahl zuerst einige versteckte Winke über die ehrlose Aufführung seiner Frau; da sie aber Belisarius' Schwachheit gegen Antonina kannte; so entdeckte sie ihm nicht eher das ganze schändliche Gewebe von Treulosigkeit, als bis er unter einem feierlichen Eide ewige Verschwiegenheit ihr zugesichert hatte. Belisarius mißliche oder nur dem Schein nach angenommene Tauschung hatte nun ein Ende. Macedonia gab ihm überzeugende Beweise; und viel unter andern auch zwei von Antoninens Kammernsingen herbei, welche in Belisarius' Gegenwart bekundeten, daß sie selbst schon öfters Augenzeugen der unzüchtigen Umarmungen Antoninens und Theodosius' gewesen wären.

4. Belisar beschloß, den Verbrecher, mit was er verdiene, zu bestrafen. Einige von der Leibwache erhielten Befehl, den Theodosius zu ergreifen und hinzurichten. Aber von wohl besoldeten Spähern gut bedient, erfuhr Antonina bei Zeiten das gegen ihren Buhlen gefällte Urtheil. Der thracische Junge entwichte demnach aus dem Palaste, hielt sich ein paar Tage auf der Insel verborgen, bestieg dann ein segefertiges Schiff und entfloß glücklich nach Ephesus.

Dem Constantinus; einem der besten und tapfersten Anführer im Heere, der das Vertrauen des Feldherrn besaß, flüchte Belisarius seinen geheimen, häuslichen Stamm. Als seine gewöhnlichen Freundschaft gab Constantinus ihm zur Antwort, daß, wenn Er an seiner Stelle wäre, er nicht den Ehebrecher, sondern die Ehebrecherin bestrafen, und in dem Blute des unglücklichen Weibes seine eigene, besetzte Ehe wieder rein waschen würde.

5. Wie es scheint, war dem Belisarius seine Kläuschung so lieb geworden, daß man höchstens nur auf einige Augenblicke ihn derselben entreißen konnte. Antoninas Thränen und Beteuerungen überzeugten ihn auf das neue wieder von der Unschuld seiner Gemahlin, und der Bosheit ihrer Ankläger und, völlig mit derselben ausgesöhnt, hat Belisar seine treue Antonina des unwillkürlichen Verdachtes wegen um Betrugung, den er, durch falsche Anklage bethört, einem Augenblick auf die Keuschheit ihrer Tugend geworfen hatte. Aber damit war jetzt Antonina noch nicht zufrieden; sie bestand darauf, daß man die Verläumder anzeigen und deren Bestrafung ihr überlassen müßte. Einer schuldlosen, schwer beleidigten Gattin, glaubte Belisarius, diese kleine Verungeltung schuldig zu seyn. Durch die Diener ihrer Rache ließ Antonina die Marcionia und beiden Kammerlinge heimlich verhaften. Den Unglücklichen wurden die Zungen aus dem Halse geschnitten, alle drei hierauf erdrosselt, deren Körper in mehrere Stücke zerhackt und nahe bei Syrakus in das Meer geworfen. *) Dem Constantinus konnte

*) Auch den Theodosius selbst mußte Belisarius um Verzeihung bitten; wenigstens ihm mehrere sehr dringende Einladungsschreiben senden und ihn ersuchen, nach Italien zu kommen und als Intendant des Kaiserthums in

Antonina ihren Horn damals noch nicht fähig loffen; aber sie schwur ihm blutige Rache, und diese zu befriedigen, führte nun leider! der hitzige, allgeklärte Constantinus jetzt selbst die unselige Gelegenheit herbei.

6. Nach dem, gleich im Anfange der Belagerung unternommenen, aber für die Gothen so unglücklichen Sturm auf Rom, hatte Vortices im ersten Aufwallung seines Zorns den Befehl gegeben, alle als Geiseln nach Ravenna gebrachte römische Senatoren zu ermorden. Der grausame Befehl ward vollzogen; und nur zwei oder drei hatten das Glück, durch schleunige Flucht dem Tode zu entgehen. Unter diesen befand sich Präsidius, ein angesehener Römer von sehr großem Vermögen, der aber den größten Theil desselben durch den Krieg und die jetzt in Italien herrschende Verwirrung verloren hatte. Auf seiner Flucht kam er zuerst nach Spoleto, und von

dem Palaste des R.
ten. Phorius, An-
sich dem Theodosi
musste seinen Stie-
pel zurückkehren, —

und ehrloses Weib jetzt schon im höchsten Grade unsere Verachtung; so werden wir sie nun auch bald als ein, jeder Empfindung einer Mutter, jedem Gefühle der Natur entsagendes Ungeheuer, das seinen eigenen Eohn mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgt, an besten Qualen und Mörtern sich ergötzt und gleichsam mit lebender Zunge das Blut eines edlen, schuldlosen Jünglings schlürft, noch ungleich mehr verabscheuen. — — So war das Weib, das, um das Maß seiner Greß voll zu machen, nun auch in dem gleich folgenden Abschnitte, als die lügenhafte und ruchlose Anklägerin eines großen, frommen und heiligen Papstes auftreten wird.

allen seinen Schätzen war ihm nichts übrig geblieben, als zwei in Gold eingelegte, mit einer Menge Juwelen von hohem Werthe besetzte Dolche. In Spoleto führte damals Constantinus den Oberbefehl. Er kannte den Prätorius nicht, hielt dessen Person für verächtlich, ließ ihn daher anhalten und seine Papiere und Effekten durchsuchen. Man fand die beiden so eben erwähnten Dolche, und diese gefielen dem Constantinus so ungemein wohl, daß er ohne weiteres sich dieselben zu eignete. Als Prätorius bald darauf seine Freiheit wieder erhalten hatte, begab er sich nach Rom, fest entschlossen, bei dem Oberfeldherrn gegen Constantinus Klage zu führen. So lange die Belagerung dauerte und Roms Erhaltung die ganze Aufmerksamkeit des Feldherrn in Anspruch nahm, wollte Prätorius ihn nicht mit einer Privatangelegenheit belästigen. Als aber der Waffenstillstand geschlossen war, ging er zu Belisarius und klagte wegen des erlittenen Verlustes und der von Constantin ihm zugefügten Beleidigung. Belisarius gab seiner Klage Gehör und versprach dem Beleidigten schleunige Wiedererstattung der ihm geraubten Kostbarkeiten. Aber Constantinus achtete nicht der von Belisarius ihm dieser Sache wegen gegebenen Ermahnungen. Er hielt den Kläger und dessen Klage für zu unbedeutend, als daß sie seine, wirklich nicht kleinen kriegerischen Verdienste um den Staat, auf der Waagschale der Gerechtigkeit überwiegen könnten. Prätorius, enttäuscht über die lange Zögerung, war entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Er bezeugte dem Belisarius, als derselbe über das Forum ritt. In Gegenwart einer Menge Volkes stieg Prätorius vom Pferde sogleich in die Sattel, und forderte mit dem Hochsinne eines alten Römers und mit lauter Stimme von dem Feldherrn die jedem römischen Unterthan gebührende Wohlthat der beschworenen Befehle.

7. Belisarius' Thron stand jetzt auf dem Spiel. In Gegenwart mehrerer Officiere vom ersten Range ermahnte er noch einmal, und zwar dringender als bisher, den Constantinus, zu Wiedererstattung der dem Präsidius gehörenden Kostbarkeiten. Der Beweis des Geloherns unter den Augen so vieler Zeugen empörte den Stolz des Constantinus. Unbesonnen rief er aus, daß er beide Dinge lieber in das Meer werfen, als dem Präsidius wieder zurückgeben würde. Zorn funkelte jetzt in den Augen des Belisarius, und den Uebermüthigen hart ansehend, fragte er ihn mit der Miene und dem Tone eines mit unumschränkter Vollmacht ausgerüsteten Stellvertreters des Kaisers, ob er wohl wisse, daß er Macht und Gewalt habe, es ihm auf der Stelle zu befehlen; zu gleicher Zeit rief er seine Wache herein. Das Erscheinen der Trabanten hält Constantinus für ein Vorzeichen seines nahen Todes, und in der Verzweiflung stürzt er sich jetzt mit gezücktem Dolche auf seinen Gelohern. Nur durch eine schnelle Wendung hinter den neben ihm stehenden Vassal entgeht Belisarius dem tödtlichen Stoß. Die beiden Geloherten, Valerian und Sloger, fallen dem Rasenden unter die Arme und entwenden seinen Händen den Dolch. Von der Wache vollends entwaffnet, wird er in ein entfernteres Gemach geführt und nach einer Stunde, auf das Betriehen der jetzt über ihrem Feind triumphirenden Antonina, von den Trabanten des Belisarius, auf dessen Befehl, mit vielen Wunden ermordet. — Unstreitig hatte Constantinus das Leben verwirkt. Aber Belisarius, wollte er ihn nicht begnadigen, mußte das Schicksal des Unglücklichen dem Spruche eines geschwägig niedergesetzten Kriegsgerichtes überlassen. Forderten die römischen Kriegsgesetze den Tod des Verbrechers; so mußte er fallen als ein Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit, aber nicht als das Schlachtopfer der blutigen Rache.

eines ehrlosen, mit Schande und Schmach bedeckten Weibes.

A. Valerius grausame Willkür entpöte alle Herzen seiner Officiere. Man vergaß das Verbrechen des Constantinus, erinnerte sich nur seiner Tapferkeit und geleisteten großen Dienste, schrieb sein Vergehen seiner Verzweiflung zu und sah in seinem Tode nicht die Bestrafung eines Verbrechens, sondern bloß die Befriedigung der Rachgier eines blutdürstigen Weibes. Viele der Anführer in dem Heere hatten, gleich dem Constantinus, Manches auf nicht minder unerlaubtem Wege sich erworben. Alle diese stützten nun vor ähnlichem Schicksale. Argwohn und Mißtrauen lagerten sich jetzt zwischen Valerius und seinen höhern Officieren, und ein großer Theil des Heeres ward erschüttert und wankend in seiner bisherigen treuen Anhänglichkeit an den Feldherrn. Diese jetzt immer mehr zunehmende Spannung der Gemüther hatte bald den verderblichsten Einfluß auf die Angelegenheiten der Römer in Italien; und wir werden in Kurzem die Zerstörung und den Untergang einer großen und volkreichen Stadt und das grauenvolle Niedermetzeln von dreimalhunderttausend ihrer Einwohner als eine Folge dieser unheiligen Spaltung zu bejammern haben.

Valerius ahndete nicht, welche Bösen von Verdruss und Unannehmlichkeiten seine übertriebene Achtung vielmehr seine slavische Folgsamkeit gegen den Willen seines Weibes, aber ihn herbeiführen würde. Er überwandt zwar alles durch seine Klugheit, Stasthaftigkeit und persönliche Tapferkeit; aber durch die Grausamkeit seines Weibes war nun einmal doch seine Feldherrn-Glorie in den Augen Roms Heeres auf lange Zeit verdunkelt. Indessen wäre es immer noch

ein Glück für ihn gewesen, wenn diejenige, welche die Gefährtin seines Ruhms wie seines Lebens hätte sehn können, nicht nachher auch seinen Ruhm und seine Würde als Christ, Mensch und Staatsbürger, noch ungleich mehr besleckt, noch ungleich schändlicher befleckt hätte.

XL.

1. Die Entsetzung des Alerpatriarchen Anatolius, so wie die Verbannung der vornehmsten Häupter der Eutychianischen Secte hatten den Unwillen der Kaiserin Theodora auf das höchste gereizt und ihr Zorn war um so heftiger, je mehr sie ihn vor ihrem Gemahl, dem Kaiser, verhergen mußte. Gewohnt, alles unter ihren Willen sich beugen zu sehen, dabei überzeugt, zu Ausführung jedes Frevels stets eben so tauglich als willige Werkzeuge zu finden, umfaßte ihr unlauberer Geist den verwegenen und ruchlosen Plan, so bald sie dadurch nur irgend einen ihrer leidenschaftlichen Zwecke erreichen konnte. Das Concilium von Chalcedon haßte Theodora von ganzem Herzen; und mit aller, den Sectenhäuptern gewöhnlich eigenen Wuth war sie den Irrthümern der Eutychianer ergeben. Aber Justinian bekannte sich zu den Beschlüssen des Chalcedonischen Conciliums und hatte die Vorhänger und Wortführer der Alesphalen verbannt. Um also das Concilium von Chalcedon zu verdrängen, mußte sie auch den Glauben ihres Gemahls stürzen und um das Eine wie das Andere zu erreichen, sah sie kein anderes Mittel, als selbst das Oberhaupt der Christenheit, den Papst nämlich, zum Gegenstand ihrer boshaften Strebens zu machen. Daß dieser, von dem ehrwürdigen Papste Gelasius

nicht zu erwarten sey; darauf warf sie seinen Augen-
blick; sie warf daher ihre Augen auf den Diacon Bi-
gillus, welcher in dem Gefolge des verstorbenen
Papstes nach Constanthopel gekommen, nach Agapets
Tod noch einige Zeit dort geblieben und dessen uners-
laubtes; ehrsüchtiges Streben nach der päpstlichen
Würde ihr schon aus frühern Zeiten bekannt war. *)

2. Eine Meisterin in allen Künsten der Verstele-
lung, wußte Theodora den Mägestern, mit welchem
sie jede ihrer verderblichen Tugenden zu befriedigen suchte,
sich unter ein wohlberathenes, nie über die Grenzen
des Inlandes Hindus zu weisendes Aeußere zu verbergen.
Sie ließ also den Bigillus zu sich rufen, schmeichelte
ihm seinen Stolz, indem sie mit erlärtester Theilnahme aus-
sagte, wie tief es sie schmerze, einen Mann von solchem
Bedürfnisse nicht auf einem erhabenen Posten stehen zu
sehen, auf welchem seine ausgezeichneten Talente ihm
 längst schon berufen hätten; beklagte hierauf die in
der Kirche herrschende Verwirrung, kühnliche dabei,
wie leicht es wäre, durch Verwerfung des Alerandri-
schen von Chalcedon und gemäßigten Mönchen mit
den heiligen Vätern Anathemas, Severus, Pappus
von Spanien u. dergl. Friede und Eintracht in der
Kirche wieder herzustellen, und machte dem Bigillus
endlich das Anerbieten, ihm wenn er diese Vor-
schläge annehmen wollte, auf den päpstlichen Stuhl

*) Es ist dieses der nämliche Bigillus, welcher, wie wir
schon in einem der vorhergehenden Abschnitte erzählt
durch List und allerlei Intriguen den Papst Bonifacius
den Achten, gleich in der ersten Woche nach dessen
Erhebung, zu dem falschen geschlossenen Schritte hingedr-
angte, ihn zu seinem bestimmten Nachfolger auf dem
päpstlichen Stuhl zu erklären und von den anwesenden
Bischöfen dafür anerkennen zu lassen.

zu erheben. Da man nun sehr eilig war, auch so notwendig habe; so verordnete sie, noch ehe sie ihm
sogleich 700 Pfund Goldes auszahlen zu lassen, und
auch einen schriftlichen Befehl an Belisarius im Wege
zu geben, daß dieser den Silverius seines Amtes ent-
setze, und Vigilius an dessen Stelle auf den alsdann
erledigten päpstlichen Stuhl setze.

3. Man Pabst zu werden, versuchte Vigilius
Sacrorall. Hist. alles, was man nur haben wollte. Als Theodora
von T. 11. ad sah, daß sie ihren Mann gesunden hatte, wollte sie,
ann. 537. S. 4 auf den Rath des Vigilius, doch erst gelinnete Klage
ex 8. p. versuchen. Sie schrieb an den Pabst, zu wünschen zum
Kaiser und zu ihr nach Constantinopel kommen, das
Concilium von Ephesus besuchen und mit den von
Ipsel verordneten Bischöfen Kirchengemeinschaft ein-
gehen. Der schallhafte Diakon mußte wohl, daß der
Pabst von allem diesem nichts thun würde.

4. Als Silverius das Schreiben der Kaiserin
erhalten hatte, rief er aus: Nun sehe ich, daß diese
Sache endlich noch meinen Tod zur Folge haben
wird. — Der Kaiserin antwortete der Pabst, daß er
ihren Forderungen nie Genüge leisten werde. Ni-
mer, die als offenkundige, verstockte Irrlehre, oder
mäßig wären verdammt worden, könne er nicht wieder
in ihre Würden einsetzen, mithin auch nicht Kircheng-
meinschaft mit ihnen eingehen. — Vigilius erhielt
nun die 700 Pfunde Goldes nebst dem Befehle an
den Belisarius, und reiste unverzüglich nach Rom
damit ab.

5. In dem Schreiben an Belisarius hatte die
Kaiserin sich sehr kurz ausgedrückt: „Suche dir den
Pabst vom Halse zu schaffen; ihn zu entsetzen und
eiligst zu uns (nach Griechenland) zu senden, und Sorge

7. Das Oberhaupt der Kirche, der Erzbischof von Salzburg, erhielt Befehl, vor dem Kaiser zu erscheinen, Hilarius kam, Hilarius und Antonius sagten ihm, daß eine schwere Last auf ihn ruhe, er jedoch ein sicheres Mittel zu finden habe, der ihm drohenden Gefahr zu entgehen. So kam er darauf an, den Willen der Kaiserin zu erfüllen, das Concilium von Chalcedon zu verdammen und des Anathem und die andern Bischöfe in seine Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Hilarius bestritt seine Missethat, ließ aber Theophrast, Bischof von Antiochia, nicht ohne Schein von Verfassung, daß er sich ihren kaiserlichen Forderungen fügen werde. Hiernach Herausgehend aus dem Palaste sagte der Papst den ihm begleitenden Geistlichen die unerbörten Zumuthungen, die man ihm gemacht habe, und begab sich darauf nach der, nach der heiligen Maria-Geburt genannten Kirche *). Hier kam Theophrast, Anathem

einer wirklichen Verrätherlei beschuldigen. Wenn Hilarius in der That dieses Verbrechen begangen hat, warum demüthigte man denn ihm die so oft und dringend begehrte gerichtliche Untersuchung? Warum that, als man den Brief auflegte, nicht auch der Brief, welcher den Brief überbringen mußte, verhaftet und, um den Papst seiner Schuld zu überführen, ihm derselbe gegenübergestellt? warum wurden, als der Kaiser eine Untersuchung befehlen hatte, dessen Befehle, dennoch nicht befolgt, und endlich, um dieser von Hilarius Feinden so sehr gefürchteten Untersuchung auszuweichen, der Papst sogar in seinem Gefängnisse erwerdet? Wie viele Ränke muß nicht der hochste Verräthergeist verschluden, ohne jedoch einer seiner Lügen auch nur einen entfernten Grad von Wahrscheinlichkeit geben zu können?

*) Anastasius und Liberatus ergänzen sich hier gegenseitig, und man muß beide aufmerksam vergleichen, um durch

Photius selber, der zu ihm, beschied ihn abetmals nach dem Palaste; und versicherte ihn mit einem Eide, daß man ihn ungehindert zu seiner Kirche wieder werde zurückkehren lassen. Die Begleiter des Papstes baten ihn, den Eid schwören der Griechen nicht zu trauen; demungeachtet folgte Silverius der erhaltenen Ladung. Von Seite des Belisarius und der Antonina wieder die nämlichen Zudringlichkeiten, wie früher; von Seite des Papstes der nämliche feste und ernste Widerstand wie das erstemal. Der eidlichen Zusage wegen, ließ man den Papst wieder in seine Kirche zurückgehen; aber sein Untergang ward man unwiderruflich beschloffen. Unter einem nichts sagenden Vorwand ward er schon am folgenden Tage wieder zu Belisarius gerufen. Silverius sah wohl ein, daß man ihn durch List zu fangen suchte^{*)}. Inbrünstig bezete er zu Gott, übergab demuthsvoll sein Schicksal in die Hand der Vorsehung und ging mit dem frohen Muth eines heiligen Bekenners nach dem Picianischen Palast. Als er dort ankam, mußte die ihn begleitende Geistlichkeit in einem der äußersten Vorsäle zurückbleiben und der Papst ward ganz allein und ohne alle Begleitung nach dem Gemach des kaiserlichen Feldherrn geführt.

H. Ob schon Belisarius, um sich in der Gunst der Kaiserin zu erhalten, an der Kirche Jesu, deren treuer Verehrer er bisher wenigstens dem Aeußern nach gewes-

richtige Combinirung ihrer Angaben das ganze Detail dieser schändlichen und grausamen Farce kennen zu lernen.

- *) Der Eid, welchen Photius geschworen hatte, war zweideutig abgefaßt. Man konnte denselben eben sowohl auf jedesmaliges Erscheinen des Papstes vor dem Belisarius, als auch bloß auf die eine, von Photius ihm gemachte Einladung anwenden.

son war, nun zum schändlichen Verräther ward; so wollte er doch bei dem Bubenstück, das jetzt ausgeführt werden sollte, nicht gerade die Hauptrolle spielen; er überließ dieses seinem, durch lange Praxis, hiezu zur Virtuositin gewordenen Weibe. Antonina lag auf einem prächtigen Ruhebette; demüthig saß zu ihren Füßen ihr gehorsamer Gemahl. . . Sobald der heilige Vater hereintrat, rief sie ihm gleich mit freischender Stimme entgegen: „Pabst Silverius! Was haben wir Euch geboten, daß Ihr uns alle an die Gothen verrathen wollet?“ Silverius wollte antworten; aber sie ließ ihn nicht zum Worte kommen; ein Strom von Vorwürfen ergoß sich über den heiligen Vater, und während sie noch geiserte und schrie, trat Eugenius, einer ihrer in allen ihren Schlechtigkeiten eingeweihter Bösewichte *) mit noch zwei erkauften römischen Diaconen herein, rissen dem heiligen Pabste das Pallium vom Leibe, zogen ihm sein Gewand aus, warfen ihm eine Mönchskutte über und führten ihn als einen Gefangenen in ein entferntes Gemach. Einer der beiden niederträchtigen Diacone gieng hierauf zu den Geistlichen heraus; welche den Pabst nach dem Palaste begleiteten hatten, verkündete denselben, was geschehen war, sagte, Silverius sey nicht mehr Pabst, sondern gehe jetzt, in eine Mönchskutte geküßt, seiner fernern Bestimmung entgegen. Außer sich vor Entsetzen über eine so unerhörte Gewaltthat verließen sie eiligst einen Palast, dessen Mauern Zeugen eines beispiellosen sacrilegischen Frevels gewesen waren. Der Eine stoh dahin, der Andere dorthin.

*) Fuit ille minister sceleris, quidam ex famulis, Eugenius nomine, qui commissi contra Silverium piaculi satelles fuerat. Procop. hist. arc. 6. 1. D.

... 9. Nicht nach andern Tagen versammelte Belisarius die gesammte Geistlichkeit der Kirche von Rom, erklärte, daß Willkür des päpstlichen Stuhls nicht entstehen werde, mithin ein neuer Papst müßte gewählt werden und empfahl hiezu im Namen des Kaisers den frommen, verdienstvollen Vigilius. Durch und Glauben lobten die Jungen der Klavierschule diejenigen, welche diese wackern Bistumskandidaten zu wollen, wurden durch Belisarius andere Worte eingeschüchtert, und so ward nun Vigilius zum Kergemüß der gesammten Christenheit, zum Papste gewählt, oder vielmehr der trauernden, ihres Gemahls beraubten, von einer geliebten Bischofskirche gebildeten Kirche Jesu als Alerpapste aufgezogen.

10. Der heilige Euprepius ward als ein Verbannter nach Patara in Lykien geführt. Aber der Bischof des Orts, voll heiligen Eifers, mithin furchtlos vor den Blicken der Mächtigen dieser Erde, machte sich sogleich auf den Weg nach Constantinopel, trat unerschrocken vor den Kaiser und sagte: „Dort ist die furchtbare, Gerichtsthal, wo Du das Haupt herbeiführst, da Du den schrecklichen Stellvertreter des Sohnes des lebendigen Gottes so grausam hast mißhandelt lassen.“ Der Kaiser mußte von Allem, was vorgefallen war, nachsicht. Aber die mit höherer Weihe gesprochenen Worte des Bischofs, machten so tiefen Eindruck auf ihn, daß selbst, durch dessen Einfluß nicht dagegen verwehrt. In dieser

*) Ueberall, zu jeder Zeit und in auch nur immer das Andina beschaffen sein mag, wurden die Worte des Bischofs, gewirkt, sobald dieselben nur diese Solbische zu sein

man befahl, den Pabst Silverius sogleich wieder nach Italien zurückzubringen und über die gegen ihn erhobene Anklage eine gerichtliche Untersuchung anzustellen. Fände es sich, setzte der Kaiser hinzu, daß Silverius wirklich einen unerlaubten Briefwechsel mit den Gothen gepflogen hätte; so sollte er zwar Pabst bleiben, jedoch nicht mehr in Rom, sondern an einem andern Orte in Italien seinen Wohnsitz nehmen. Würde er aber unschuldig befunden, so sollte er mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen in seinem bischöflichen Palast in Rom wieder eingeführt werden.

11. Um Belisarius und An-
seine Seite zu stehen, hatte Vi-
von der Kaiserin erhaltenen Gel-
des versprochen. Als er je-
gebendem Befehle und der Ku-
Runde erhielt, begab er sich f-
Paare und erklärte, daß er, in
fame und vielleicht gar den pabi-
kriegen sollte, auch nicht die d-
bert Pfund Goldes bezahlen kön-
so habgierig als grausam, wöl-
Matgeld nicht entbehren. Da
Pabst Silverius, bis dessen E-
entschieden wäre, unter die Frei-
glius zu stellen. Sobald also
gekommen war, ward er sogleich
dazu ernannten Defessoren der

fielen; unerschrockene Hirten der ihnen von Jesu Chri-
sto anvertrauten Heerden zu seyn und sie alsdann,
gleich dem großen Apostel, mit Wahrheit sagen könnten:
„Suche ich den Menschen zu gefallen, so bin ich nicht
Christi Knecht u.“

sehen und von diesen gefänglich nach der Insel Palmaria gebracht.

12. Antonine, die, vermöge der schändlichen und schmerzhaften Inquisitionen, wohl mußte, daß sie alles mögen dürften und, je größer ihre Freud war, desto mehr sie auch in der Kunst ihrer grausamen Inquisitionen zeigen würde, sorgte nicht dafür, daß diese ihre grausame Unterfuchung überflüssig war. In seinem Gefängnisse in Palmaria erfuhr der heilige Silverius die härteste Behandlung. Aber weil er, den über jedes Schicksal, durch Silverius angetragen, bei allen Verfolgungen selber stand. In seinem Gefängnisse verdamnte und erachtete er den, so eben, gewissenlosen Räuber seines apostolischen Stuhles, vergab nicht das Mindeste seiner erhabenen Würde und erhielt von vielen Bischöfen, unter andern vom Papste, Bischof in Antiochia, die eifrigste Unterstützung ihrer Ehrfurcht und Bewunderung. Als eine Weile sahen, daß sie auf dem Wege harter Mißhandlung ihren Zweck vielleicht erst spät erreichen würden, so schickten sie zu expedieren Mäntel. Man entzog nämlich dem Papste alle Nahrung *) und ließ ihn, in dem strengsten Sinne des Wortes, eines grausamen Hungertodes sterben. Der heilige starb am 20. Julius 538. Durch seinen am Grabe des Silverius geschehenen Wunder gab Gott dem Bekennner seines allerheiligsten Namens Zeugnis vor den Menschen. Die Kirche ordnete ihn den Heiligen bei und verehrt auch heute zu Tage noch dessen Andenken in jedem Jahre am 20. Julius. **)

*) — — Per suos servos et Eugenium Antoninæ aicariam, sive vi adhibita, sive inedia mori coegit. Sacer. t. II. p. 339.

**) Veronius, Petavius und Alexander Matalus setzen den

**Versteht sich in dieser und durch alle Buchhandlungen
Deutschlands, der Schweiz und des Elsasses von
selbstigen Preise zu haben.**

**Harber, August; Leben der Väter und Märtyrer und sonder-
licher vorzüglichsten Heiligen. Aus dem Französischen, Übersetzt
von Dr. M. S. P. und Dr. W. S. P. 20 Bände in 10 Bänden, nämli-
ch: 1. Register, 2. Bände: 1. B. enthält die Beweglichen
Heiligen der kathol. Kirche. Jeder Band im Subscriptions-
preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthl. 8 gr.
2. B. enthält die Beweglichen Heiligen der katholischen Kirche. Aus
dem Französischen Übersetzt von Dr. M. S. P. und Dr. W. S. P.
2 Bände in 10 Bänden, 2. B. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthl. 8 gr.
3. B. enthält die Glaubensbekenner in Frankreich, im
18ten Jahrhundert, nach bewährten Urkunden.
Aus dem Französischen übersetzt und mit neuen Berichten
versehen von Dr. M. S. P. und Dr. W. S. P. 4 Bände
gr. 8. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthl. 8 gr.
Jeder Band 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthl. 8 gr.
Chateaubriand, Fr. Aug., die Wahrheiten des Chri-
stenthums oder die Religion und Gottesdienst der Katholiken.
2 Bände in 10 Bänden, 2. B. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthl. 8 gr.**

Die alte und neue Erbkatholik. in Preußen,
eingetheilt, über das Erzbisthum Köln mit den Stiften,
'Dekanaten, Pfarreien und Villarien sammt deren Einkün-
nen und Collaturen, von 1542 bis 1800. 2 Bde. in 8.
1. Bde. vor Luther's Zeit; 2. Bde. im sechzehnten und siebenzehn-
ten Jahrhundert, nach Luther's Zeit. 3. Bde. nach der
allernuesten Einrichtung im neunzehnten Jahrhundert.
Aus mehreren noch ungedruckten Urkunden, Dekanats-
statuten etc. historisch dargestellt und Seiner er-
zbischöflichen Gnaden Ferdinand August, Erzbischof
von Köln, gewidmet von den Verfassern Dr. Ant. Joh.
Winterim, der Theologie Doctor etc., Pfarrer in Bielefeld
und der Vorstadt Düsseldorf, und Joh. S. Moersch,
Pfarrer in Wachtendonk. Erster Theil oder erste Epoche,
mit einer Karte der Stifte und Pfarrkirchen. 2 Bde. in
gr. 8. Der Subscriptionspreis ist für jeden Band
1 Rthl. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthl. 17 gr. 12 Sch. 17 Pf.

Meißel, Joh., der Dom zu Speyer (genannt der Kaiser-
-dom), eine topographisch-historische Monographie. 3 Bde.
gr. 8. Mit 2 topographischen Karten. 1828. 3 fl. 24 kr. oder 3 Rthl. 6 gr.

Meißel, Abb. P., die philosophischen Lehren (der Metaphysik
und des Abbs in Mainz) über die Grundgesetze der
Logik. Nebst einem Anhange über den Grundgesetze der
Rechnung: Ausser der lateinischen Schrift auch eine
französische Übersetzung von J. G. F., einem protestantischen
Geistlichen. gr. 8. 1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

**Katechismus, der römische, in's Deutsche über-
setzt von Feiler. 2 Bde. Neue Auflage. 1828.**
3 fl. 30 kr. oder 3 Rthl.

Klein, Karl, sämtliche hinterlassene Predigten, enthal-
tend: die Sonn- und Festtagspredigten, besonders Fest-
predigten; Lehren auf die allerseligste Jungfrau und

...eligen Heiligen, und Christen, die sich in ...
... 4 fl. oder 5 Rth. 12 gr.

Krauthelmer, M., vollständige Erklärung des ...
...fchen Katholismus, oder gründliche Unterweisung in der
...thol. Religion und ... für ...
... in 3 Bdn. 8. ... 6 fl. oder 8 Rth. 12 gr.

Leben der Heiligen, ein Auszug aus dem Leben der
... Väter u., bearbeitet von Dr. Maß und Dr. Weiss,
... 4 Bdn. 166 Bogen in 8. ... 9 fl. oder 5 Rth. 16 gr.

Lehr- und Gebetsbuch für katholische Christen, zweite
... Auflage. kl. 8. Mit einem Titelkupfer. 8. ...
... Druckpapier 1 fl. 54 kr. oder 2 Rth. 12 gr.
... Schreibpapier 1 fl. 12 kr. oder 1 Rth. 16 gr.

Leibniz System der Theologie, nach dem Manuskripte von
... Hannover, den lateinischen Text zur Seite, mit Deutsche
... übersezt von Dr. A. Maß und Dr. A. Weiss, mit einer
... Vorrede von L. Dollé. Dritte, mit einer neuen Ab-
... handlung von den beiden Hrn. Uebersetzern verm. Aufl. gr. 8.

Mennais, Abbé de la, Versuch über die Gleichgültigkeit
... in Religionsachen, aus dem Französischen nach der Sten
... Original-Ausgabe, von Math. Jos. Müller. 1r Band
... 2 fl. 48 kr. oder 1 Rth. 16 gr. (diesen habe ich aus dem
... Schmaller'schen Verlag erhalten).

Messe, die, an allen Sonn- und Feiertagen des Jahres.
... Aus dem Lateinischen übersezt, mit einem Anhang von
... Gebeten. 8. auf Druckpapier 1 fl. 12 kr. oder 1 Rth. 8 gr.
... auf geglättetem Velinpap. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rth. 8 gr.

Palmzweig, himmlischer, oder Unterhaltungen der Seele
... mit Jesu Christo in Andachtsübungen, Eptaneien und Ge-
... beten, mit einem Titelkupfer. 18. Druck. 45 kr. oder 10 gr.
... Velinp. 1 fl. oder 14 gr.
... geglätt. Velinp. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rth.

**Robert Feil: Geschichte und Bilden der Reforme-
tion. Ein Seitenstück zu Willers Darstellung der Refor-
mation. Zürich, gr. 8. Neue Auflage.**

2 fl. 24 kr. oder 1 Rth. 8 gr.

**Wenger, Ferdinand, (Professor und designirter Erzbischof
zu Freiburg) Vorlesungen über Religion nach Vernunft
und Offenbarung, für Akademiker und gebildete Christen,
(Opus posthumum.) gr. 8. 1928. 2 fl. oder 1 Rth. 4 gr.**

**Werner, Fr., der Dom von Mainz und seine Denkmäler,
nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Ge-
schichte der Erzbischöfe bis zur Erbschöpfung des Kurfürsten.
2 Bände. gr. 8. Mit Kupferst.**

Jeder Band kostet: auf groß Velinp. 9 fl. od. 5 Rth. 12 gr.

auf fein weiß Druckp. 6 " " 3 " 16 "

in weiß Med. Druckp. 4 " " 2 " 9 "

**Abbildungen der Denkmäler mit lateinischer, deutscher
und französischer Textbegleitung, H. Folio, jedes Heft mit
6 Abbildungen und Textbegleitung. 1 fl. 30 kr. od. 20 gr.**

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

2 fl. 24 kr. od. 1 Rth. 8 gr.

